F XXXIII 202 a

Nord-Amerika

Vereinigte Staaten.

oft.
439.
c. 1.

Geogr.

F 33 202 a

Die Entdeckungsexpedition

der

Vereinigten Staaten

in den Jahren 1838 bis 1842

unter

Lieutenant Charles Wilkes.

Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1848.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Die Regierung der Vereinigten Staaten rüstete im Jahre 1837 eine Expedition aus, welche namentlich die Südsee und das antarktische Meer besuchen sollte. Der Haupt=zweck war, dem Handel der Vereinigten Staaten nicht bloß einzelne Absatzwege zu öffnen, sondern auch ihm allenthalben den Weg zu bahnen, und die Gefahren der Schifffahrt auf jede thunliche Weise zu vermindern. Der dadurch nothwendige Aufenthalt in jenen Meeren und die unerläßliche wissenschaftliche Ausrüstung zur Erreichung auch bloß materieller Zwecke erweckte den Gedanken, die=ser Expedition einen weitern Umfang zu geben, und die wissenschaftliche Erforschung der Südseeländer so wie der Meere selbst zu einem Hauptzweck der Expedition zu machen. Der Zweck der Expedition geht am deutlichsten aus der Instruction hervor (siehe Anhang), welche dem designirten Befehlshaber, Hrn. Charles Wilkes, ertheilt wurde. Die Expedition kehrte nach mehr als vierjähriger Abwesenheit und nach mehrfach erlittenen großen Verlusten

im Jahre 1842 zurück, beladen mit Sammlungen aller Art und mit einem reichen Vorrath von Beobachtungen, welche zum Theil bereits durch die damit beauftragten Gelehrten zur Oeffentlichkeit gebracht worden sind; theils hat das **American Journal of Science and Arts** die allgemeinen naturhistorischen Resultate veröffentlicht, theils sind der Mineraloge Dana und der Philologe Hale mit besondern Werken hervorgetreten. Das Hauptwerk aber, welches im Jahre 1845 unter dem Titel: „**Narrative of the United States Exploring Expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841 and 1842, by Ch. Wilkes, U. S. N., Commander of the Expedition**“ in fünf Bänden erschien, enthält des Wissenswürdigen außerdem noch so vieles, und ist eine so nothwendige Zugabe zu jenen speciellen Werken, daß eine Uebersetzung desselben, wenn nicht der große Umfang hindernd entgegengestanden wäre, längst hätte erscheinen müssen. Indeß ließ sich hier wohl ein Abkommen treffen. Das Buch enthält manches minder wichtige, zum Theil selbst veraltete: so eine Revolutionsgeschichte der südamerikanischen Staaten, eine umständliche Abhandlung über die Colonisationsgeschichte von Neusüdwales, u. dgl., abgesehen von manchen Einzelnheiten der Seefahrt, welche für Fremde kein Interesse haben. Der Hauptgegenstand des Buches, wie er aus der Instruction, so wie aus der sorgfältigern Behandlung hervorgeht, ist die antarktische Kreuzfahrt der Expedition und die Schilderung der jetzigen Verhältnisse der polynesischen Völker. Ueber den gegenwärtigen Zustand die-

ser in einer merkwürdigen Umgestaltung begriffenen Völker=familie, und namentlich über das in alle Verhältnisse des Lebens eingreifende Missionswesen gibt Hr. Wilkes umfassendere und vorurtheilsfreiere Aufschlüsse, als wir sie bis jetzt gelesen zu haben uns erinnern. Diese beiden Hauptgegenstände des Werkes mußten also mit Umgehung der minder wichtigen in eine abgekürzte Uebersetzung aufgenommen werden, und so ließ sich hoffen dieselbe in zwei mäßigen Bänden zu liefern. Der erste hier mitgetheilte Band enthält die Fahrt um Südamerika herum mit einer kurzen Kreuzfahrt nach dem antarktischen Meere, hierauf eine Beschreibung der niedern Inseln, Taheiti's, der Samoagruppe und endlich die große Kreuzfahrt nach Süden, in der Hr. Wilkes als Nebenbuhler von Roß und d'Urville auftritt; den Schluß des Bandes macht eine Schilderung von Neuseeland und Tongatabu. Er enthält etwas weniger als die Hälfte des Ganzen, weil die gleich auf Tongatabu folgende Beschreibung der Fidschi=Gruppe zu groß ist als daß man sie noch diesem Bande hätte einverleiben können, ohne ihn zu sehr zu vergrößern, denn diese Beschreibung nimmt beinahe den ganzen dritten Band des Originals ein. Der zweite Band wird deßhalb etwas stärker werden, doch auch nicht übermäßig groß, so daß der Leser das Wichtigste aus diesem interessanten Werke in zwei vergleichsweise schwachen Bänden und somit auch zu einem mäßigen Preis erhält. Schließlich muß ich bemerken, daß die Abkürzungen, die das Werk erfahren hat, nicht nach der in London bei

Whittacker and Cie. erschienenen kleinen Ausgabe gefertigt sind, denn in dieser wurden ohne weiters ganze Capitel und zum Theil die wichtigern ausgelassen, z. B. über die Fidschi-Gruppe das zehnte Capitel des dritten Bandes, welches die allgemeine Uebersicht über diese Gruppe nach der speciellen Behandlung der einzelnen Inseln enthält. Hinsichtlich der zahlreichen in dem Appendix des großen Werkes enthaltenen Actenstücke müssen wir erwähnen, daß wir sämmtliche, mehr nur auf das Commando der Schiffe bezügliche Actenstücke weggelassen haben; die meteorologischen Tabellen mußten ohnehin wegbleiben, da sie nur für denjenigen Interesse haben können, welcher sich genauer um diese Gegenstände kümmert, und dieser wird in jeder größern Bibliothek das Originalwerk finden.

Augsburg, im October 1847.

Der Uebersetzer.

Inhalt.

Seite

Vorrede V

Erstes Capitel.

Fahrt über Madeira und die Inseln des grünen Vorgebirges nach Brasilien 1

Zweites Capitel.

Fahrt ums Cap Horn 8

Drittes Capitel.

Chili 27

Viertes Capitel.

Peru 37

Fünftes Capitel.

Die Paumotu-Gruppe 44

Sechstes Capitel.

Taheiti im Jahre 1839 85

Siebentes Capite

Taheiti und Eimeo im Jahre 1839 124

Achtes Capitel.

Tutuila im Jahre 1839 143

Neuntes Capitel.

Upolu — Manono — Savaii im Jahre 1839 166

Zehntes Capitel.

Die Samoa-Gruppe im Jahre 1839 194

Eilftes Capitel.

Neusüdwales 233

Seite

Zwölftes Capitel.

Die antarktische Kreuzfahrt 242

Dreizehntes Capitel.

Neuseeland im Jahre 1840 287

Vierzehntes Capitel.

Tongatabu im Jahre 1840 315

Anhang.

Instruction an Lieutenant Charles Wilkes 353

Memorandum für den Befehlshaber der Expedition zur Untersuchung der Südsee von Admiral Krusenstern 365

Die Entdeckungsexpedition

der

Vereinigten Staaten.

Erstes Capitel.

Fahrt über Madeira und die Inseln des grünen Vorgebirges nach Brasilien.

Am 17 August 1838 erhielt ich meine letzten Instructionen und den Befehl, sobald alles bereit sey, in See zu stechen; am 18 wurden die Anker gelichtet, unter frischem Winde fuhren wir die Bay hinab, am 19 Morgens um 9 Uhr entließen wir unsern Lootsen und fuhren nun hinaus ins atlantische Meer wo unsere Beobachtungen alsbald den Anfang nahmen. Die Strömung ward gemessen und Versuche gemacht durch Senkung eines weißen Gegenstandes die Tiefe zu bemessen, in welche die Sonnenstrahlen eindringen. Aus unserer Lage unter 36° 8′ N. B. 71° 24′ W. L., so wie aus der Temperatur des Wassers erkannten wir, daß wir uns am Rande des Golfstroms befänden, und bemerkten die sogenannte Neerströmung (eddy current); sie lief westlich und nordwestlich, sollte aber wohl richtiger ein Einziehen des Golfstroms genannt werden; ich glaube kaum, daß eine südliche Strömung ähnlich der innern besteht wie man behauptet hat. Wir hatten eine schöne Gelegenheit die Temperatur des Golfstromes zu untersuchen, da wir ihn im rechten Winkel mit seinem Laufe durchsetzten, und auf dieser langsamen Fahrt stündlich den Thermometer beobachteten; die höchste Temperatur des Wassers war 83° F., und die Breite des Stromes etwa 53 Meilen. Viel Lehrreiches ließe sich durch eine Reihe von Experimenten im Golfstrome gewinnen, wodurch die Schifffahrt zwischen den Häfen unserer Küste wesentlich verkürzt werden könnte. Am 25 August ward der Wind günstig und wir steuerten gerade in der Richtung auf Madeira zu, ich hielt

jedoch gegen die westlichen Inseln hin die Richtung des Golfstroms ein, dessen Einfluß wir bis unter 48° W. L. empfanden, wo er dann allmählich gen Nordost sich wandte. Die Temperatur hatte nach und nach von 83° auf 75° abgenommen. Am 6 September als wir bei ganz glattem Meere und klarem Himmel dahin fuhren, rief es vom Mastkorb herab: „Felsen oder ein Wrack vor dem Steuerbord!" Wir blickten hin, hielten den Gegenstand anfangs für einen Felsen, dann für ein Wrack, das die Masten verloren, es war aber nichts als ein sehr großer Baumwollenbaum 120 Fuß lang und, 5 Fuß über den Wurzeln, 14 Fuß im Umfang; er war lange im Wasser gewesen, voll von Muscheln und stark vom Bohrwurm angefressen. Bei stürmischem Wetter, im Zwielicht oder gar bei Nacht hätte man denselben leicht für einen Felsen nehmen können, und ich bin überzeugt viele auf den Karten verzeichnete Klippen haben eben so wenig Wirklichkeit. Keine Strömung war hier bemerkbar, und ich möchte glauben, daß hier ein stilles Wasser sich finde, worin das von dem Golfstrom fortgeführte Holz geraume Zeit sich umhertreibt.

Am 8 September unter 34° 8′ W. L. und 37° 17′ N. B. lenkte die Strömung nach Süden und Westen um, da aber der Wind von Süden und Westen kam, so mußte ich nördlich von St. Michael steuern. Am 16 erblickten wir endlich die Insel Madeira, und da wir starken Westwind hatten, so beschloß ich nach Funchal an der Südseite zu gehen. Noch vor Sonnenuntergang warfen wir Anker. Der erste Anblick von Madeira entsprach nicht dem Bild, das wir uns nach der glühenden Beschreibung der Reisenden gemacht hatten. Von Ferne erblickt man nichts als dürre zerrissene Felsen, die zwar groß und imposant, doch eigenthümlich düster und trübselig aussehen, und erst als wir hart ans Land heran kamen, entdeckten wir die grünen Striche, die allenthalben bis an die höchsten Gipfel hinauf über den dunkelrothen Boden zerstreut sind. Das Grüne der Berge rührt von Heidekraut und Ginster her, die zu einer außerordentlichen Höhe, fast bis zu Waldbäumen emporwachsen. Außer diesen Wäldchen sind die terrassenförmigen Anhöhen mit einer üppigen Tropenvegetation bedeckt, die den dürren Anblick aus der Ferne allmählich in ein Bild von Schönheit und Fruchtbarkeit umge-

staltet. Die auffallendste Eigenthümlichkeit der Berglandschaft sind die gezackten Umrisse, die rauh geformten Felsenthürme und spitzigen Felsenpyramiden, die auf den Gipfeln und Abhängen der höchsten Berge, wie auf den geringeren Höhen emporstarren, so wie die tiefen schroff abfallenden Schluchten, die durch die höchsten Berge fast bis zu ihrem Fuße eingeschnitten sind. Die Ufer der Insel bestehen meist aus hohen Klippen, die dem Wasser manchmal eine senkrechte Wand, ein- bis zweitausend Fuß hoch, zukehren. Diese Klippen sind nur von wenigen kleinen Buchten unterbrochen, wo ein reich gebautes Thal zwischen Steilabstürzen oder umgeben von einem Amphitheater schroffer Berge bis ans Wasser herantritt. In diesen engen Bergen liegen die Dörfer von Madeira. Vor dem Ostcap der Insel liegen viele einzelne vom Lande getrennte Felsen mit kecken schroffen Seiten und gebrochenen Umrissen; sie sind ganz von den benachbarten Klippen getrennt, und einige steigen in schlanken Formen zu großer Höhe an; an andern sind durch die Gewalt des Wassers mächtige Bogengänge durchgebrochen, so daß sie über kurz oder lang mit der Zerstörung bedroht scheinen. Aehnliche nadelförmige Felsen sieht man in der Nähe der Insel Deserta, einige Meilen östlich von Madeira; einen derselben hält man oft für ein Schiff unter Segel, mit dem er auch auf den ersten Anblick einige Aehnlichkeit hat; er ist mehrere hundert Fuß hoch, und der untere Theil kaum breiter als der Gipfel. Durch die Westhälfte der Insel läuft eine 5000′ hohe Centralkette, mit einer weiten, Paul de Serra genannten Ebene, die zur Zucht für Maulthiere und Pferde benützt wird; die Ostseite der Insel ist minder hoch.

Wir versorgten uns mit frischen Lebensmitteln, machten einige Ausflüge auf der Insel, und gingen am 25 September wieder unter Segel. Gleich am nächsten Morgen verlor ich sämmtliche andere Schiffe meines Geschwaders aus dem Gesicht, und als wir wieder zusammenkamen, erfuhr ich, daß sie mehrere Stunden lang Windstille gehabt hatten, obgleich wir ziemlich nahe bei einander gewesen waren; solche Fälle sind in diesem Theile des Meeres häufig. Nachdem wir an den Canarien vorüber waren, kamen wir in eine Strömung N. O. g. O., die eine Viertelmeile in der Stunde floß, bis wir in die Breite von Bonavista, einer der

Inseln des grünen Vorgebirgs kamen. Dieß setzte mich einigermaßen in Erstaunen, da ich glaubte die Strömung sollte in der Richtung unsers Laufes seyn, allein wiederholte Beobachtungen ergaben bald dasselbe Resultat. Bei der Abfahrt aus den Vereinigten Staaten hatte ich die Absicht das Sargassomeer zu durchschneiden, um in Bezug auf diese noch so wenig bekannte und doch so interessante Localität, so wie über den Fucus natans, oder Seetang, dessen Ursprung so lange in Zweifel geblieben war, Untersuchungen anzustellen. Tiefe Sondirungen möchten interessant seyn, und vielleicht die Frage über den Ursprung dieser Pflanze, welche über den ganzen Ocean zerstreut ist, entscheiden, aber meine Zeit gestattete mir diese Abweichung von der geraden Richtung nicht, und ich hoffte auf meiner Rückkehr Gelegenheit zu nähern Forschungen zu erhalten. Am 29 September kamen wir in mißfarbiges Wasser, das so grün aussah wie Wasser von nur fünfzig Faden Tiefe. Als wir es betraten, fiel der Thermometer um $1\frac{1}{2}^0$ bis 2^0; die Strecke, die wir in diesem Wasser zurücklegten, mochte etwa 450 Meilen seyn. Mehrmals ward das Senkblei auf 2 bis 300 Faden Tiefe ausgeworfen und kein Grund gefunden; wir untersuchten das Wasser, ob kleine Thierchen zu entdecken seyen, fanden aber keine. Als wir den Wasserstrich verließen, stieg der Thermometer um zwei Grade, und wir bemerkten eine starke Phosphorescenz.

In der Nacht des 6 October kamen wir in die Nähe der Insel St. Jago; hier bemerkten wir eine ungewöhnlich starke Phosphorescenz, und machten einige Versuche, um die Tiefe zu bestimmen bis zu welcher diese phosphorescirenden Thierchen hinabreichten. Nach mehreren Versuchen fanden sich unterhalb achtzehn Faden keine mehr. Die Temperatur des Wassers in dieser Tiefe war 79^0, an der Oberfläche 80^0 und bei hundert Faden Tiefe 58^0. Die mittlere Temperatur der Luft von Madeira bis hieher war von 69 bis 78^0 gestiegen, während der Unterschied im Wasser 71^0 zu 81^0 war. Am Morgen des 7 warfen wir in der Bay von Porto Praya Anker. Die Insel, namentlich der südöstliche Theil hat ein ganz anderes Aussehen als Madeira, obgleich ihre Formation ganz ähnlich ist. Viele hohe Gipfel und Berge in der Mitte bieten einen schönen Hintergrund für die dürre, uninteressante Küstenlandschaft. Der Boden, die

Felsen, überhaupt alles, was die Oberfläche zeigt, trägt die unzweideutigsten Spuren des vulkanischen Ursprungs. An einer hohen Uferklippe ist die horizontale Schichtung des rothen und gelben Sandsteines auffallend, welche der Tertiärformation angehört und viele Fosilien enthält; das Gestein über der Tertiärformation ist eine dicke Lage poröser Lava; der magere, dünne Boden gibt einem schmächtigen Grasboden nur schwache Nahrung. Ich bedauerte ausnehmend, daß meine Zeit mir nicht gestattete mich länger aufzuhalten, und wir verließen die Insel mit der Ueberzeugung, daß hier für mehrere Zweige der Naturgeschichte viel zu finden sey.

Da der Relief noch immer nicht angekommen war, so hielt ich es für einen unnöthigen Aufenthalt, ihn hier abzuwarten, da wir Rio Janeiro sobald als möglich erreichen mußten, um unsere Ausrüstung zu vollenden, und die Schiffe für die antarktische Kreuzfahrt in Stand zu setzen. Ich fuhr also ab, und der Relief kam auch erst am 18 October zu Porto Praya an, nachdem er von Hampton Roads sechzig Tage unterwegs gewesen war. Nichts kann die Nothwendigkeit sich nach den herrschenden Winden zu richten deutlicher zeigen: wir hatten den Weg über Madeira genommen, der um 1000 Meilen länger ist, hatten uns acht Tage zu Madeira aufgehalten und kamen doch noch eilf Tage früher zu Porto Praya an. Der Relief hatte den geraden Weg eingeschlagen und auf dem ganzen Weg leichte, widrige Winde von Norden, Osten und Süden gehabt, während wir in höherer Breite westliche und südliche Winde hatten.

Wir verließen Porto Praya am 7 und verloren die Passatwinde am 8 unter 18° N. B. und 23° 30′ W. L. Von zwei Schiffen, denen wir begegneten, hatte das eine die Linie unter 27° W. L. durchschnitten, und die Passatwinde unter 6° 30′ N. B. verloren, das andere passirte die Linie unter 22° W. L. und verlor sie unter 7° 30′ N. B. Wir hatten schon zu Porto Praya eine eigenthümliche Unklarheit der Atmosphäre bemerkt, welche selbst an schönen Tagen Ursache war, daß man nichts deutlich unterscheiden konnte; auch nach Regenschauern war die Luftbeschaffenheit dieselbe, und wir fanden sie auch auf unsrer Weiterfahrt. Man könnte sie einen trockenen Nebel nennen. In diesem Theile des Meeres kamen wir durch Wasserstriche

10 bis 30 Meilen in Breite, wo die Temperatur des Wassers oft um 3 bis 4 Grade stieg. Dieß schien auf Strömungen zu deuten, wir konnten aber nur eine sehr leichte nach Süden und Osten entdecken. Der Wind war fortdauernd leicht und wechselnd, am 12 October trat aber ein merkwürdiger Umstand ein: alle Schiffe die mit einem frischen Südost dahinfuhren und nur einige Kabellängen von einander entfernt waren, hatten auf einmal alle den Wind von einer verschiedenen Seite her: der Peacock und Porpoise wären beinahe auf einander gestoßen; der Wirbel ging in die Richtung von Rechts nach Links.

Wir untersuchten mehrere auf den Seekarten angegebene Untiefen und Riffe, konnten sie aber nicht finden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie wie so manche andere auf Täuschung beruhen. Wir wandten uns jetzt gegen Süden um die Linie unter 17° W. L. zu passiren. Das Wetter hatte sich nun geändert, die nächtlichen Regen aufgehört und die ausnehmend unklare Atmosphäre, die seit 14 Tagen vorgeherrscht hatte, war verschwunden. Es ist schwer die eigenthümliche Wirkung dieser Nebelhaftigkeit zu schildern, sie schien alle Gegenstände zu verkleinern, und obwohl man den Horizont sah, war doch Meer und Himmel so verschwommen, daß es dem Auge schwer war sie zu unterscheiden. Zugleich war der Himmel unmittelbar über dem Kopfe völlig klar, die Sonne schien glänzend und die obern Cirrhuswolken zogen in rascher Bewegung gegen Westen. Die Nächte waren jetzt schön bis zum Morgen, wo der Himmel sich gewöhnlich überzog und mit fliegenden Wolken bedeckt blieb bis zum Abend. Ein- oder zweimal beobachtete man ein Zodiakallicht, aber die Wolken hinderten meistens den Anblick. Am Bord des Peacock hatte man am 30 October unter 1° 30′ N. B. und 18° W. L. eine merkwürdige Erscheinung, die dem Nordlichte glich, indem sie sich von Nordwesten erhob, bis über den Zenith aufstieg und dann die Mondscheibe mit einem schwachen Hof von 20° im Durchmesser umgab. Die Erscheinung dauerte eine Stunde, und war trotz des glänzenden Mondlichts sehr deutlich und schön.

Am 5 wandte sich der Wind gegen Südsüdost und wir überschritten die Linie, wie wir beabsichtigt hatten, unter 17° W. L. was uns in den Stand setzte, die angebliche Localität der

Triton-Bank unter 17° 46′ W. L. und 0° 32′ S. B. zu untersuchen. Die Strömung ging jetzt gegen Nordosten, 15 Meilen in 24 Stunden. In dieser Nacht war die See ausnehmend glänzend, indem sie große leuchtende Flecken zeigte; das Licht kam von einer großen Art Pyrosoma, von denen einige zehn Zoll Länge und zwei im Durchmesser hatten. Viele phosphorescirende Thierchen wurden aufgenommen, und einige Furchen zeigten lange Linien glänzenden Lichts. Die Inclinationsnadel zeigte unter dem Aequator 23° 30′; während 48 Stunden wurden stündliche Beobachtungen über die Oscillationen des Barometers unter dem Aequator gemacht. Die Periode der Oscillation ergab folgendes: das Maximum um 9 Uhr Morgens und Abends, das Minimum um 3 Uhr Morgens und Abends. Die Variation war 0,1″ und von 3° 30′ N. B. bis 4° S. B. sehr regelmäßig. Wir hatten jetzt an mehreren schönen und wolkenlosen Abenden schwere Thaue: kaum war die Sonne untergegangen, so war das Schiff ganz feucht davon. Eines der wesentlichen von Dr. Wells als unerläßlich betrachteten Erfordernisse für Thauniederschlag „daß die Temperatur des Körpers, auf dem er sich niederschlägt, bedeutend niedriger als die umgebende Luft seyn soll," fehlte zuverlässig; die Temperatur der Luft und des Schiffes war seit mehreren Tagen auf etwa 78° stehen geblieben; alles, Betttücher, Sparren, Segel und Tauwerk zeigten, so viel man sich dessen vergewissern konnte, denselben Grad. Und zu der Zeit, wo der Thau am reichlichsten war, hatten wir einen frischen Wind. Man behauptet allgemein unter den Seeleuten, fern von Untiefen falle kein Thau, unsere Beobachtungen stimmen aber damit gar nicht überein, denn jedenfalls hatten wir bei Sondirungen keinen Grund gefunden.

Wir fuhren nun über die angebliche Lage der Triton-Bank hin, untersuchten sie sorgfältig, sondirten bis in zwei und dreihundert Faden Tiefe, konnten aber weder Grund finden, noch entdeckten wir eine Entfärbung des Wassers oder eine Veränderung in seiner Temperatur.

Am 7 Nov. Mittags waren wir unter 18° 20′ W. L. und 3° 30′ N. B. Hier fühlten wir zuerst den Einfluß der Aequatorialströmung, die eine halbe Meile in der Stunde nordwestlich ging. Wir suchten mehrere auf den Karten angegebene Klippen und

Sandinseln, konnten aber nichts entdecken. Ich hätte sehr gewünscht meine Forschung weiter gegen Westen fortzusetzen, da mehrere Schiffe Stöße von vulcanischen Erschütterungen erfahren haben wollten, und man glaubte, es möchten sich dadurch Untiefen gebildet haben. Aber ich fürchtete, wenn ich weiter gegen Westen fahre, die Gelegenheit zu verlieren, die Stelle zu untersuchen wo der ausgezeichnete Seefahrer Krusenstern einen Vulcan zu sehen glaubte. Ich steuerte dahin, kam am 11 an die Stelle wo Krusenstern eine Untiefe vermuthete, fuhr mehrmals darüber hin und überzeugte mich, daß keine solche Untiefe vorhanden sey. Da ich nun alle die Stellen, die in meinen Instructionen verzeichnet waren, besucht hatte, so steuerte ich nach Rio de Janeiro, wobei die Aequatorialströmung uns in 24 Stunden 25 Meilen weit führte. Am 16 Nov. kamen wir an den magnetischen Aequator unter 13° 30′ S. B. und 30° 18′ W. L. Die Abweichung betrug nach genauer Beobachtung 10° 30′ W. Wir setzten unsern Weg rasch fort, die Strömung ging jetzt mehr südwärts und betrug 20 Meilen des Tages. Am 22 erreichten wir Cap Frio und am 23 liefen wir in den prächtigen Hafen von Rio ein. Die Temperatur auf der Fahrt von den Inseln des grünen Vorgebirgs bis Rio war wie folgt: sie stieg, bis sie unter 9° 24′ N. B. ihr Maximum erreichte, Wasser 83,5°, während die Luft auf 81,6° war, von da fiel sie über Untiefen auf 75 und selbst auf 69°.

Zweites Capitel.

Fahrt ums Cap Horn.

Gegen Ende December hatten wir alle unsere wissenschaftlichen Arbeiten, Pendelbeobachtungen, Längenberechnungen aus dem Verhältniß des Mondes zu den Sternen, Circummeridianbeobachtungen behufs der Breite u. s. w. beendigt, unsere Mannschaft sowie unsern Vorrath an Lebensmitteln vermehrt, und am 6 Januar lichteten wir die Anker. Auf der Fahrt nach dem

Rio Negro waren die Winde leicht und wechselnd, und gelegentlich hatten wir eine schwache südwestliche Strömung. Am 18 Januar 78 Meilen von der Mündung des Rio Plata, kamen wir durch die mißfärbigen Wasser dieses Stromes, deren Temperatur 4° niedriger als die der umgebenden See war. Nachdem wir südlich von diesem Wasser gekommen, wechselte die Strömung und ging nun gegen Norden. Am Abend des 19 bemerkten wir viele mißfärbige Flecken im Wasser und fanden, daß dieß von einer Art Salpen herrühre, die wir früher nicht gesehen hatten. Als die Nacht einbrach, wurde die See sehr leuchtend, und die Schiffe ließen auf ihrem Laufe lange glänzende Streifen hinter sich. Lebhafte Blitze im Westen zeigten eine finstere Wolkenmasse die auf Sturm deutete. Gegen zehn Uhr Abends hüllte uns plötzlich ein Nebel ein, die Temperatur von Luft und Wasser fiel von 67° auf 57°, was der Luft etwas kaltes und feuchtes gab. Das Wasser wurde ganz glatt, der Wind erstarb, und alles besorgte Gefahr. Wir refften die Segel halb ein, sondirten, fanden aber bei hundert und fünfzig Faden keinen Grund. Die Schiffe des Geschwaders fuhren nahe bei einander, wie in einem Silbersee, durch dessen Licht ihre Formen sich hoben, der Anblick war schön, vermehrte aber die herrschende Unruhe. Kurz darauf sprang der Wind nach Südost um, und ein dichter Nebel folgte, der einen ganzen Tag dauerte, aber die Temperatur von Luft und Wasser blieb sechs bis acht Grad kälter bis zum 23, wo sie wieder auf die vorige Höhe stieg. Diese merkwürdige Veränderung der Temperatur war, wie ich kaum zweifelte, durch die Nähe von Eisbergen veranlaßt, die man zuweilen in dieser Breite 38° 55′ S. und 54° 30′ W. L. gesehen hat. Später hatten wir wieder schönes, angenehmes Wetter bis zu der Ankunft am Rio Negro; auf diesem Wege war die Temperatur von Luft und Wasser um 10° gesunken.

Am 24 hatten wir einen schweren Thau, und unsere Beobachtungen bestätigten die Bemerkung Capitän Kings, daß derselbe von einem Nordwind oder einem Umspringen dahin begleitet sey. Bei Annäherung an der Küste waren die Sondirungen ausnehmend regelmäßig, da sie auf drei Meilen immer etwa einen Faden abnehmen. Südlich vom La Plata zeigten sie feinen grauen Sand mit Kieseln und Muscheln, während sie nordwärts blauen

Schlamm ergaben. Auf 150 Meilen von da hatten wir nur fünfzig Faden Tiefe. Am 25 entdeckten wir die Küste, die aus einer Linie niedriger, baumloser Sandhügel besteht und wenig Vegetation zeigt. Am Abend warfen wir vor der Barre in acht Faden Tiefe Anker, gerade nachdem wir einen der aus Süden und Westen kommenden Windstöße erfahren hatten, wodurch sich diese Küste auszeichnet; er war von Blitz und Donner begleitet, Massen von Sand und Insecten wurden vom Land aufs Schiff geweht, aber wenig Regen fiel. Der Barometer zeigte den Windstoß durch einen Fall von 0,2 Zoll an.

Ich setzte mich mit dem Lande in Verbindung, wo ein geborner Buenos-Ayrier, J. J. Hernandez, den Oberbefehl führte. Handelsschiffe haben wenig Veranlassung den Platz zu besuchen, denn wegen der herrschenden Armuth könnte man die nothwendigsten Waaren nicht absetzen; nichts ist als Tauschwaare zu bekommen als Salz. Davon sind mehrere Ladungen längs dem Ufer des Flusses aufgeschichtet; man gewinnt es aus den Salzseen auf den Campos und schafft es in Ochsenkarren nach dem Ufer. Ich bedauerte sehr, daß ich keine Zeit hatte diese Salzseen besichtigen zu lassen; sie sind in den Pampas zahlreich und innerhalb weniger Leguas von der Stadt El Carmen gibt es ihrer vier, die zwei bis drei Leguas im Umfange haben, nebst vielen kleinern. Aus dem größten derselben ist das Salz, das man vom Rio Negro ausführt, größtentheils gewonnen. Bei trockenem Wetter soll es sich sehr rasch bilden, so daß man es zuweilen täglich sammeln kann, da es in 24 Stunden eine Dicke von zwei Zoll erreicht. Ob dieß wahr ist, kann ich nicht versichern. Noch wunderbareres erzählt man von den großen Seen im Innern: sie sollen zehn Leguas im Umkreis haben, und mit einer blendend weißen Kruste, so stark, daß sie Roß und Reiter tragen kann, bedeckt seyn. Bei schweren Regen werden diese Seen in Moräste von schwarzem Schlamm umgewandelt, der, wie das Wasser verdampft, sich mit Salz überzieht. Dieß ist so schön weiß und so fein krystallisirt daß es gar keiner Reinigung bedarf, ehe man es zu Markte bringt. Die allgemeine Ansicht hinsichtlich dieser Salzseen geht dahin, daß das Salz im Boden verbreitet sey, da man bis jetzt in keinem Theil des Landes Salz in festem Zustande gefunden hat. Keine genügende Nachricht

war zu erhalten, ob diese Seen schwächer werden, da der einzige Mensch, der darüber Aufschluß hätte geben können, ein Amerikaner, Namens Adams, der fast den ganzen Handel dieses Orts betrieb, eben abwesend war. Es scheint die Politik der jetzigen Regierung von Buenos-Ayres zu seyn, der Viehzucht und der Ausfuhr von Häuten aus diesem Orte Hindernisse in den Wege zu legen, um den Handel zu Buenos-Ayres zu concentriren. Die großen Heerden, welche früher hier gehalten wurden, haben sich sehr vermindert.

In einem Umkreis von 80 Meilen leben, die umherwandernden Indianer ausgenommen, etwa 2000 Menschen; die Bevölkerung von Carmen beträgt ungefähr 500. Fünf hier wohnende Amerikaner empfangen allen Schutz, den die Regierung ihnen gewähren kann, und werden gut behandelt. Der Rio Negro ist für Boote bis zu dem Dorfe Chichula, 200 Meilen von der Mündung, schiffbar. Die Entfernung quer über Land nach Buenos-Ayres beträgt etwa 500 Meilen, man braucht ungefähr 15 Tage, um mit der Hauptstadt zu correspondiren, aber der Gouverneur hatte seit den zwei letzten Monaten keine Nachricht erhalten. Die Straße ist durch die Horden feindlicher Indianer unsicher. Korn, Früchte und Gemüse gedeihen gut, und könnten bei gehörigem Fleiß in Menge erzeugt werden; das Klima ist herrlich und kaltes Wetter selten, obwohl man zu Zeiten ein Viertelzoll dickes Eis gefunden hat. Ochsen und Pferde sind die Haupthandelsartikel, ja sie machen gewissermaßen das Tauschmittel im ganzen Lande aus; der Zolltarif ist derselbe wie zu Buenos-Ayres.

Die Indianer, welche Carmen um des Kriegs und Handels willen besuchen, gehören zu vier verschiedenen Stämmen: Pampas, Ancases, Tehuiliches oder Techuelches und Chilenos. Die beiden erstern hausen im Norden des Rio Negro bis an den Rio Colorado; die Tehuiliches sind aus den Bergen im Süden, die Chilenos aus dem Südwesten. Während der Kindheit der Ansiedlung waren die Indianer sehr lästig, und die Spanier siegten nur durch die Ueberlegenheit ihrer Waffen und ihrer Disciplin. Der letzte Angriff der Indianer geschah im Jahre 1832, wo sie aber eine solche Niederlage erlitten, daß sie seit dem sich nicht mehr heranwagten; doch ist die Besatzung, welche

aus 200 Mann, meist Verbrechern und verbannten Afrikanern und brasilianischen Sklaven, die im Krieg mit Brasilien gefangen wurden, besteht, stets auf ihrer Hut. Die gefürchtetsten Indianer sind die Chilenos, die Tehuiliches dagegen gelten trotz ihrer bedeutenden Körpergröße für feig. Die wenigen Indianer, welche die Hütten oder Toldos auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses bewohnen, sind bekehrt und heißen Indios-Mansos; sie sind eine Mischung aus allen Stämmen und in ihren Sitten und ihrer Lebensweise so verändert, daß man sich kein richtiges Bild mehr von ihrem eigentlichen Charakter machen kann. Sie sind nicht über Mittelgröße; ihre Glieder voll und gut ausgebildet, ihre Hautfarbe ist ein bräunliches Kupfer; ihre straffen schwarzen Haare wachsen tief in die Stirne herein, und da sie es an beiden Seiten des Gesichtes lang herabhängen lassen, so vermehrt es noch ihren wilden Ausdruck. Die Stirne ist niedrig und nach oben schmal, ihre Augen klein, schwarz und tiefliegend; einige haben sie schief geschnitten, wie die Chinesen. Diese Aehnlichkeit wird noch erhöht durch die Breite des Gesichts, die ein charakteristischer Zug ist. Die Nase ist an der Wurzel etwas platt, an den Nasenflügeln breit, die Lippen sind voll und das Kinn nicht vorstehend. Der Ausdruck des Gesichts zeigt weder Verstand noch Lebhaftigkeit. Die Männer tragen allerlei bunten Staat nach spanischer Mode; die Weiber haben nur die Chilipa um ihre Nacktheit zu decken.

Von den Ancasen scheint wenig bekannt zu seyn; sie hausen gegen Norden, sprechen eine besondere Sprache und stehen den andern an Körpergröße nach. Die Chilenos stammen von der Westseite des Continents, und sind streifende Schaaren des großen arauanischen Volkes. Die Puelches, welche die Pampas-Indianer und Tehuiliches umfassen, bewohnen das Land südlich vom Rio de la Plata und östlich von den Cordilleren. Die im Norden des Colorado sind hauptsächlich unter dem Namen Pampas-Indianer bekannt, nennen sich aber selbst Chechehets; die südlich von diesem Strom nennen sich Tehuiliches; sie bewohnen das Tafel-Land zwischen den Cordilleren und die öden Ebenen der Küste. Diese Völker sollen von einem riesenhaften Bau und im allgemeinen größer seyn als die übrigen.

Die Küste und die Ufer des Rio Negro bestehen aus Sandhügeln von 30′ bis 40′ Höhe; sie steigen allmählich zu hundert Fuß an, in welcher Höhe dann der Boden in flacher Prairie fortläuft, ohne einen einzigen Baum, der die Monotonie unterbräche. Die anscheinenden Hügel sind also nichts als die Seitenwände der Höhlung, welche sich der Strom ausgegraben hat. Das einzige Grün auf der Prairie ist eine kleine Staude, die, wenn man die untern Zweige abreißt, zu einem nützlichen Zwecke dient. Durch eine optische Täuschung erscheint sie in diesem Zustande so groß wie ein gewöhnlicher Apfelbaum, und man ist beim Näherkommen nicht wenig erstaunt sie nicht höher als die übrigen Stauden, nämlich vier bis fünf Fuß hoch zu finden. Man reißt solchen Stauden in der Entfernung von Viertelstunde zu Viertelstunde die untern Zweige ab, und sie dienen in solcher Weise als Führer auf der Prairie. Eine ähnliche optische Wirkung sollen Reisende auf den Steppen Rußlands bemerkt haben.

Wild, nämlich: Rehe, Guanacos, Cavias, Casuars, Rebhühner, Trappen, Eulen u. s. w. gibt es in Menge. Armadillos sind sehr gewöhnlich, auch den Strauß sieht man häufig, und Stachelschweine sollen sich gleichfalls finden. Der Boden der Campos ist meist eine Mischung von Thon, Sand und kleinen Kieseln, aber der Humus fehlt. Die Prairien werden abgebrannt um neues, nahrhaftes Gras hervorzulocken. Das Gestein an den Klippen und längs der Ufer ist ein weicher, grauer Sandstein, den man an einigen Stellen mit den Fingern zerreiben kann, während er anderswo hart genug zu Bausteinen ist. Die Schichtung ist völlig horizontal.

Die Breite des Flusses beträgt weniger als eine Drittelmeile, der Fall ist stark und eine große Menge Wasser wird dem Ocean zugeführt. Die gewöhnliche Fluth steigt acht Fuß, Springfluthen bis auf 14′. Quellen sieht man keine in der Nähe, noch irgend eine Spur von laufendem Wasser, den Strom ausgenommen. Das Regenwasser sammelt sich in Landsenkungen und bildet große Teiche, die jedoch nur wenige Zoll tief sind. Die Zeit unsers Besuches fiel in die Sommermonate, und wir fanden die mittlere Temperatur 73°. Der Winter soll sehr mild seyn, zwar fällt Schnee, doch verschwindet er nach wenigen

Stunden wieder. Eis ist selten, obwohl häufig Frost einfallen soll. Januar bis April ist die Zeit, wo am wenigsten Stürme herrschen.

Die Vegetation des Hochlandes trägt die Spur langer Dürre, da die Bäume fehlen und die Wurzeln der Pflanzen vertical eindringen. Das verkrüppelte Ansehen der Gesträuche, die gleich am Boden sich in Zweige ausbreiten, das Dichte, Starre, Undurchringliche der Zweige, die gewöhnlich in Dornen auswachsen, die kleinen, im Winter kaum abfallenden Blätter und ihr dürres, lederartiges Gewebe, nebst dem allgemeinen braunen Aussehen des Landes, alles zeigt eine Vegetation, welche große Dürre zu ertragen im Stande ist. Auch Sarsaparilla wächst in diesem Theile des Landes reichlich.

Am 3 Februar gingen wir unter Segel, froh einen so sehr den Winden ausgesetzten, unangenehmen Ankerplatz zu verlassen. Am 8 fiel der Barometer plötzlich auf 29,5 Zoll, ohne eine andere Veränderung im Wetter als starken Nebel. Der Wind kam von N. N. W., schlug am 11 nach S. W. um, worauf der Barometer wieder stieg und das Wetter sich aufhellte. Aber am 12 fiel der Barometer abermals auf 29,5, dickes Wetter und Regen folgte, und gegen S. W. und W. thürmten sich schwere Wolken auf, ein Vorzeichen schlimmen Wetters. Nach wenigen Stunden kamen heftige Windstöße mit Hagel und Regen, und das Wetter wurde merklich kälter; Temperatur 46°. Am nächsten Morgen erreichten wir Staten-Land und bald hernach Cap St. Diego, im Feuerland. Das Ufer war zerrissen, hoch und öde. Die Straße Lemaire war vor uns, und wir benützten eben noch die Fluth und einen günstigen Wind, um durch seine jetzt völlig glatten Wirbel und Strömungen zu fahren. Der Tag war für dieß Klima ausgezeichnet schön, und der Anblick trotz der öden Ufer herrlich. Wir brauchten zur Durchfahrt nur drei Stunden, hatten aber doch aus den Schluchten hervor häufige Windstöße zu befahren, die manchmal von etwas Schnee begleitet waren. Der Barometer war auf 29,25 gefallen. Gegen meine Erwartung hatten wir am nächsten Tage ausgezeichnet gutes Wetter, mit leichtem, wechselndem Wind von Osten und zu Zeiten Windstille. Dieß gab mir Gelegenheit, die Strömungen zu untersuchen. Viele Wasserlinien wurden

beobachtet und gefunden, daß, wenn die Schiffe auf verschiedenen Seiten waren, sie auch nach verschiedene Richtungen fortgetrieben wurden. Die Strömung außerhalb einer Linie von Cap Good Succeß nach Cap Horn geht ostwärts, und Schiffe die westwärts segeln, würden deßhalb wohl thun sich innerhalb dieser Linie zu halten.

Ostwärts vom Cap Horn erhielt ich eine Sondirung mit einem Seethermometer in einer Tiefe von 450 Faden. Die Temperatur an der Oberfläche war 44° und als der Thermometer heraufkam, zeigte er nur 28°. Die Sondirung war senkrecht und der Thermometer war vorher genau untersucht worden. Dieser auffallende Umstand setzte mich nicht wenig in Erstaunen. Leider war es zu spät in dieser Nacht noch eine zweite Sondirung vorzunehmen, und am andern Morgen hatte ich nur noch 80 Faden Wasser. Der Thermometer fiel in dieser Tiefe nur auf 46°, während er an der Oberfläche 49° war.

Die Küste vom Feuerland zeigt allenthalben denselben allgemeinen Charakter, nämlich ein hohes, schroffes, zerrissenes Land, das eine ziemlich gleichförmige Höhe von 1000 bis 1500 Fuß hat, nur daß hie und da ein Schneegipfel sich auf 4 bis 5000 Fuß erhebt. Zahlreiche, unerwartete Einschnitte, von denen viele Häfen und zum Theil sehr sichere Häfen für kleine Schiffe bilden, kommen längs der ganzen Küste vor. Ich hatte unsern Schiffen allen, ehe wir den ersten antarktischen Ausflug machten, Orange Harbour als Rendezvous angewiesen; die Canäle zwischen den Felsen sind tief, und bieten keinen Ankergrund außer in Buchten, nahe an den Felsen aber gewöhnlich kann man ganz sicher durchfahren, denn allenthalben, wo Felsen sind, wächst auch Seegras (Kelp), so daß man die Untiefen leicht erkennen kann.

Am Morgen des 16 bemerkte der Lt. Dale an Bord des Porpoise ein merkwürdiges Parhelion: zwei Sonnen, fast von gleichem Glanze, standen nur einen Durchmesser entfernt über einander. Die untere war die falsche Sonne. Die Sonnenhöhe war 8°, und zugleich sah man 21° 40′ im Süden davon eine dritte Sonne, die nach der eigentlichen Sonne hin prismatische Farben, und rückwärts einen Lichtstreif zeigte. Kein Hof oder Bogen war zu sehen. Das Ganze verschwand in

15 Minuten. Auf dem Porpoise war die Temperatur der Mastspitze nicht angemerkt worden, auf dem Vincennes aber war eine Verschiedenheit von fünf Graden zwischen dem Deck und der Mastspitze, was einen dem Phänomen günstigen Stand der Atmosphäre anzeigt. Barometer 29,55 Zoll, Temperatur 42°. Gerade vor Nacht machte der Porpoise ein Zeichen, daß er mit uns zu sprechen wünsche, und schickte eine Tonne an Bord mit einer großen Meduse zur Untersuchung durch die Naturforscher; sie hatte neun Fuß im Umfang, und die Brachien waren sieben Fuß lang. Es war die Acalepha Medusa Pelagia nach Cuvier. — Am 17 bemerkte man vom Bild des Peacock eine außerordentliche Lichtbrechung, denn er erschien dreifach, das oberste und unterste Bild aufrecht, das mittlere verkehrt; sie waren alle sehr gut gezeichnet. Die Temperatur auf dem Verdeck war 55°, auf der Mastspitze 62°. Ein Schiff, das man vom Decke des Vincennes aus nicht sah, wurde durch die Strahlenbrechung sichtbar und das Land war zu gleicher Zeit sehr verdreht, sowohl vertical als horizontal. Am Bord des Peacock bemerkte man den Vincennes und Porpoise in ähnlicher Weise, indeß war der Unterschied der Temperatur zwischen der Mastspitze und dem Verdeck größer, denn letztere betrug nur 50°, erstere 62°. Der Barometer stand auf 29,62 Zoll, der Hygrometer 10°.

Beim Umschiffen des Cap Horn hatten wir herrliches Wetter; wir fuhren zwei Meilen von dem gefürchteten Vorgebirge hin, und konnten nicht umhin die vom Wetter zerrissenen Abhänge anzustaunen, die so lange schon den Seeleuten Schrecken einflößten. Hier empfanden wir zuerst den langen Wogenzug des stillen Meeres, obgleich es fast völlig ruhig dalag. Wir fuhren zwischen den Eremiten Inseln und dem falschen Cap Horn hindurch, brachten eine ängstliche Nacht in dem langen Canal zu, aus dem die Ebbe mit einer Strömung von fünf Meilen in der Stunde bei unserer Einfahrt sich ergoß, und erreichten endlich um 6 Uhr Morgens Orange Harbour.

Wir fanden hier das Schiff Relief, das wir am Eingang das Hafens von Rio gelassen hatten, und dem der Orange-Harbour als Sammelplatz bestimmt worden war. Er hatte, um dem schlimmen Wetter auszuweichen, am 21 Januar in der Good Succeß-Bay gelandet und war hier mit Eingebornen zusammen-

getroffen, die sich ihnen unbewaffnet und furchtlos näherten. Sie waren nackt mit Ausnahme eines Guanacofells, das sie von den Schultern bis auf die Kniee herab bedeckte. Die Zahl derselben die zu der Schiffsmannschaft herankamen, betrug siebzehn, und mit wenigen Ausnahmen übertrafen sie die mittlere europäische Körpergröße; sie hatten niedrige Stirnen, hohe Backenknochen und breite Gesichter, deren unterer Theil stark vorstand; ihr Haar war grob, oben kurz abgeschnitten, aber an den Seiten und hinten hing es dicht herab; um den Theil des Kopfes wo das Haar abgeschnitten war, trugen sie eine kleine Mütze oder einen Streifen von Fell oder Wollgarn. Viele hatten ihr Gesicht mit rothen und schwarzen Streifen bemalt, was ihnen bei ihren krankhaft entzündeten Augen ein schmutziges, ekelhaftes Ansehen gab. Die Officiere des Relief hielten sie für einen Stamm Patagonier, der gelegentlich in den Sommermonaten diesen Theil des Feuerlandes besuche; jedenfalls unterschieden sie sich völlig von den Pescherähs, die wir später in Orange Harbour sahen. Sie kannten augenscheinlich die Feuerwaffen, die sie Eu oder Geist nannten, und man sah auch europäische Waaren, namentlich Glasperlen bei ihnen. Bemerkenswerth ist, daß sie Tabak, Branntwein, Brod und Fleisch zurückwiesen und nur nach altem Eisen, Nägeln u. dgl. Lust bezeigten.

Orange Harbour ist auf der Westseite der Nassau-Bay, durch die sogenannte verbrannte Insel davon getrennt und geschützt, fast ringsum vom Land eingeschlossen und der sicherste Hafen an dieser Küste. Die Berge auf beiden Seiten erheben sich nach mehreren Undulationen in konische Gipfel, das nackte zerrissene Gestein starrt allenthalben empor, und alles hat ein bleiches, winteriges Ansehen, was mit dem Klima vortrefflich zusammenstimmt. Dennoch ist der Anblick nicht unangenehm. Die Berge sind mit dichten Wäldern von Buchen, Birken, Weiden und Wintereichen bedeckt, wovon die ersten 40 bis 50 Fuß hoch und durch die herrschenden Südwestwinde sämmtlich gegen Nordost gebeugt sind. Die Höhe ist so auffallend gleichmäßig, daß sie in der Ferne mehr wie Heidekraut, als wie Waldbäume aussehen. Die ganze Küste scheint aus neuen vulcanischen Felsen zu bestehen, aber alle unsere Nachforschungen bewiesen das Gegentheil: wir fanden nirgends poröse Lava, Bimssteine oder Obsi-

dian, ebensowenig Granit oder andere Urfelsen, wie Capitän King berichtet, sondern das Gestein war trachytisch oder von der Trappformation und hatte augenscheinlich durch Feuer mehr oder minder gelitten.

Ehe wir von Orange Harbour abfuhren, um einen Ausflug ins antarktische Meer zu machen, kam ein aus Rinde gefertigtes Canoe mit einem Indier, seiner Frau und vier Kindern in die Nähe des Schiffes; der Stamm zu dem sie gehörten, ist unter dem Namen Pescherähs bekannt. Sie waren ganz nackt mit Ausnahme eines kleinen Stückes Seehundsfell, das nur hinreicht eine Schulter zu bedecken und gewöhnlich nach der Seite hin getragen wird woher der Wind weht, um nur einigermaßen gegen dessen durchdringende Heftigkeit geschützt zu seyn. Die Leute waren nicht über fünf Fuß hoch, von heller Kupferfarbe, die aber durch Ruß und Schmutz fast verdeckt war, namentlich auf den Gesichtern, die sie vertical mit Holzkohle bezeichnen. Sie haben kurze Gesichter, schmale Stirnen und hohe Backenknochen; ihre Augen sind klein und gewöhnlich schwarz, die obern Augenlieder fallen in der innern Ecke über das untere, und das Auge hat eine starke Aehnlichkeit mit dem der Chinesen. Ihre Nase ist breit und flach, die Nasenlöcher weit ausgedehnt, der Mund groß, die Zähne weiß, groß und regelmäßig. Das lange, straffe, schwarze Haar hängt über das Gesicht herab, und ist mit weißer Asche bedeckt, was ihnen ein abscheuliches Ansehen gibt. Das ganze Gesicht ist zusammengedrückt. Ihre Körper sind bemerkenswerth durch die starke Entwicklung der Brust, der Schultern und der Wirbelsäule; ihre Arme sind unverhältnißmäßig lang, ihre Beine dünn und schlecht gebaut, zwischen der Größe des Knöchels und des Beins ist fast kein Unterschied, und wenn sie stehen, hängt die Haut vom Knie in dicken losen Falten herunter. Bei einigen scheinen die Beinmuskeln fast ganz zu fehlen, und besitzen sehr wenig Stärke; dieß kommt von dem ewigen Sitzen in ihren Canoes und in ihren Hütten, denn die Verbindungen zu Land sind sehr gehemmt, theils durch den gebirgigen und felsigen Charakter des Landes, das mit tiefen, von schroffen Abhängen umschlossenen Buchten angefüllt ist, theils durch die sumpfige Beschaffenheit des Bodens auf Bergen, in Ebenen und Thälern; zudem sind auch die Wälder so dicht mit dornigen

Büschen durchwachsen, daß nicht durchzukommen ist, und die Eingebornen somit wenig Veranlassung haben, ihre Beine zu gebrauchen. Ihre Haut ist merklich kälter als die unsrige. Man kann sich kaum etwas schmutzigeres denken, als diese schlecht gebaute und häßliche Race.

Sie wagen sich in ihren aus Rinde gebauten und mit Fischbein, Seehundsfellen und Baumzweigen fester gemachten Canoes kaum über die Untiefen hinaus, wo noch Seegras wächst; doch wollen einige Officiere sie auch auf den Eremiten-Inseln gesehen haben, was beweisen würde, daß sie sich auf ihren schwachen Canoes zehn bis zwölf Meilen weit hinaus wagen. Ihre Hütten sind gewöhnlich hart am Ufer, im Hintergrund einer kleinen Bay gebaut aus Zweigen und kleinen in die Erde gestoßenen Bäumen, die man oben zusammenbiegt, mit Rinde, Binsen und Zweigen durchflicht und bedeckt, so daß sie warm und dem Wind und Schnee, wenn auch nicht ganz dem Regen undurchdringlich sind. Sie haben gewöhnlich 7′ bis 8′ im Durchmesser und nicht über 4′ bis 5′ Höhe, man kriecht durch ein ovales Loch hinein. Der gewöhnliche Begleiter einer solchen Hütte ist ein Haufen Muscheln fast so groß wie die Hütte selbst.

Diese Leute wissen Geberden und Töne ausnehmend gut nachzuahmen, und wiederholten jedes Wort unserer Sprache mit ungemein richtigem Ausdruck. Die Nachahmung der Töne geht wirklich ins Erstaunliche; einer machte nach den Tönen einer Geige die Octave auf- und abwärts vollkommen richtig durch; selbst den Halbtönen konnte er fast ohne Fehler folgen. Obgleich man sie zuweilen ganz laut schreien hört, konnten sie doch keinen Lärmen ertragen; so oft die Trommel gerührt oder ein Gewehr abgefeuert wurde, steckten sie stets die Finger in die Ohren; unter einander sprechen sie stets nur flüsternd. Ihr vorsichtiges Benehmen und ihre Bewegungen zeigten, daß sie eine furchtsame Race seyen. Die Männer waren ausnehmend eifersüchtig auf ihre Weiber und ließen nicht leicht jemand in ihre Hütten treten, ebenso ließen sie die Weiber nie auf die Schiffe steigen. Diese zeigen sich in der Gegenwart von Männern sehr bescheiden: man sieht sie stets in sitzender Stellung, so daß die Kniee das Kinn berühren. Ihre Hände und Füße sind klein und gut geformt, auch sollte man nach

ihrem Aussehen schließen, daß sie nicht an harte Arbeit gewohnt sind. Sie scheinen ihre Kinder sehr zu lieben, obgleich sie solche manchmal um eine Kleinigkeit zum Verkauf anboten. Ihre Gesichter waren ganz mit Ruß beschmiert, und ihr ausnehmend häßliches Aussehen mag wohl zum Theile daher rühren, daß sie von ihren Männern, ehe sie so in die Nähe kamen, entstellt worden waren; zum mindesten brach eine, als sie sich zufälliger Weise im Spiegel sah, in Thränen aus, was die Matrosen der verletzten Eitelkeit zuschrieben.

In ihren Canoes unterhalten diese Leute immer Feuer, so gefährlich dieß auch manchmal ist; wahrscheinlich geschieht dieß aus Sorgfalt um stets in kurzer Zeit Feuer machen zu können, was für sie sehr schwierig seyn muß; wir gaben uns vergeblich Mühe, die Art, wie sie Feuer anzündeten, ausfindig zu machen. Ihre Nahrung besteht aus Teller- und Miesmuscheln und andern Schalthieren, ebenso Fischen und Robben, die oft zwischen dem Seegras gefangen werden, Berren verschiedener Art, auch wilden Selleri gibt es in Menge. Sie kochen ihre Speisen wenig; die Schalthiere lösen sie durch Hitze von den Schalen ab, und die Fische sie braten zum Theil in ihrer Haut, ohne sie auszunehmen. Auch sie wiesen Wein und geistige Getränke zurück, nahmen dagegen gerne Zuckerwasser; Salzspeisen waren nicht nach ihrem Geschmack, wogegen sie Reis und Pudding mit Begierde verschlangen.

Alsbald nach unserer Ankunft in Orange Harbour wurden Vorbereitungen getroffen zu einer kurzen Kreuzfahrt in den antarktischen Ocean. Obgleich die Jahreszeit dazu schon etwas spät war, so hoffte ich doch hinsichtlich der Schifffahrt zwischen dem Eise einige Erfahrungen zu machen, und glaubte, eben wegen der späten Jahreszeit werde sich das Eis an den Ufern von Palmers-Land losgelöst haben und eine größere Annäherung gestatten in der Nähe von Cooks ne plus ultra. Capitän Hudson mit dem Peacock und Flying Fish wurde eben in letzterer Richtung westwärts geschickt, während ich mit dem Porpoise und Seagull südwärts steuern wollte, um wo möglich die Ostseite von Palmers-Land zu erforschen, oder wenn die Gelegenheit sich ergeben sollte, noch weiter südwärts vorzudringen. Das Schiff Relief wurde mit einem Theil der Herren vom wis-

senschaftlichen Corps nach der Magellanstraße gesendet, um das Feld unserer Operationen auszudehnen.

Am 25 Februar waren alle Vorbereitungen getroffen, und das Signal zur Abfahrt wurde gegeben. Am 26 sprachen wir ein Schiff, einen amerikanischen Wallfischfahrer, der von Neuseeland nach Neuyork unterwegs war; er hatte nicht weniger als 3800 Tonnen Oel am Bord, und der Capitän war, so leck auch sein Schiff aussah, in der heitersten Stimmung; seine Mannschaft war so schmutzig, als ich je eine gesehen. Ich ergriff die Gelegenheit, um Briefe nach Hause abzusenden.

Wir steuerten südöstlich, und da wir einen starken Nordwestwind hatten, der das Meer in großer Bewegung ließ, so stellte ich Messungen über die Schnelligkeit und Höhe der Wellen an; ich fand letztere 32 Fuß, und die Schnelligkeit muß 26½ Meilen in der Stunde betragen. Wir sahen viele Albatrosse, die manchmal wie unbeweglich im Sturm anhielten, einige graue Sturmvögel und Captauben in großer Menge. Das Wetter wurde dick, die Temperatur des Wassers fiel auf 32°, und ich hielt es für nothwendig in der Dunkelheit beizulegen. Am 28 wurde das Wetter milder, aber der Nordwind brachte Regen und in der Nacht mußten wir, da es allzufinster war, wieder beilegen. Mit Tagesanbruch am 1 März hatten wir Schnee und erblickten die ersten Eisinseln: sie schienen sehr abgerieben, und waren klein in Vergleich mit denen die wir später zu Gesicht bekamen; da wir aber noch nicht an den Anblick gewöhnt waren, hielten wir sie für ungemein groß. Am Mittag sahen wir Land, das sich als Ridleys-Insel auswies; es war hoch, zerrissen und oben mit Schnee bedeckt. Die Felsen hatten ein basaltisches Ansehen und viele waren von der Hauptmasse der Insel an der wir wegen der heftigen Brandung nicht landen konnten, losgerissen. Gegen Abend bemerkten wir das nördliche Vorland von König Georgs-Insel. Das Aussehn des ganzen 800 bis 1000 Fuß hohen Landes ist vulcanisch. Außerdem hatten wir vor Nacht noch mehrere andere Inseln, so wie Eisberge und Treibeis im Gesicht. Am 2 mit Tagesanbruch sahen wir die Inseln O'Brien und Apsland, nebst manchen eine halbe bis eine Meile langen Eisinseln von viereckiger Form. Durch den feuchten Nebel hindurch entdeckten wir Bridgeman's-Insel, an der wir zu landen ver-

suchten, aber der dichte Nebel und der Schwefelgeruch trieben uns zurück. Die Insel ist etwa 600 Fuß hoch und gleicht einem abgeplatteten Dom. Das Meer war ruhig, aber das langgezogene Schwellen des Meeres schlug an sie und an die Eisberge, denen wir begegneten.

Am 3 steuerten wir nach Palmers-Land. Die Vögel hatten sich sehr vermehrt; Captauben, graue und schwarze Sturmvögel und hie und da Penguins schwammen in allen Richtungen um uns herum, und stießen ihr mißtöniges Geschrei aus. Um 6½ Uhr erreichten wir das Land, das ich für den Berg Hope, den Ostpunkt von Palmers-Land hielt. Um 8 Uhr waren wir zwischen zahlreiche Eisberge eingedrungen, bis wir nicht mehr weiter konnten; selten habe ich einen schönern Anblick gesehen. Die See war wirklich ganz besetzt mit diesen Massen, die zum Theil rein weiß waren, zum Theil alle Schattirungen des Opals zeigten, andere waren smaragdgrün, andere tief schwarz, was mit den blendend weißen einen seltsamen Contrast bildete. Nahe bei uns entdeckten wir drei kleine Inseln, welche wir die Abenteurerinseln nannten, während weiterhin zwei hohe Berge, darunter einer der Mount Hope, emporragten. Ich setze diese Ostgränze von Palmers-Land oder M. Hope unter 57° 55′ W. L. und 63° 25′ S. B. Die Küste zog sich südöstlich hin, meiner Schätzung nach 25 bis 30 Meilen weit. Wir hatten uns jetzt versichert, daß nahe am Lande, wenigstens in so später Jahreszeit, kein offener Raum sey, und da die ganze Fläche etzt mit Eisbergen besetzt war, so mußten wir, wo möglich ehe die Nacht einbrach, wieder hinauszukommen suchen. Unsere Lage war kritisch, aber das Wetter begünstigte uns einige Stunden lang. Wir steuerten mit allen Segeln südlich und westlich, zählten aber noch um 8 Uhr Abends achtzig große Eisinseln, und jetzt fiel ein dicker Nebel ein, so daß wir bis Tagesanbruch beilegen mußten, vor welcher Zeit ein heftiger Schneesturm eintrat. Die Temperatur des Wassers war auf 29°, die der Luft auf 28° gefallen; in hundert Faden Tiefe fanden wir erstere 29°. Ein heftiger Wind erhob sich jetzt von Süden und Westen, das Verdeck der Brigg wurde mit Eis und Schnee bedeckt, und das Wetter wurde ausnehmend feucht und kalt. Die Mannschaft litt nicht nur durch Mangel an Raum zur Unter-

bringung im Schiff, sondern auch durch die unzweckmäßige Kleidung, welche die Regierung mit großen Kosten angeschafft hatte, die aber dem Zweck keineswegs entsprach.

Am 5 März war der Sturm gewachsen und die Gefahr von den Eisbergen stieg; der Thermometer fiel auf 27° in der freien Luft, im Wasser auf 29°, das Eis bildete sich rasch auf dem Verdeck, das Tauwerk überzog sich mit Eis, so daß die Leitung des Schiffes alle mögliche Aufmerkamkeit in Anspruch nahm und, da namentlich auch der Nebel einen großen Theil des Tages hindurch uns einhüllte, keinerlei Beobachtungen angestellt werden konnten. Dieß bewog mich alle Plane einer weitern südlichen Fahrt aufzugeben, und ich befahl dem Seagull, der in noch schlimmerer Lage war, wie wir, nach Orange Harbour umzukehren, und zwar über Deception Island, während wir nordwärts noch einige andere Inseln untersuchen wollten. Ich beabsichtigte nämlich nach den Aurora-Inseln zu gehen, aber die Masse der uns umgebenden Eisberge und der bei der Mannschaft beginnende Scorbut nöthigten zu schleuniger Umkehr. Am 7 erblickten wir, als der Nebel sich erhob, Land und zwar in solcher Nähe, daß wir, wenn der Nebel ein wenig später sich erhoben hätte, unfehlbar gescheitert wären. Es war die Elephanten-Insel; wir waren in den letzten vier Tagen über 50 Meilen weit durch die Strömung gegen Osten geführt worden. Die Insel ist hoch und hat ein ganz vulcanisches Ansehen: ihre Thäler waren mit Eis und Schnee bedeckt.

Wir untersuchten hier die Temperatur der Tiefe und fanden sie mit dreihundert Faden 33°, während die Oberfläche 36° zeigte. Am 16 sondirten wir in der Nähe der Straße Lemaire abermals, und fanden die Temperatur in 400 Faden Tiefe 37°, während die Oberfläche 44° hatte. Dieß war etwa 60 Meilen östlich von der Stelle, wo ich am 15 Februar die merkwürdige Sondirung vorgenommen hatte. Erst am 29 März erreichten wir bei einbrechender Nacht die Nassau-Bay und wären beinahe auf Riffe aufgelaufen, hörten aber zum Glück noch die Brandung, entdeckten, daß wir mitten im Seegras waren, und ließen augenblicklich den Anker fallen.

Ich traf zu meinem großen Vergnügen den Seagull glücklich im Hafen. Er hatte am 10 März an der Deception Insel

gelandet, und war wegen des schlechten Wetters eine Woche daselbst geblieben. Der Boden in der Bucht, wo sie landeten, war eine lockere schwarze Erde, die Betten der Schluchten und die Meeresufer waren mit einem schwarzen und röthlichen Kies bedeckt, der im Aussehen dem Bimsstein glich. Fettgänse sah man hier in zahlloser Menge, sie bedeckten ganz wörtlich Hunderte von Acres am Abhang der Berge. Es war eben die Zeit der Mause und die Thiere emsig beschäftigt einander die Federn auszurupfen. Es war unterhaltend, sie in dieser Beschäftigung paarweise zu sehen, und eben so den hitzigen Angriff der Matrosen auf dieselben: denn die Thiere ergaben sich nicht sogleich, sondern begannen nicht selten den Kampf, indem sie die Angreifenden mit den Schnäbeln packten und mit den Flügeln schlugen. Es waren hübsche Vögel mit gelben Büschen auf dem Kopfe. In Begleitung dieser Fettgänse fand man eine kleine, weiße Taube (Chironis) ganz zahm; sie ließ sich in großer Menge fangen. Diese Thiere haben kein Gewebe zwischen den Zehen, ihre Beine und ihr Schnabel sind roth, ihr Gefieder vollkommen weiß, obwohl nicht eben schön. Sie scheinen ganz von dem Mist der Fettgans zu leben, und ihr Fleisch ist schwarz, roh und unschmackhaft.

Lt. Johnson besuchte auch einen alten Krater im Hintergrunde der Berge, wo ein sanfter Aufstieg von etwa 400 Fuß ihn an den Rand einer schroffen zwanzig Fuß hohen Bank brachte, welche der Krater auf der Seite nach der Bay hin umgab. Der Krater hatte von Osten nach Westen etwa 1500 Fuß im Durchmesser, und war gegen Westen und weiter hin von hohen Bogen und vielen augenscheinlich durch heftige Regen ausgewaschenen Schluchten begränzt. Dieß ließ vermuthen, daß das Wasser im Krater frisch seyn würde, aber der Geschmack und die Salzkruste am Rand zeigten bald das Gegentheil. Nahe am Ostende des Kraters kocht das Wasser an mehreren Stellen, und fährt manchmal mit einem zischenden Geräusch heraus. An der Oberfläche stand das Wasser in gleicher Höhe mit dem der Bucht und war milchwarm, wenige Zoll weiter unten merklich kälter. Der Boden in der Nähe der kochenden Quellen war ganz heiß; und ringsher liegen Massen von poröser und schlackiger Lava. Das einzige Zeichen von Vegetation war ein Moos,

das an der Mündung mehrerer kleiner, drei bis vier Fuß im Durchmesser haltender Krater in kleinen Büscheln wuchs. Aus diesen kleinen Kratern stieg unaufhörlich ein heißer Dampf mit Geräusch empor.

Lt. Johnson beabsichtigte den Nachen herbringen zu lassen, um den Kratersee zu befahren und näher zu untersuchen, aber sie wurden von einem Schneesturm überfallen, der drei Tage anhielt, und auch nachher noch blieb das Wetter höchst stürmisch. Er ließ deßhalb einen Bericht über die Insel in einer Flasche zurück, die er an eine Flaggenstange befestigte; Cap. Smiley fand diese, und berichtete mir später, im Februar 1842 sey die ganze Südseite der Insel wie in Feuer gestanden. Er zählte dreizehn thätige Vulcane und ist der Ansicht, daß die Insel starke Veränderungen erleide. Auch berichtete er, Palmers-Land bestehe aus einer Anzahl Inseln, zwischen denen tiefe, schmale und gefährliche Durchfahrten seyen. Der Seagull kam nach einer stürmischen Fahrt mit sehr erschöpfter Mannschaft am 22 nach Orange Harbour zurück.

Am 25 Februar war der Peacock mit dem Flying Fish als Tender gleichfalls ausgelaufen, um eine Kreuzfahrt im antarktischen Ocean zu machen. Sie kamen auch bis beinahe 69° S.B., aber im Ganzen genommen war die Fahrt sehr ungünstig, weil sie die meiste Zeit in dichte Nebel eingehüllt waren, die nur zuweilen mit einem nicht minder unangenehmen Schneefall abwechselten. Das merkwürdigste, was ihnen auf ihrer höchst mühseligen Kreuzfahrt aufstieß, waren wiederholte Südlichter, namentlich am 19 März, wo sie in ganz eigenthümlicher Gestalt sich zeigten. Gegen Süden stand eine dichte Wolke, welche einem gegen den Himmel geworfenen Schatten glich und einen etwa 10° hohen Bogen bildete. Unter diesen sah man Flammenlichter aufsteigen, welche alle Gegenstände um das Schiff in ein helles Licht setzten. Hinter diesen Wolken hervor schossen häufig divergirende Strahlen auf zu einer Höhe von 25° bis 45°. Diese Erscheinungen dauerten fort bis zum Grauen des Tages. Die Nacht war auffallend schön, und viele Sternschuppen wurden beobachtet. Der Barometer stand auf 29,77. Da die Jahreszeit zu weit vorgerückt war, schickte Capitän Hudson, der den Peacock befehligte, den Tender nach Orange Harbour zurück,

während er selbst den directen Weg nach Valparaiso einschlug. Die letzten Eisberge sahen sie unter 62° 30′ S. B. und 87° 4′ W. L.; Temperatur der Luft 33°, des Wassers 35°.

Nicht glücklicher als der Peacock war der Relief, der Orange Harbour am 26 Februar verließ, um mehrere Orte in der Magellanstraße zu untersuchen, und wo möglich ein größeres Feld für unsere Naturforscher zu eröffnen während der 50 oder 60 Tage, die sie an der Küste zu verbleiben hatten. Die meisten Herren von der wissenschaftlichen Commission bestiegen den Relief, der in die Brecknrock-Durchfahrt und von da in den Cockburn-Sund einlaufen sollte, aber keiner dieser Aufträge war ausführbar; nach zwanzigtägiger Schifffahrt mußten sie an der schwarzen Insel (Noir-Island) anlegen, an deren thurmhohen Felsen sich die Wellen mit wüthender Gewalt brachen; zwar liefen sie in eine Bay ein, da aber diese gegen die Winde nicht gehörig geschützt war, und überdieß die Anker unaufhörlich schleppten, so gerieth das Schiff in die größte Gefahr. Die Anker gingen verloren, und dem Befehlshaber Lieutenant-Commandant Dale blieb nichts übrig, als seinen Instructionen gemäß gleichfalls nach Valparaiso abzugehen.

Inzwischen rüsteten wir uns zur Abfahrt aus dem Orange Harbour; die Geschäfte des Observatoriums waren vollendet, die Instrumente eingeschifft, und alles zur Abfahrt bereit. Während der sechzig Tage, welche der Vincennes sich hier aufhielt, fanden wir das Wetter ausnehmend wandelbar; siebenundvierzig Tage lang herrschte Westwind, zwölf Tage lang Ost- und Nordwinde, und nur einen Tag Südostwind. Die mittlere Temperatur war 44° 36′, das Maximum 56°, das Minimum 32°. Während dieser Zeit hatten wir eilf Tage Sturm, der gewöhnlich zwei bis drei Tage anhielt. Der mittlere Barometerstand war 29,801, seine Bewegungen hinsichtlich der Wetterverkündigung denen in andern Breiten gerade entgegengesetzt; die Stürme begannen wenn der Barometer stieg, das schöne Wetter dauerte gewöhnlich fort, bis er sein Minimum 29,109 Z. erreicht hatte, zu welchem Punkt er in 24 bis 36 Stunden sank; hier blieb er einige Stunden stehen, während welcher Zeit auch das gute Wetter anhielt. Wie der Barometer zu steigen begann, kamen die Stürme, und dauerten fort, bis das Queckfilber wieder den

Hochpunkt 30,244 Z. erreicht hatte. Nur wenige Tage verflossen an denen nicht während der 24 Stunden Regen fiel, wenn auch nicht stark. Blitz und Donner traten nur einmal ein. Man kann das Klima sehr ungestüm nennen, obgleich man aus dem Umstand, daß die Eingebornen ohne alle Bekleidung sind, schließen sollte, daß die Temperatur das Jahr hindurch nicht sehr wechselnd seyn kann. Indeß ist der Mangel an Kleidung nicht allen Eingebornen gemeinsam; die welche man in Good Succeß-Bay bemerkte, waren mit Guanacofellen gehörig bedeckt, und überhaupt ein schönerer schlankerer Menschenschlag.

Orange Harbour ist ein vortrefflicher Platz, um Holz und Wasser einzunehmen, letzteres namentlich kann man sich leicht und von guter Qualität verschaffen. Wintersrinde kann man hier in großer Menge erhalten, ebenso Skorbutkräuter und wilden Selleri, die am Ufer in großer Ausdehnung wachsen; auch gibt es Fische in Fülle. Als ein Zufluchtsort für Schiffe, die in Noth sind, oder deren Mannschaft mit Skorbut behaftet ist, kann der Hafen empfohlen werden, er ist der einzige an der Küste, der einen sichern bequemen Ankerplatz darbietet. Am 20 April verließen wir diese Gewässer, und erreichten am 15 Mai Valparaiso ohne andern Unfall, als daß auf dem Wege die ganze Mannschaft nach und nach von dem Durchfall betroffen wurde, der glücklicher Weise der ärztlichen Behandlung leicht wich; bei unserer Ankunft zu Valparaiso war er völlig verschwunden.

Drittes Capitel.

Chili.

Wenn man sich der Küste von Chili nähert, ist alles gespannt auf den Anblick der Cordilleren. Den merkwürdigsten Anblick bieten sie Morgens dar, wo die Umrisse in einem Goldglanz erscheinen und sich in einer langen Linie verfolgen lassen. Dieser Goldglanz wird immer schöner, verschwindet aber im Augenblick wo die Sonne sichtbar wird. Am Abend, wo das Gebirg bei

untergehender Sonne reflectirt, erscheint es viel niedriger als man erwartet.

Bei unserer Ankunft zu Valparaiso verlor ich keinen Augenblick das Observatorium zu errichten; die Officiere und die Herren von der wissenschaftlichen Commission erhielten ihre Arbeiten angewiesen, um dieß Geschäft eifrigst zu fördern. Die Behörden leisteten mir allen möglichen Beistand und die Zollbeamten gestatteten mir meine sämmtlichen Instrumente zu landen. Ich mußte sehr wünschen jeden unnöthigen Aufschub zu vermeiden, nicht bloß weil wir bereits viele Zeit verloren hatten, sondern auch weil die Jahreszeit sich näherte, wo die Nordstürme eintreten, die man ungemein fürchtet, obgleich, wie ich glaube, ohne sonderliche Ursache. Einer derselben, den ich als Capitän eines Kauffahrers selbst im Junius 1822 erfahren, brachte achtzehn Schiffen den Untergang, seit dieser Zeit aber sind die Schiffe viel besser mit Ankerketten und Ankern versehen, und was damals ein verderblicher Sturm war, würde jetzt kaum gefühlt werden. Ich halte die Bay nicht für so gefährlich, als wofür sie gilt. Der größte Nachtheil des Hafens ist der enge Raum und das Hereinschlagen der Meereswellen, das bei Stürmen so heftig ist, daß die Schiffe leicht gegen einander geworfen und mehr oder minder beschädigt werden. Der Hafen ist auch für den darin betriebenen Handel zu klein, und es ist schon lange von Planen zur Verbesserung die Rede, es ist aber bis jetzt keiner noch ausführbar befunden worden, da die Tiefe des Wassers dem Bau von Hafendämmen ein fast unübersteigliches Hinderniß entgegengesetzt. Indeß scheint sich der Hafen durch das Abschwemmen der Berge etwas zu füllen, und so gering man auch diese Ablagerung ansetzen mag, so war für mich doch die Veränderung nach sechzehnjähriger Abwesenheit bemerklich, und alle Einwohner bestätigten mir die Sache.

Valparaiso hat in den letzten Jahren sehr bedeutend zugenommen, und ist der große Hafen für Chili und die ganze Küste geworden. Ich konnte selbst seinen Zustand im Jahre 1839 mit dem von 1821 und 1822 vergleichen. Damals war es fast nur ein Dorf, das mit wenigen Ausnahmen aus zerstreuten Bauernhäusern bestand, jetzt ist es eine dicht bevölkerte Stadt von 35,000 Einwohnern, das Fünffache, was sie damals hatte; sie zerfällt

in den sogenannten Hafen oder die alte Stadt und den Almendral, der auf einer Ebene gegen Osten liegt. Die meisten Häuser haben nur Ein Stockwerk und die Mauern sind 4′ bis 5′ dick, aus Adoben oder Luftziegeln aufgeführt, welche Bauart wegen der häufigen Erdbeben gewählt wurde. Die Straßen sind gut gepflastert und neue Verbesserungen, unter andern eine Wasserleitung, um der Stadt das Wasser aus den Bergen zuzuführen, sind im Werke. Auf den Bergen umher sind viele freundliche, bequeme, von Blumengärten umgebene Häuser, die meist von den Familien amerikanischer oder englischer Kaufleute bewohnt sind. Dieß ist der angenehmste Theil der Stadt, von dem man eine schöne Aussicht auf den Hafen genießt. Das Ostende des Almendrals ist gleichfalls von den reichen Einwohnern eingenommen; die niedern Classen leben in den Schluchten, und viele ihrer Wohnungen sind kaum fest genug um sie in der Regenzeit gegen den Regen zu schützen, denn sie sind bloß aus Rohr geflochten, mit Lehm beworfen und mit Stroh gedeckt.

Die wohlbekannten Berge, südlich von Hafen, die „Große und die Vorstenge" genannt, sind hauptsächlich mit Brantweinläden und ihren Kunden angefüllt. Diese zwei Berge und die Schlucht (quebrada) dazwischen scheinen einen großen Theil der verworfenen Bevölkerung beider Geschlechter zu enthalten. Die Besserung, die in den Sitten der Volkes vorgegangen und die Fortschritte in bürgerlicher Ordnung und Civilisation sind jedoch bedeutend. Bei meinem frühern Besuch herrschte weder Ordnung noch Gesetzmäßigkeit; Raub, Mord und Laster aller Art wurden offen begangen. Nichts war herrschend, als eine willkürliche Militärgewalt. Nicht bloß unter den Eingebornen, sondern auch unter den Fremden gingen Spiel und Betrug der niedrigsten Art mit all ihren demoralisirenden Folgen im Schwange. Der verderbliche Einfluß des Schmuggels und offene und unverhüllte Bestechung, unter Vorwissen und Zulassung der höhern Behörden, hatten diese Zustände herbeigeführt, und man zog mit Recht oder Unrecht den Schluß daraus, daß die Behörden ihren Vortheil dabei hätten. Ich selbst sah bei meiner frühern Anwesenheit mehrere Leichen, Opfer des Cuchillo, auf den öffentlichen Plätzen liegen. Keine Strafe ereilte die Schuldigen, als die Vorwürfe ihres eigenen Gewissens. Jetzt zeigt Valparaiso

und überhaupt ganz Chili eine bedeutende Veränderung zum Bessern: Ruhe herrscht allenthalben, Verbrechen sind selten und bleiben nie ungestraft; überall bemerkt man äußere Ordnung und Anstand, indem eine sehr thätige und wirksame Polizei eingeführt wurde, welche in der That bewundernswerth eingerichtet ist, nicht bloß zum Schutze von Leben und Eigenthum, sondern auch für die Bequemlichkeit der Bürger.

Der Ruhm diese Polizei eingeführt zu haben gebührt Don Diego Purtalès; ein Theil derselben ist beritten, der andere zu Fuß; sie führen nur Seitengewehre. Die reitende Polizei durchzieht die Straßen im allgemeinen, während die Fußgänger nur um ein gewisses Quadrat wandern, für das sie verantwortlich sind. Man kann durch sie eine Botschaft ans äußerste Ende der Stadt senden und binnen fünfzehn Minuten Antwort erhalten. Sie führen eine laute scharfe Pfeife, deren Töne je nach Umständen modulirt werden, und ein Zusammenziehen der Polizeigewalt kann auf diese Weise in wenigen Augenblicken bewerkstelligt werden. In der Nacht rufen sie mit singendem Tone die Stunden an, z. B. Viva Chili, viva Chili, las diez anda y serena. Am Morgen fügen sie ein Gebet bei: Ave Maria purisima, las cinco y medio. Diese Polizei sorgt für die Bequemlichkeit, wie für die Sicherheit der Bewohner. Ein Beispiel ist folgendes: wöchentlich muß Ein Apotheker seinen Laden die ganze Nacht offen halten, und im Falle man in irgend einem Hause eine Arznei nöthig hat, braucht man nur den Vigilante zu rufen, der das Recept alsbald seinem nächsten Nachbarn übergibt, welcher es sogleich weiter befördert, so daß das Verlangte in sehr kurzer Zeit zur Stelle geschafft ist. Sie haben ihre besonderen Runden zu machen, und jeder führt ein Hängschloß bei sich; findet er ein Haus unverschlossen, so hängt er dasselbe an, und der Hauseigenthümer muß am andern Morgen an die Stadt vier Pesos Strafe bezahlen, worauf das Schloß wieder abgenommen wird; die Hälfte davon gehört dem Vigilante.

Die Zahl der öffentlichen Lustbarkeiten ist gering: es findet sich darunter ein Theater, das klein und unbequem, und der Chingano, welcher, wie das Theater, gewöhnlich am Sonntag Abend offen ist. Die Chilinen lieben ungemein den Tanz Samasueca, den man den Nationaltanz nennen kann. Er wird

im Chingano ausgeführt, einer Art Amphitheater, das von Zimmern umgeben ist, wo Erfrischungen, darunter auch geistige Getränke, zu haben sind, und die von beiden Geschlechtern stark besucht werden. Der Tanz wird auf einer Art Bühne unter einem offenen Schuppen ausgeführt. Die Musik ist halb indianisch, halb spanisch, indem Frauen auf einer altmodischen langen und schmalen Harfe spielen, deren eines Ende auf dem Schooß der Spielerin, das andere auf der zehn Fuß entfernten Bühne ruht. Außer der eigentlichen Spielerin schlägt ein junges Mädchen lustig den Tact auf dem Resonanzboden des Instruments. Auf der andern Seite wird die drathsaitige Guitarre gespielt, wobei die Spielerin bei jedem Griff voll über alle Saiten hinstreicht. Dazu kommt noch ein nationales Liebeslied, das die eine Spielerin in hohem Discant, die andere in einer Art von Alt singt, so daß das Ganze eine seltsame Verbindung von Tönen gibt.

Der Tanz wird von einem jungen Mann und einem Mädchen ausgeführt. Der erstere ist bunt gekleidet, in eine helle mit Goldborten gestickte Scharlachjacke, weiße weite Beinkleider und eine rothe Schärpe, nebst einer rothen Mütze, während das Mädchen ein buntes, sehr kurzes und steif gestärktes Musselinkleid trägt, dem ein tüchtiges Paar Hüften nicht wenig Vorschub thut; über das Ganze ist ein reichgeblümter französischer Shawl geworfen, der nebst wohlanliegenden seidenen Strümpfen ihren ganzen Anzug ausmacht. Diese Strümpfe sind in der That charakteristisch für die chilenischen Frauen aller Classen, und sie geben sich auch keine Mühe solche zu verbergen; den unmäßigen Luxus mit seidenen Strümpfen sieht man nicht selten bei Waschweibern an ihren Waschtrögen. Die Kleidung sitzt im allgemeinen hübsch und der Körper ist nicht durch enges Schnüren gezwängt. Der Kopf ist bloß und das Haar, gleich gescheitelt, fällt in zwei langen Zöpfen auf jeder Schulter an die Lenden hinab. Die Art des Tanzes gleicht dem Fandango; die Bewegungen sind sehr zierlich und gewandt, gleiches Lob läßt sich aber nicht der Züchtigkeit desselben ertheilen.

Die höhern weiblichen Classen sollen tugendhaft und in ihrem häuslichen Kreise achtungswerth seyn, schön kann man sie aber nicht gerade nennen. Sie frisiren ihre Haare mit viel Sorg-

falt und Geschmack; französische Mode herrscht vor, und fremde Sitten und Gewohnheiten werden bald über die einheimischen das Uebergewicht erlangen; bemerkenswerth ist, daß man auch anfängt der weiblichen Erziehung mehr Aufmerksamkeit zu schenken. — Ein ziemlich wunderlicher Vorfall fand bei einer Revue statt, welche der Präsident, Don Joaquin Pinto, eines Sonntags auf der Plaiancia abhielt; er war dabei von seiner Tochter und einer Anzahl der angesehensten Damen der Stadt begleitet. Sie gingen die Linie hinunter und tanzten nachher auf dem offenen Platz in Gegenwart der Soldaten mit den Officieren. Alle Südamerikaner, vor allem aber die Chilenen, sind eingefleischte Tänzer. Der Geschmack für Musik ist allgemein, doch ist, obwohl sie eine Menge Nationalmelodien haben, wenig davon gedruckt. Was an gedruckter Musik im Umlauf ist, ist fremd, wie die Instrumente: Pianos sieht man fast in jedem Hause. Die Eingebornen sind große Freunde von Blumen, obwohl sie solche nur wenig ziehen; denn man sieht nicht viele Gärten von Bedeutung, und diese erfordern den größten Theil des Jahres hindurch Bewässerung, was den Mangel an Gärten erklären mag. Das Klima von Chili ist mit Recht in der ganzen Welt gepriesen und das von Santiago gilt für reizend selbst in Chili. Die Temperatur ist gewöhnlich zwischen 60° und 75°. Dennoch hat es seine Mängel: es ist ausnehmend trocken, und böten nicht die Bergwasser die Mittel zur Bewässerung dar, so wäre das Land zwei Drittheile des Jahres hindurch eine dürre Wüste. Regen fällt nur in den Wintermonaten (Junius bis September), und sobald diese vorüber sind, ist das Land mit Blumen bedeckt. Oft fallen mehrere Tage nach einander ausnehmend schwere Regen, und dann schwellen die Flüsse zu ungangbaren Wildwassern an. Die Temperatur an der Küste fällt nicht unter 58°. Die mittlere, aus einem zu Valparaiso gehaltenen Register gezogene Temperatur ist 63°. Zu Santiago ist das Klima trockener und kälter, doch fällt selten Schnee. Wenn man die Cordilleren hinansteigt, nimmt die Dürre mit der Kälte zu. Der Schnee, welcher strichweise an den Gipfeln herum lag, war in demselben Zustande, wie im Feuerland. Selbst der hohe Gipfel von Tupongati war an einigen Stellen kahl, und nach dem Anschein zu schließen, regnet es in den höchsten Regionen der Cordilleren nie,

welchem Umstand es zugeschrieben werden mag, daß es keine Gletscher gibt.

Mehrere unserer wissenschaftlichen Herren machten einen Ausflug nach Santiago, und von da in die Cordilleren bis zu der Schneebank, von wo aus die Stadt mit Schnee versorgt wird. Es geht nur allmählich, aber ohne Unterlaß aufwärts, da keine Schluchten dazwischen kommen. Sie zogen im Thal aufwärts, auf dessen umliegenden Höhen sie Guanacos in Menge sahen, und fanden die mittlere Region durch dornige Pflanzen, namentlich Burnadesia, bezeichnet. Der Boden war eine Mischung von lockerer Erde und Felsstücken, und als sie höher stiegen, verschwand die Vegetation fast völlig. Stellen kamen vor von 2 bis 300 Schritt Breite, an denen auch nicht das mindeste Grün zu sehen war. Sie erstiegen einen zur Hauptmasse der Cordilleren gehörigen Kamm und erreichten seinen Gipfel in etwa 10,000 Fuß. Hier hatten sie eine weite Aussicht über die ganze Linie von Schneegipfeln. Der von Tupongati, obwohl 36 bis 40 Stunden entfernt, trat am deutlichsten hervor. Der Führer versicherte, er könne den Rauch in einem schwachen Streif aus dem Vulcane aufsteigen sehen. Der Gipfel selbst zeigte indeß eine scharfe Spitze. Die unmittelbare Umgebung war ausnehmend großartig und öde: Berg auf Berg getrennt durch unermeßliche, mehrere tausend Fuß tiefe Schlünde, und deren Abhänge in allen denkbaren phantastischen Formen zerrissen. In diesem höhern Theil der Cordilleren fanden sie eine starke Beimischung von jaspisartigem alaunhaltigem Gestein, das die Grundlage der schönsten Porphyrarten bildet, ebenso Chlorit in Menge. Auch enthält das Gestein schöne weiße Chalcedone in unregelmäßigen zerstreuten Massen. Trachytische Breccie wurde wiederholt bemerkt; der Porphyr ist von einer trüben Purpurfarbe. Keine Spur poröser Lava noch anderer neuerer vulcanischer Erzeugnisse war zu entdecken. Kein Kalkstein ist in dem ganzen Strich zu finden, aller zu Santiago verbrauchte Kalk wird aus Seemuscheln gewonnen, denn man sieht nirgends eigentliches Flötzgestein.

Nichts war bemerkenswerther als die gänzliche Stille, die allenthalben herrschte, nicht ein lebendes Wesen zeigte sich. Nachdem sie einige Zeit auf dem Gipfel verweilt, stiegen sie wieder abwärts, und nach zweistündiger mühseliger Wanderung er-

reichten sie die Schneelinie und brachten die Nacht sehr bequem in freier Luft in ihre wollenen Decken gehüllt zu. Brennmaterial fand sich unerwartet in Menge. Die Alpinia umbellifera entsprach wegen der Menge Harzes, die sie enthält, dem Zweck vortrefflich. Nach ihnen begann die obenerwähnte Schneebank, von der die Stadt seit vielen Jahren versorgt wird; sie ist mehrere Acres groß. Die Schneelinie scheint hier constant geblieben zu seyn, und hätte eine schöne Gelegenheit geboten, die Regel Humboldts zu erproben, unglücklicher Weise hatten sie aber keine Instrumente. Die Höhe die sie erstiegen hatten, wurde auf etwa 11,000 Fuß geschätzt, und die gegenüberliegende Cordillerenkette 4000 Fuß höher. Herr Peale machte Jagd auf Guanacos, und es gelang ihm auch eins zu tödten, das 9′ lang und 4′ hoch war; sie sollen nur die unzugänglichsten Gipfel besuchen und die Nähe der Schneelinie nie verlassen. Sie nähren sich von verschiedenen kleinen dornigen Büschen, welche ihrem Fleisch einen Geschmack, und ihren Excrementen einen Geruch geben, den man schon auf einige Entfernung von ihren Ruheplätzen unterscheiden kann. Wenn man sie stört, stoßen sie einen eigenthümlichen Ton aus, wie eine Grylle (Katydid). Das Thier wird, obgleich sein Fleisch gut ist, nie gejagt des Verkaufs wegen. Der Bezoar wird oft in seinem Magen gefunden, und wird von den Eingebornen und den Spaniern als Mittel gegen verschiedene Krankheiten sehr geschätzt. Er wird auch als Gummi benützt. — Die ganze Gesellschaft litt stark durch die Hitze der Sonnenstrahlen und die Trockenheit der Atmosphäre. Gesicht und Hände wurden mit Blasen überzogen, die Lippen wurden heftig wund, während das Zurückprallen des Lichts vom Schnee den Augen sehr wehe that. Am folgenden Tage erreichten sie Santiago, von wo sie nach dem Hafen, wie man Valparaiso durchaus nennt, zurückkehrten.

Da ich viel von der Erhebung der Küste durch die Erdbeben gehört hatte, so suchte ich alle Nachrichten hierüber zu sammeln. Die Berichte der Einheimischen sind so widersprechend, daß nichts sicheres daraus zu entnehmen ist. Die abnehmende Tiefe der Bay läßt sich erklären durch das Hereinwaschen von Sand und Steinen aus den Bergen herunter, und die Errichtung einer neuen Straße, die der Bay abgewonnen wurde, hat den Gedanken

erweckt, als sey sie auf dem durch das Erdbeben von 1832 trocken gelegten Boden angelegt worden. Mehrere unsere Naturforscher untersuchten die Küste in der Nähe genau, und die gewonnene Ansicht aller ging dahin, daß kein Beweis der Erhebung vorliege. *) Daß Veränderungen in den Buchten durch die Gewalt der mächtigen Wellen und der Nordstürme fortlaufend vor sich gehen, ist augenscheinlich, diese aber vergrößern nur an einzelnen Orten das Ufer, während sie anderswo dasselbe anfressen.

Erdbeben scheinen sich durchaus nicht nach besondern Jahreszeiten zu richten: das große Erdbeben von 1730 war im Julius, das von 1751 im Mai, die von 1822 und 1835, welche beide sehr viel Schaden anrichteten, im Februar. Leichte Erdstöße sind in ganz Chili sehr häufig. Während unsers Aufenthalts am 28 Mai erfolgte ein Stoß, daß alles aus den Betten sprang, indeß wiederholte sich derselbe nicht. Kein besonderer Stand des Wetters oder sonstiges Phänomen scheint denselben voranzugehen. Das von 1835 zerstörte beinahe die Städte Concepcion, Talcahuana, Arauco, Angeles, Coluna, Chillan, Talca und Cauquenes. In Valparaiso wurde es schwach, weiter gegen Norden fast gar nicht gefühlt. Die See wich in Valparaiso zwei Fuß zurück und kehrte sogleich wieder; der Grund schien unter den Füßen zu wogen. In Juan Fernandez wurde es sehr stark empfunden. Chili ist voll vulcanischer Berge, aber wenige sind in thätigem Zustande, was die häufigen Erdbeben erklären mag. Der Pik von Tupongati ist der einzige thätige in diesem Theile des Landes.

Nach der Constitution des Staates ist die katholische Religion die des Landes, doch hat man den Bau einer protestantischen Kirche gestattet, und, was bemerkenswerth ist, der erste Geistliche von Valparaiso war am meisten für die Duldung gestimmt, ja der einzige, welcher bei der Annahme der Constitution für Duldung stimmte, war ein katholischer Bischof. Der Einfluß der Geistlichkeit ist groß und sie hat viele politische Macht im Staate. Man kann das Volk bigott und unter priesterlichem Einfluß stehend nennen, aber die Geistlichkeit als Stand nimmt

*) Dieß steht bekanntlich mit der gewöhnlichen Ansicht und mit den mannichfachen Forschungen Darwins im entschiedensten Widerspruch.

eine sehr ehrenhafte Stellung ein, und fördert Schulen. Das Volk ist noch unwissend und die Mittel zum Unterricht beschränkt.

Der Handel Chili's ist in raschem Steigen: Valparaiso zählt 60 Küstenfahrzeuge von 50 bis 350 Tonnen, die den Handel von Valdivia und Chiloe nach den nördlichen Häfen mit Zimmer- und Stabholz treiben, andere werden in Maule und Concepcion mit Korn geladen, und kehren dann in Ballast nach Valparaiso zurück, um fremde Manufacturen nach den verschiedenen Theilen der Republik zu führen. Die Ausfuhr geschieht in fremden Schiffen und besteht in Kupfer, Häuten, Wolle, Hanf und Plata piña; etwa 60,000 Centner Kupfer werden jährlich von Huasco, Coquimbo und Valparaiso verschickt, und 150 bis 200,000 Centner Kupfererz gehen nach England, so wie 100,000 Mark Stangensilber. — Die Bevölkerung von Chili wird auf 1,200,000 Seelen geschätzt. Santiago hat 60,000 Einwohner und ist eine der wenigen südamerikanischen Hauptstädte, deren Reichthum und Bevölkerung zunimmt. Valparaiso ist einer der blühendsten Seehäfen in der Welt und wächst durch den stets steigenden fremden Handel fortwährend. Die Minendistricte liegen im Norden, das Kornland im Süden, und mächtige Kornmühlen, zu denen die Maschinerie aus den Vereinigten Staaten geholt wurde, sind jetzt zu Concepcion und der Umgegend in Thätigkeit.

Unser Abgang von Valparaiso wurde verzögert durch die Nichtankunft des Seagull und die fortwährenden Nordwinde und von Nebeln begleiteten Windstillen. Der Flying-Fish, welcher im Orange-Hafen mit dem Seagull zurückgelassen worden, hatte am 28 diesen Hafen verlassen. Um Mitternacht sah er den Seagull zum letztenmal. Kurz darauf begannen heftige Windstöße, die bald zum wüthenden Sturm anwuchsen, und den Flying-Fish nöthigten, Schutz in einem Hafen zu suchen. Der Sturm dauerte bis zum 1 Mai, wo der Flying-Fish wieder abfuhr und am 19 Mai in Valparaiso anlangte. Obwohl ich für den Seagull etwas besorgt war, fürchtete ich doch keinen Unfall; die seitdem verflossene Zeit aber und die sorgfältigen Nachforschungen, welche angestellt wurden, lassen keinen Zweifel übrig, daß das Schiff mit sämmtlicher Mannschaft in jenem Sturm unterging; man hat nichts mehr von ihm gehört. Der Verlust des

Schiffs war ein großer Nachtheil für die Expedition, den ich während der ganzen Kreuzfahrt fühlte.

Viertes Capitel.

P e r u.

Am 26 Mai segelte der Porpoise nach Callao ab, um dort einige Ausbesserungen vornehmen zu lassen, welche unsere Zeit hier nicht mehr gestattete. Zu Valparaiso war das Wetter sehr ungünstig für astronomische Beobachtungen gewesen und ich hatte mich begnügen müssen, meine Chronometer in Richtigkeit zu bringen. Am 4 Junius machten wir einen Versuch aus der Bay auszulaufen, waren aber genöthigt nochmals Anker zu werfen. Um diese Jahreszeit herrschen gewöhnlich leichte Nordwinde, und ein starker Wogendrang kommt häufig in die Bay herein, und macht die Rhede sehr beschwerlich, zu Zeiten auch gefahrvoll, weil die Schiffe zu gedrängt stehen, und die Hafenregeln nicht gehörig beobachtet werden. Am 6 trat frischer Süd- und Ostwind ein, worauf wir sogleich die Anker lichteten; am 9 waren wir außerhalb des Windes, welcher längs der Küste von Norden her weht, und am 12 unter 74° 40′ W. L. und 28° 34′ S. B. traten wir in die Region der Passatwinde, die jedoch sehr unstät waren: bald bliesen sie einige Stunden sehr stark, dann wieder leicht und erloschen fast ganz, mit zwischenfolgenden Stößen von allen Seiten des Horizonts. Die See war ruhig und das Wetter angenehm. Am 19 Morgens zeigte sich ein glänzendes Zodiakallicht, ähnlich dem Nordlicht, aber ohne das Strahlenschießen und das Schwankende der letztern Erscheinung. Es hatte die Gestalt eines deutlich gezeichneten schmalen Kegels, der an der Grundlinie etwa 20° Breite hatte; die Spitze konnten wir der Wolken wegen nicht sehen. Wie der Tag mehr heraufdämmerte, wurde der Kegel breiter und verlor sich endlich im Tageslicht. Die ganze Dauer betrug etwa 45 Minuten; man konnte die Sterne hindurchsehen, welche wie von einem durch-

sichtigen Schleier bedeckt waren. Am 30 kamen wir durch die Bouqueron=Passage, und ankerten vor San Lorenzo nach einer Fahrt von 13 Tagen neben den übrigen Schiffen, die zwei Tage vor uns angekommen waren. Die Strömung war uns gewöhnlich günstig aber nicht stark gewesen. Die Temperatur des Wassers wechselte auf unserer Fahrt von 58° 27′ auf 66° 5′, die der Luft von 57° 3′ zu 63° 04′, ein Steigen von acht Graden im erstern und sechs in der letztern in 21 Breitegraden.

Hier wurden die nöthigen Maaßregeln zur Ausbesserung der Schiffe getroffen, und der Relief der sich immer als schlechter Segler gezeigt hatte, nach Hause geschickt; in der Zwischenzeit wurden die Chronometer gerichtet und magnetische Beobachtungen angestellt, den Officieren die man entbehren konnte, gestattete man nach Lima zu gehen und die Naturforscher waren in ihren verschiedenen Abtheilungen thätig. Wir blieben zu San Lorenzo zehn Tage, während welcher die drei höchsten Punkte der Insel zu gleicher Zeit mit Barometern gemessen wurden; diese Messungen ergaben 896 für den südlichen, 920 für den mittlern und 1284 für den nördlichen Gipfel. Nur auf dem nördlichen ruhen Wolken und nur hier ist eine Vegetation. Die andern sind lauter sandige Hügel; die einzige Pflanze, die hier gebaut wird, ist die Kartoffel: dieß wird möglich durch die Anfeuchtung der Wolken und den Schutz, den sie gegen die heiße Sonne gewähren. Der geologische Bau der Insel, welcher eine schöne Schichtung zeigt, besteht hauptsächlich aus Kalkstein, Thon, und Schiefer; Gyps findet sich an einigen Stellen zwischen den Schichten, und an manchen Orten trifft man Selenit=Krystalle.

Die Bay von Callao ist allzu bekannt, um viel darüber zu sagen: das Klima, verbunden mit den herrschenden Winden, macht sie zu einem schönen Hafen. Die Insel San Lorenzo schützt sie von Westen gegen das Andringen der Meereswogen, auf der Nordseite ist sie aber ganz offen, von dieser Seite her indeß nichts zu befürchten. Wenige Meilen nordwärts hört der Einfluß von San Lorenzo auf, die Wogen brechen sich sehr heftig am Ufer und verhindern jede Landung. Die weite Ebene von Callao gegen Lima hin steigt so allmählich an, daß man sich anfangs über die Lage von Lima ganz irrige Vorstellungen macht. Die Stadt ist etwa dritthalb Stunden entfernt und scheint nicht hoch zu

liegen, ich maß jedoch ihre Höhe und fand sie 420 Fuß. Die Fluth ist zu Callao gewöhnlich nur drei bis vier Fuß.

Seit meinem Besuch im Jahre 1821 hatte sich Callao trotz der erfahrenen Wechselfälle des Geschicks sehr zum Bessern verändert. Ein schöner Molo, umgeben von einem Eisengitter, ward erbaut, und kleine Schiffe und Boote können sehr bequem an demselben landen. Die Straßen sind breiter gemacht worden, und die Stadt hat ein ordentlicheres Aussehen gewonnen. Eine Eisenbahn führt die Waaren nach der Veste, die jetzt in ein Depot umgewandelt ist. Dieser Ort, der Seehafen für Lima, muß stets einer der großen Zufluchtsorte für die Schiffe seyn, nicht nur wegen der Sicherheit, sondern auch wegen der Leichtigkeit sich Vorräthe zu verschaffen. Den besten Begriff davon erhält man durch die Anzahl der Schiffe, die ihn gewöhnlich besuchen: ich fand zweiundvierzig hier, darunter neun Kriegsschiffe, ferner fünf amerikanische, zwei französische, ein chilenisches und fünfunddreißig peruanische Kauffahrer, groß und klein. Das Schloß von Callao ist historisch berühmt geworden und war lange der Schlüssel von Peru; wer es in Besitz hatte, galt als Herr des Landes; jetzt ist es in ein Zollhaus umgewandelt und fast entwaffnet: von den 145 schönen Kanonen, mit denen es besetzt gewesen seyn soll, sind nur noch fünf da, und das Fort soll ganz demolirt werden, was zum Frieden Callao's nicht wenig beitragen würde. Die Hauptstraße von Callao läuft parallel mit der Bay, sie hat einige erträglich gebaute, zweistöckige Häuser aus Adoben mit flachen Dächern, was hier, da keine schweren Regen fallen, keinen Nachtheil darbietet. Das Innere der Häuser ist von der allergewöhnlichsten Art, die Zwischenwände sind aus enggeflochtenem Rohr. Die Umgebung von Callao verdient nur wegen des entsetzlichen Schmutzes Erwähnung und wäre in einem minder schönen Klima ein wahres Mistbeet der Pestilenz. Außerhalb der Mauern der Veste sind mehrere große Gewölbe, angefüllt mit Todten in allen Stadien der Verwesung: Geier und Hunde nähren sich davon in großer Anzahl. Es ist ein wahrhaft empörendes Schauspiel.

Die Lage des alten Callao ist noch unter dem Wasser sichtbar und bietet einen, wenn auch interessanten, doch trübseligen Anblick dar, wenn man bedenkt, welche Verwüstung in

wenigen Minuten angerichtet wurde. Die Stadt scheint bis auf die Fundamente umgestürzt und zerschmettert, und das Ganze dann durch eine mächtige Welle verschlungen worden zu seyn. Ein Wunder ist nur, daß Ein Mensch entkam, um den Vorfall zu berichten. Zwei Kreuze bezeichnen die Höhe zu der das Meer aufstieg. Das obere, ungefähr auf einem Drittheil des Weges nach Lima, zeigt die äußerste Stelle an, bis wohin das Wasser floß, das untere bezeichnet die Stelle, bis wohin die spanische Fregatte von den Wellen geführt wurde. Ich bezweifle stark die Richtigkeit von beiden. Eine große Welle mag zwar ein bedeutendes Schiff einige tausend Schritte von seinem Ankerplatz ins innere Land führen, ich kann mir aber nicht denken, daß das Wasser eine Höhe von mindestens 150 Fuß über dem gewöhnlichen Meeresniveau erreicht, und daß es die Möglichkeit gelassen haben sollte, daß 200 Einwohner Altcallao's auf den Mauern einer Kirche, die nicht halb so hoch sind, dem Tode entgingen.

Auf der Straße nach Lima ist Bella Vista, aber es liegt in Ruinen. Hier war gewöhnlich der Kampfplatz beider Parteien, und obwohl der Boden in der Ebene nach der See hin ausnehmend fruchtbar ist, da er aus zersetztem Gestein besteht, so ist er doch jetzt eine vernachlässigte Wüste. Aufmerksamer Anbau und Bewässerung würden die Ebene zu einem Garten machen. Näher bei Lima stößt man allerdings auf bebaute und wohlbewässerte Gärten und Felder. Wir sahen hier Maisfelder, einige ganz reif, andere halb gewachsen und noch andere eben im Emporsprießen begriffen, ein neuer Anblick für uns, denn in Peru geht, wenn das Land bewässert ist, die Vegetation das ganze Jahr fort: man erntet in jeder Jahreszeit, und Blüthe und Früchte kann man zu gleicher Zeit sehen. Dieß zeugt nicht nur für die Schönheit des Klima's, sondern auch für die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Gärten in der Nähe der Stadt sind mit Früchten aller Art überschwenglich angefüllt. Die letzten 2000 Schritte des Weges nach der Stadt hin bilden eine Allee, in bessern Tagen die angenehmste Abendspazierfahrt. In Lima selbst war ich von der Veränderung seit meinem frühern Besuch lebhaft betroffen, alles zeugte von Armuth und Verfall, ein trauriger Wechsel gegen den frühern Glanz, und ein schroffer Contrast gegen Chili. Der Verfall zeigte sich nicht bloß an der

Stadt selbst, sondern auch an den Einwohnern: ganze Familien waren hinweggewischt, und ihre frühern Diener oder Fremde waren die Besitzer ihrer Häuser und sonstigen Eigenthums geworden. Die meisten Häuser in Lima haben mehr oder minder durch Erdbeben gelitten; während unsers Aufenthaltes war die Zeit der Erdbeben, und drei wurden verspürt. Einige meiner Begleiter klagten während des ersten über Uebelkeit; es that indeß nicht viel Schaden. Das zweite fand am 5 Junius statt und ward merklich verspürt, und ein drittes am 10 Junius, wobei Wände und Boden unaufhörlich schütterten. Das letzte soll gegen Norden heftiger gewesen seyn. Nach einem officiellen Bericht wurden zu Ica etwa 1000 Krüge mit Pisco zerbrochen; diese stellt man hart nebeneinander auf, und sie sind so groß, daß ein jeder 7 bis 10 Gallonen hält. Daß die Kirchen mit ihren hohen Thürmen so lange widerstanden, ist wahrhaft erstaunlich. Merkwürdige Wirkungen zeigten sich an einigen Orten. Zwei kegelförmige Spitzen des Franciscaner-Klosters aus Adoben wurden an ihren Plätzen halb umgedreht, denn ganz können sie, wenn nicht auch das übrige Gebäude fällt, nicht stürzen, weil durch diese Adobenblöcke ein starker Eisenstab hindurchgeht.

Vor unserer Abreise wünschte ich einen Ausflug nach den Ruinen von Pachacamak zu machen, und schickte den Tender Flying-Fish mit Dr. Pickering und Lt. Underwood dahin. Pachacamak ist einer der interessantesten Orte an diesem Theil der Küste, obgleich er mit vielen andern Gegenden im innern Land, namentlich mit Cusco, keinen Vergleich aushalten soll. Sie fuhren am 28 Junius Nachmittags ab, und kamen um Mitternacht an der Insel an, wo sie aber erst am Morgen und nicht ohne Gefahr landeten. Der Tempel von Pachacamak, oder das Schloß, wie es die Indianer nennen, liegt auf der Höhe eines Berges und hat drei Terrassen; der Anblick von Norden her gleicht einigermaßen dem der Pyramide von Cholula, wie ihn Humboldt gibt, nur daß die Seiten perpendiculär sind. Die ganze Höhe des Berges ist 250′, die des Mauerwerks 80′, die Form ist rechteckig, indem die eine Seite 500′, die andere 400′ lang ist. An dem südöstlichen Ende sind die drei verschiedenen Terrassen nicht so bemerkbar, und der Abhang ist minder steil. Die Mauern sind — so große Stärke war zur Unterstützung der Erd-

massen erforderlich — aus unbehauenen, viereckigen Felsblöcken aufgeführt, und mit Adoben oder Luftziegeln eingefaßt, welche mit einem Ueberzug von Thon oder Gyps versehen und röthlich bemalt sind. Eine Reihe viereckiger Backsteinpilaster sprang von der obersten Mauer gegen die See vor, und gehörte augenscheinlich zum Innern eines großen Gemachs. Diese Pilaster geben dem Ganzen den Anschein eines ägyptischen Baues. An einer der nördlichen Terrassen waren gleichfalls Ueberreste von Gemächern, hier scheinen die Backsteine wegen der beigemischten größern Menge Sand zerreiblicher; wo sie ihre Gestalt behalten hatten, waren sie 9″ breit und 6″ tief bei einer abwechselnden Höhe von 9″ bis 2′, und sie waren, wenn auch nicht immer sehr geschickt, stets so gelegt, daß die obern Backsteine die Stelle, wo die beiden untern zusammenstießen, deckte. Die Ueberreste der Stadt nehmen 5 bis 600 Schritte gegen Norden einen minder hohen undulirenden Boden ein; auch sie bilden ein Rechteck von 1200 und 1600 Fuß Ausdehnung; durch die Mitte läuft eine gerade 20′ breite Straße. Die Mauern einiger Ruinen sind noch 30′ hoch und kreuzen sich in rechten Winkeln; die Gebäude waren augenscheinlich, wo nicht Straßen durchliefen, unter einander verbunden. Die größern Räume waren wieder durch dünnere Theilungsmauern geschieden und einer derselben enthielt vier rechteckige Gruben, deren Pflasterung ein ganz neues Ansehen hatte. Weder gegen die Straßen hin, noch sonstwo entdeckte man Spuren von Thüren und Fenstern. Die Mauern bestanden ausschließlich aus Adoben, und liefen, wie die des Tempels gegen die See hin, von Nordost nach Südwest.

Südlich vom Tempel bemerkte man einige Gräber, der Hauptbegräbnißplatz lag aber zwischen Tempel und Stadt. Einige Gräber waren rechtwinklige Gruben, die mit einer trockenen Steinmauer verkleidet und mit Schichten von Rohr und Binsen bedeckt sind, auf denen Erde bis zur Tiefe von einem Fuß oder darüber aufgeschüttet war, so daß das Ganze dem Boden gleich blieb. Die aus diesen Gräbern erhaltenen Schädel waren verschiedener Art: die Mehrzahl derselben zeigte die verticale Erhöhung des Hinterkopfes, das gewöhnliche Kennzeichen der alten Peruaner, während bei andern die Stirne und der obere Theil des Kopfes eingedrückt waren. Acht von diesen Schädeln sind

jetzt in Washington niedergelegt. Die Leichen waren in Tücher verschiedener Art und von mannichfachen, noch jetzt erhaltenen Farben eingehüllt. Mehrere Geräthschaften wurden gefunden, welche die Beschäftigung des Begrabenen während seines Lebens anzudeuten schienen: hölzerne Nadeln und Webegeschirr, Netze, eine Schleuder, Seilwerk verschiedener Art, ein roher Korb u. s. w. auch fanden sich verschiedene vegetabilische Substanzen: Maishülsen mit Aehren von zweierlei Art, die eine mit leicht zugespitztem Korn, die andere ist die kurze, schwarze Varietät, welche noch sehr häufig gebaut wird; Baumwollensamen, kleine Bündel Wolle, Kürbißschaalen mit einem viereckigen Loche, wie man sie noch jetzt findet. Dieß liefert Zeugniß von der Art der vor Ankunft der Spanier fabricirten Artikel, und von dem Bau der Vegetabilien; fügen wir diesen noch die einheimischen Knollenfrüchte, darunter die Kartoffel hinzu, die in den Bergen gebaut wurde, die gezähmten Thiere, das Llama, den Hund und das Meerschweinchen (cavia) so wie die Kenntniß von wenigstens Einem Metall, so können wir beurtheilen was seitdem gewonnen worden ist.

Die Resultate meiner Forschungen über den Handel sind keineswegs erfreulich; eine außerordentlich schwankende Politik wurde in Bezug auf den Handel verfolgt: sobald in Folge der Revolution die Häfen geöffnet wurden, fand eine Ueberschwemmung mit allen Arten fremder Waaren statt, und große Verluste erfolgten. In den letzten zehn Jahren hat man sich aber etwas besser vorgesehen, Nachfrage und Zahlungsmittel genauer erforscht, und der Handel besserte sich, so weit dieß der Zustand des Landes und die von einem so entfernten Verkehr unzertrennlichen Fluctuationen gestatten; er kann jedoch keine Vergleichung mit dem von Chili aushalten. Ein Theil der Waaren, die sonst direct nach Peru gingen, werden jetzt nach Chili geschickt, da sich zu Valparaiso stets Abnehmer für die an der ganzen Westküste verbrauchten Waaren finden; und Valparaiso muß auch immer mehr der Haupthafen für den fremden Handel an der Westküste werden. Der fremde Handel wird hauptsächlich von Engländern, Amerikanern und Franzosen getrieben; in neuern Zeiten sind auch viele deutsche und spanische Schiffe, auch Flaggen aus dem Mittelmeer hieher gekommen. Die Ausfuhr Peru's besteht

in 4½ Million Dollars in Münze und Barren und einer halben Million an Rinde, Häuten, Baumwolle, Wolle u. s. w.

Fünftes Capitel.

Die Paumotu-Gruppe.

Am 13 Julius hatten wir die nöthigen Zurüstungen getroffen und unsere Vorräthe eingenommen; der Rest der letztern wurde auf das Proviantschiff Relief gebracht, das den Befehl erhielt, einen Theil davon auf den Sandwich-Inseln, das übrige dagegen in Sidney zu landen, und dann auf dem Weg um das Cap Horn nach den Vereinigten Staaten zu segeln. Um 5 Uhr Morgens wurde bei einem leichten Winde das Zeichen gegeben unter Segel zu gehen und bald befanden wir uns außerhalb der Bay. Ich hatte bei meiner Abfahrt von Callao beschlossen, eine genaue Untersuchung der Paumotu-Gruppe vorzunehmen, die der Expedition von jenem berühmten Seefahrer und Beförderer der Wissenschaften, Admiral Krusenstern, dessen Aufzeichnungen einen Theil meiner Instructionen ausmachten, empfohlen war. Ich steuerte deßhalb nach der Insel Minerva oder Clermont de Tonnerre, einer der östlichsten der Paumotu-Gruppe oder „Wolke von Inseln," was dieser Name bezeichnet. Ich hielt diese für den geeignetsten Punkt, von wo aus wir und die Naturforscher die Untersuchungen beginnen könnten, besonders da sie bewohnt ist, und wir uns also im Stande sahen die Eingebornen von einem Ende Polynesiens bis zum andern quer über den stillen Ocean hin kennen zu lernen. Zu gleicher Zeit gab sie einen sehr günstigen Punkt für magnetische Beobachtungen, und außerdem hoffte ich noch durch den Besuch derselben mich in den Stand gesetzt zu sehen, einen Streit zwischen den zwei ausgezeichneten Seefahrern, dem englischen Capitän Beechey und dem französischen Capitän Duperrey hinsichtlich ihrer geographischen Lage zu schlichten. Die für Callao, von wo aus wir unsere Messungen machten, angenommene Länge war 79° 11′ 10″ W. L., was meines

Dafürhaltens ziemlich genau mit der von Valparaiso übereinkam, da der Meridianabstand zwischen den beiden 5° 31′ 50″ beträgt.

Am 14 hatten wir die Strömung Nordwest gen Westen drei Viertelmeilen auf die Stunde. Am 15ten hatte sich bei einer Entfernung von 120 Meilen vom festen Lande die Temperatur der Oberfläche auf 67° verändert, was einen Unterschied von 7° ausmachte. Auf 300 Faden Tiefe war sie 51°. An diesem Tage fanden wir die Strömung südöstlich, eine halbe Meile auf die Stunde. Der 16 brachte uns mehrere Regenschauer, die ersten welche wir seit unserer Abfahrt von Valparaiso am 8 Junius erfuhren. Am 18 war die Oberfläche des Wassers 70° und in einer Tiefe von 290 Fuß 50°. Am 24 fanden wir, unter 99° 39′ W. L., die Strömung gegen S. O. eine halbe Meile auf die Stunde und gerade gegen den Wind. Unsere Breite war 15° 35′ S.

Bis zum 29 hatten wir mäßige Brisen. Am 31 passirten wir über eine auf den Karten von Arrowsmith als Eiland bezeichnete Oertlichkeit. Obgleich wir aber mit dem Geschwader in seiner völligen 35 Meilen betragenden Breite darüber und mehrere Grade parallel mit derselben hinfuhren und in der Nacht beilegten, so konnte man doch nichts entdecken, was irgend Land angezeigt hätte, und wir glauben daher, daß solches hier gar nicht existirt.

Am 4 August wurde die Strömung nordwärts, eine Drittelmeile auf die Stunde gefunden.

Temperatur auf der Oberfläche					75°
50	Faden	unter	„	„	74°
100	„	„	„	„	73½
200	„	„	„	„	61
300	„	„	„	„	50.

Am 5 August betrug die Strömung zwei Drittelmeilen auf die Stunde gegen N. N. O. Die unter 18° S. wehenden Winde können nicht wohl „Passatwinde" genannt werden, denn zu dieser Jahreszeit findet man sie sehr veränderlich, obwohl sie im allgemeinen aus Osten vorherrschend sind, mit einem langen Anschwellen von S. W. Die obere Wolkenschichte sieht man gemeiniglich gegen S. W. ziehen. Die Seetemperatur war am 6 in einer Tiefe von 350 Faden 46°, auf der Oberfläche 77°.

Da man in den Nächten des 8, 9, 10 und 11 den Fall zahlreicher Meteore erwartete, so blieben die Officiere und Naturforscher wach und beobachteten den Himmel nach allen Richtungen hin zu gleicher Zeit. Am 8 sah man etwa hundert Sternschnuppen, allein die Nächte des 9, 10 und 11 waren wolkig.

Am 13 August um 5 Uhr Morgens entdeckten wir Clermont de Tonnerre oder die Minerva-Insel, und durch sorgfältige Beobachtungen fanden wir am nächsten Tag ihre südöstlichste Spitze unter 136° 21′ 12″ W. L. und unter 18° 32′ 49″ S. B. Da Clermont de Tonnerre das erste niedere Koralleneiland war, das wir sahen, so erregte es natürlich unsre Neugierde in hohem Grade. Wir hatten uns dasselbe als eine Art Zauberland ausgemalt und waren deßhalb sehr gespannt darauf. Auf den ersten Anblick hin erschien uns das Eiland als eine vor Anker liegende Flotte, da man in der Entfernung nichts als die Bäume sah, und diese, je nachdem das Schiff mit den Wogen des Oceans steigt oder fällt, bald sichtbar sind, bald wieder dem Auge entschwinden. Bei weiterer Annäherung konnte man den weißen Strand genau unterscheiden, der, aus einem schmalen, leicht wie lichter Thon gefärbten Streifen Land bestehend, sich aus dem tiefen Ocean erhebt, dessen Wellen sich an dem Korallenriff brechen, und eine völlig ruhige Lagune von schöner blauer Farbe einfaßt. Dieses Eiland erhob sich etwa 12 Fuß über die Oberfläche des Meeres, hat bis zur Lagune eine Breite von von 600 Fuß, und besteht aus Korallentrümmern und vegetabilischen Stoffen. Strauchwerk gibt es nur weniges, und selten wird es höher als 12 bis 15 Fuß, so daß die Cocosnußpalmen und Pandanen bedeutend über dasselbe hinausragen. Wir fanden das Eiland bei näherer Untersuchung 10 Meilen lang und anderthalb Meilen breit, in westnordwestlicher und ostsüdöstlicher Richtung hinliegend. Den ersten Ankergrund erhielten wir auf der östlichen Seite der Insel 300 Fuß von dem Riff entfernt, bei einer Tiefe von 90 Faden (Korallensand); in der Entfernung von 180 Fuß, bei 85 Faden Tiefe (Korallensand); bei 130 Fuß eine Tiefe von 7 Faden (Korallenfelsen), auf der Kante einer fast senkrechten Bank; von da bis zum Ufer war der Grund uneben, von vier zu drei und zwei Faden abnehmend, bis sich eine zweite oder obere Korallenbank erhob, über welche das

Wasser bei hoher Fluth wegfloß. So zieht sie sich hin bis wo sie aus zerbröckelten Korallen und Muscheln besteht und zu einer etwa 10 Fuß hohen, sanft ansteigenden Kante sich erhebt.

Der Peacock sondirte bis Dreiviertelmeilen von der Südspitze des Eilandes entfernt; bei 350 Faden wurde des Senkblei aufgezogen und fiel dann wieder 600 Faden tief ohne den Grund zu erreichen. Als es heraufgezogen wurde, hing ein kleines Stück weißer und rother Koralle daran. Die Westseite der Insel ist ein kahles Riff, an welchem die Brandung sich mit großer Gewalt bricht. Zu der Lagune gibt es keinen Eingang. Zum Zweck der Untersuchung des Eilandes hielten sich der Peacock und Flying-Fish auf der Westseite, der Vincennes und Porpoise dagegen auf der östlichen. Man machte die Boote los und schickte sie an das Ufer, um zu landen. Es gelang auch mehreren Officieren und Naturforschern den Strand zu erreichen (indem sie durch die Brandung schwammen), wo sie etwa zwei Stunden verweilten und verschiedene Gegenstände sammelten.

Ich sah einige Eingeborne, fünf Männer und zwei Weiber, und suchte mit ihnen in Verbindung zu treten. Die erstern waren mit langen Speeren bewaffnet. Sie bewachten alle unsere Bewegungen argwöhnisch, und nachdem die Boote sich entfernt hatten, suchten sie auf dem Strande nach etwa zurückgelassenen Gegenständen. Ich versuchte sie auf alle mögliche Weise an mein Boot heranzulocken, allein vergeblich, und wir mußten uns Nachts an Bord der Schiffe zurückbegeben, ohne die Untersuchung geendigt zu haben. Da ich mit den Eingebornen in Verkehr zu treten und eine Landung zu bewerkstelligen wünschte, so legten wir bei, fanden aber am Morgen, daß wir acht Meilen nordwestlich vom Eiland getrieben hatten, und erreichten unsere frühere Stellung nur gegen Nachmittag wieder. Ich begab mich nun an den Strand, wohin ich als Dolmetscher den Neu-Seeländer John Sac mitnahm der die Taheiti-Sprache redete, entschlossen wenn irgend möglich mit den Eingebornen einen Verkehr anzuknüpfen und Beobachtungen anzustellen. Bald sah man auch siebzehn Eingeborne auf dem Strande erscheinen, welche mit langen Speeren und Keulen bewaffnet waren, die sie mit drohenden Geberden schwangen, indem sie mir zu gleicher Zeit Zeichen machten mich zurückzuziehen. Als ich mich ihnen mit

einer weißen wehenden Flagge näherte, sah ich noch eine weit größere Anzahl, etwa Hundert, in den Gebüschen. Ich gab nun John Sac den Auftrag mit ihnen zu sprechen, was er auch that, wobei sich fand, daß er verstanden wurde. Die einzige Antwort jedoch die er von ihnen erhalten konnte, bestand darin, daß einige zu gleicher Zeit schrieen: „Geht in euer eigenes Land; dieß gehört uns, und wir wollen nichts mit euch zu thun haben." Es war wegen der Korallenbänke und der Brandung nicht möglich das Boot ohne Gefahr an das Ufer zu bringen, und man mußte also, um zu landen, eine kurze Strecke weit schwimmen, was, bevor ein freundlicher Verkehr hergestellt war, nicht geschehen konnte, ohne daß wir einen Argriff und Verlust zu befürchten gehabt hätten. Ich griff demnach zu dem Mittel ihnen Geschenke anzubieten — die sie alle begierig ergriffen — indem ich sie zugleich versicherte, daß wir ihre Freunde wären; aber sie fuhren fort uns zu warnen und mit ihren langen Speeren zu bedrohen. Ich bin ziemlich geneigt zu glauben unser Dolmetscher sey theilweise die Ursache davon gewesen, daß es mir nicht gelang ihre Befürchtungen und Bedenklichkeiten zu überwinden; denn John Sac war in Wahrheit ein Wilder, obgleich er einige Begriffe von Disciplin erlangt hatte und im allgemeinen sich als einen gut gearteten Burschen erwies. Er war ein kleiner neuseeländischer Häuptling von der Inselbay, und hatte einige Zeit auf Taheiti gewohnt, wo er auch seiner Aussage nach verheirathet war. Zu Zeiten war es schwer John's Bewegungen zu überwachen. Bei dieser Gelegenheit wurde er durch die Hartnäckigkeit des Häuptlings bald gereizt, und der Gedanke, daß sie alle unsere Geschenke so willig hinnahmen, ohne uns auch nur dafür zu danken, erregte seine angeborne Leidenschaftlichkeit; seine Augen funkelten wild und sein ganzes Gesicht schien heftig bewegt. Halb nackt wie er war, und mit seiner auffallenden Tättowirung stand er an dem Bug des Boots, seinen Bootshacken gleich einem Speer mit der Geschicklichkeit eines Wilden schwingend. Es war unmöglich, in dem vor uns stehenden stolzen, majestätisch blickenden Krieger den Matrosen wieder zu erkennen. Der Häuptling und John wechselten abgebrochene Worte, bis beide endlich zu schreien anfingen und der eine immer wilder aussah als der andere. John's lebhafte Geberden

und Stellungen erregten die Bewunderung aller. Da wir ihn nicht verstanden, so mochte er manche Dinge gesagt haben die den wilden Häuptling reizten, bevor wir ihn zum Schweigen brachten, obgleich er nachher in dieser Beziehung seine Unschuld betheuerte. Ich war schon eine ganze Stunde bemüht, den Eingebornen ihre Furcht zu benehmen, als verschiedene Boote der andern Schiffe zu mir stießen. Die Officiere, welche mit den Eingebornen gleichfalls in Verkehr zu treten wünschten, wollten landen und ich gab ihnen gern die Erlaubniß hiezu, jedoch ohne Waffen. Sie fuhren auf eine kurze Entfernung von uns weg, in der Hoffnung ihren Zweck ohne Widerstand zu erreichen, allein auch die Eingebornen trennten sich, um sich jeder Landung zu widersetzen. Zwei Officiere schwammen dennoch ohne Waffen durch die Brandung, wurden aber von drei Eingebornen ohne weiteres angegriffen, worauf sie schleunigst wieder umkehrten. Dieß flößte den Eingebornen offenbar noch mehr Vertrauen ein, und ihr Benehmen wurde jetzt gewaltsamer. Hr. Couthouy bat nun um die Erlaubniß, unter dem Schutze des Boots mit Geschenken landen zu dürfen, was ich ihm gerne zugestand. Er schwamm ans Ufer, indem er von Zeit zu Zeit stille hielt, um die mitgenommenen Kleinigkeiten zu zeigen. Der Häuptling winkte ihm sich zu entfernen, allein er landete nichtsdestoweniger auf den Felsen; der Häuptling zog sich jetzt, als wie einigermaßen in Furcht gesetzt, zurück, während Hr. Couthouy gegen ihn vorging und die Geschenke hinhielt. Als jedoch ein anderer Eingeborner zu dem Häuptling trat, blieb dieser plötzlich stehen, erhob seinen Speer und machte, mit einem lauten Schrei und einer Gesichtsverzerrung, einen Schritt vor gegen Hrn. Couthouy, der nun plötzlich alle seine Geschenke fallen ließ und eiligst auf das Boot zufloh; der Wilde nahm jedoch von den zurückgelassenen Gegenständen nicht die mindeste Notiz, sondern rückte vor, um ihn mit seinem Speer anzugreifen. Dieser schnelle Rückzug steigerte ihr Selbstvertrauen noch mehr, und sie begannen nun Korallenstücke nach uns zu werfen, von denen einige Leute in meinem Boote getroffen wurden. Ich fühlte keine Lust ihnen Uebles zuzufügen, aber ebensowenig mochte ich sie sehen und fühlen lassen, daß sie uns vertrieben ohne daß wir gelandet wären, obwohl ich auf der andern Seite wohl wußte,

daß, wenn wir eine Landung erzwingen würden, dieß nicht ohne Verlust auf der einen, vielleicht auch auf beiden Seiten geschehen könne. Ich befahl daher, da ich mir dachte daß sie keinen Begriff von Feuerwaffen hätten, einige blinde Schüsse zu thun; allein sie kümmerten sich gar nicht darum. *) John Sac sagte, daß sie über diese Waffe spotteten, uns feig nannten und herausforderten ans Land zu kommen. Da feuerte ich nun eine Ladung schwachen Schrots nach ihren Beinen, was jedoch durchaus keine Wirkung auf sie machte. Zugleich forderte ich Hrn. Peale, welcher in meiner Nähe war, auf seine Kugel auszuziehen und statt deren Schrot zu laden, was er denn auch that; Lieutenant Nork feuerte gleichfalls, worauf der Häuptling und der ganze Haufen die Beine reibend sich zurückzog. Ich erlaubte jetzt den Officieren an das Land zu gehen, jedoch mit dem strengen Befehl den Strand nicht zu verlassen, und jeden Zusammenstoß mit den Eingebornen zu vermeiden. Es war indeß so viele Zeit verstrichen, ehe ich die Instrumente sicher an das Ufer schaffen konnte, daß es zu spät war die Beobachtungen, welche ich zu machen wünschte, anzustellen.

Die Eingebornen welche wir sahen, schienen eine schöne athletische Race, weit über die gewöhnliche Größe. Ihre Hautfarbe war dunkler als die unserer Indianer, aber in ihren Gesichtszügen hatten sie Aehnlichkeit mit denselben. Man bemerkte bei den Männern keine Tättowirung, und die Weiber kamen uns nicht nahe genug, daß wir sie hätten genau unterscheiden können. Die Haare der erstern waren lang, schwarz und straff. Die Häuptlinge hatten ihre Haare zurückgestrichen und hinten in einen Knoten aufgebunden; bei den übrigen hingen sie lose herunter. Sie trugen ein kleines Maro aus Blättern, und die Häuptlinge außerdem noch ein Pandanusblatt im Nacken, wahrscheinlich um ihren Rang anzuzeigen. Die Weiber hatten ein Stück Tapa als kurzen Rock; sie waren nicht eingeölt und die Köpfe einiger schienen mit Asche oder Leim bestreut. Sie sprachen

*) Ich habe seitdem in Erfahrung gebracht, daß von Handelsschiffen, die hier mit der Perlfischerei beschäftigt waren, auf die armen Eingebornen gefeuert worden war, und zwar aus reinem Muthwillen, was auch den uns zu Theil gewordenen feindseligen Empfang erklärt.

und verstanden den Taheiti=Dialekt. Die einzige Nachricht die wir von ihnen erhalten konnten, war daß vordem schon Schiffe dagewesen, aber weiter gesegelt seyen ohne zu landen.

Gleich nachdem sie von dem Strand vertrieben waren, sah man eine Rauchsäule aufsteigen, ohne Zweifel ein Signal für die andern Bewohner der Insel. Nachdem wir eine halbe Stunde auf dem Riff verweilt hatten, gingen wir wieder nach den Booten, und kehrten gegen Sonnenuntergang an Bord zurück. Am nächsten Morgen wurde gemeldet, daß man von dem Peacock aus ein Canoe gesehen habe. Die Zahl der Bewohner die wir sahen, überstieg gewiß nicht hundertundzwanzig. Die gewöhnliche Hausfliege wurde in großer Menge auf der Insel angetroffen. Wir fingen auch einige Fische; deßgleichen wurden einige Muscheln und verschiedene Arten von den bemerkten Pflanzen gesammelt.

Nachdem wir die Nacht noch beigelegt, segelten wir mit Tagesanbruch des 16 nach der Serle=Insel, nachdem wir zuvor unsere Entfernung von der Spitze des Eilands Clermont de Tonnerre durch Triangulation gemessen hatten. Wir fuhren mit dem Patent=Log direct nach der Serle=Insel, und bestimmten danach die Entfernung zwischen beiden Inseln auf 26,2 Meilen. Zwischen denselben bemerkten wir kein Anzeichen von einem andern Eilande. Dieß wird, denke ich, den Streit zwischen Duperrey und Beechey beilegen. Der Letztere ist offenbar im Unrecht bezüglich der Länge von Clermont de Tonnerre, welche er einige zwanzig Minuten zu weit östlich verlegt, und ich zweifle nicht daran, daß sich in seine Beobachtungen ein zufälliger Irrthum eingeschlichen hat, denn ich finde, daß bei der Serle=Insel Duperrey, Beechey und ich bis auf wenige Minuten mit einander übereinstimmen.

Serle ist eine niedere Korallen=Insel und hat an ihrem westlichen Ende einen großen und ziemlich regelmäßigen Haufen von Bäumen, den man in der Ferne für einen Damm oder Hügel halten könnte. Ihre Länge beträgt 7 und ihre Breite $1\frac{1}{4}$ Meile. Sie erstreckt sich in der Richtung von N. W. nach S. O., und hat nur wenige Bewohner. Ihre südöstliche Spitze liegt unter 18^0 21′ 10″ südlicher Breite und 137^0 04′ 10″ westlicher Länge.

Die Schiffe trennten sich nun wieder zum Zweck der Untersuchungen, und es wurden Boote ausgesendet, um das Riff näher kennen zu lernen und mit den Eingebornen wo möglich einen Verkehr anzuknüpfen. Vor Anbruch der Nacht hatten wir unser Geschäft beendet und die Boote waren zurück. Lieutenant Alden, der eines derselben befehligte, berichtete, daß er mit den Eingebornen verkehrt habe. Dieselben seyen freundlich und wünschten die Verbindung mit ihm zu unterhalten. Er bekam mehrere merkwürdige Gegenstände von ihnen. Einige waren tättowirt. Sie wurden als Erzdiebe erfunden, denn sie wollten alles wegschleppen was sie nur sahen, — selbst das Kupfer von den Ruderplatten versuchten sie abzulösen — aber dieß alles augenscheinlich ohne nur einen Begriff davon zu haben, daß sie Unrecht thun. Als man sie zuerst ansichtig wurde, waren sie mit Speeren bewaffnet, allein da sie bemerkten, daß man keinen Versuch zum Landen mache, schickten sie diese durch einen Knaben zurück und schwammen an das Boot herüber.

Ich entschloß mich nun bis zum nächsten Tag zu warten, um den Verkehr mit ihnen weiter fortzusetzen, und befahl alle Zurüstungen zu treffen, um am frühen Morgen landen zu können; allein während der Nacht trieb der Deckofficier des Porpoise gegen den Vincennes, wodurch beide Schiffe beschädigt wurden; durch diesen Vorfall verloren wir unsere Stellung, und fanden uns am Morgen so weit leewärts, daß wir lange Zeit — die wir keineswegs zu verlieren hatten — gebraucht hätten um das Eiland wieder zu gewinnen. Ich segelte deßhalb, wiewohl nicht ohne Widerstreben, gegen Norden, um an die Oertlichkeiten einiger zweifelhaften Eilande auf unserm Wege nach der Insel Honden hinzugelangen.

Am 19 August sahen wir Henuake, Honden oder Hunds-Insel, und erreichten dieselbe gegen Nachmittag. Die Boote wurden alsbald abgesendet, um zu untersuchen, ob keine Landung möglich wäre, und die Schiffe überwachten diese Operationen. Die Brandung war zwar sehr stark, allein es gelang den Booten dennoch zu landen. Die Menge der auf dem Eilande hausenden Vögel war ein Beweis, daß es unbewohnt sey, was sich auch herausstellte. Mehrere Turteltauben wurden gefangen und man fand darunter einige besondere Arten. Da wir mit der

Untersuchung der Insel nicht zu Ende kamen, so legte ich die ganze Nacht bei, und schickte früh am Morgen die Boote aus, um die Untersuchung zu Ende zu bringen und eine Landung zu bewerkstelligen. Der größte Theil des Tages wurde auf der Insel zugebracht. Nahe bei der Stelle, wo wir landeten, befand sich ein Canal, der nach der schmalen in der Mitte des Eilandes liegenden Lagune führte, und ein ähnlicher befindet sich auf der entgegengesetzten Seite der Insel. Sie waren beide trocken und das Seewasser fließt nur bei sehr hoher Fluth in die Lagune. Nach den an diesem Tage angestellten Beobachtungen ist die gewöhnliche Ebbe drei und einen halben Fuß.

Es gibt hier gerade als Merkmal des hohen Wassers viele compacte Korallenstücke, die an der Außenseite ganz schwarz sind, aber beim Zerbrechen die weiße Koralle zeigten. Die weiße Korallensandbank, über welche die See zur Fluthzeit hinfließt, war 200 Fuß breit, und mit der Ebbe fiel das Wasser zwei Fuß unter ihre Oberfläche; sie ist ganz eben und es befinden sich viele Löcher und große länglichte Spalten in ihr. Hier liegen auch die oben besprochenen compacten Korallenstücke, welche jedoch noch unter den Korallensand hinabreichen. Die Korallensandbank über dem festen Lager hat acht Fuß senkrechte Höhe und liegt in einem Winkel von 47°. Auf der Oberfläche finden sich kleine Korallenstücke, welche von der See hieher geschwemmt wurden, um die Wurzeln von Bäumen und Strauchwerk, die eine Höhe von 15 bis 20 Fuß erreichen. Wir fanden das Wasser in der Lagune sehr salzig und warm. Ihr Bett war auf eine große Strecke hin mit einem feinen Niederschlag kalkartigen Schlamms gefüllt, der eine Tiefe von etwa sechs Zoll hatte. Das Wasser war in der Lagune offenbar verdünstet, und schmeckte weit salziger als das des Meers. Portulak (Portulaca) wuchs spärlich auf diesem Schlamm. Wo die Lagune tiefer war, sahen und erhielten wir einige schöne Korallenarten. Wir bemerkten auf dem Eilande keine Spuren von Bewohnern, und der Naturzustand in welchem wir die Vögel fanden, und andere Anzeichen bewiesen, daß es noch nie oder wenigstens lange Zeit nicht bewohnt gewesen. Man sah eine Menge Haifische sowohl in der Lagune als an dem Gestade, welche so gefräßig waren, daß sie in die Ruder bissen. Es war auch durchaus nicht an-

genehm durch die Brandung zu dem Boot zu schwimmen, während diese gefährlichen Thiere sich so zahlreich in der Nähe befanden.

Wenn man auf einer Korallen-Insel landet, so verschwinden mit einemmale alle die vorgefaßten Meinungen von ihrer Schönheit: der grüne Teppich, welcher aus der Ferne gesehen das ganze Eiland zu bedecken schien, besteht in der Wirklichkeit nur aus ein paar Flecken drathartigen Grases, welches das Gehen hindert und dem Auge weder Blumen noch Früchte darbietet; es wächst in dem rauhen Korallengeröll, das mit ein wenig Sand und vegetabilischer Erde vermischt ist.

Die hauptsächlichsten Bäume und Sträucher sind: Pandanus, Boerhavia und Pisonia. Es ist etwas überraschend, daß einige wenige Bäume, die eine Höhe von 40 bis 50 Fuß erreichten, einen für dieses Wachsthum hinlänglich tiefen Boden gefunden haben, denn die meisten Bäume sind verbuttet, und haben nicht mehr als 10 bis 15 Fuß Höhe und 18 Zoll Durchmesser.

Van Schouten und Le Maire besuchten diese Insel am 10 April 1616, also schon zweihundert Jahre früher, und sie war damals schon mit einem Pflanzenwuchs bekleidet. Wenn ihre Beschreibung genau ist, so scheint das Eiland jetzt beträchtlich höher zu seyn, da sie melden „daß der größte Theil der Insel, soweit sie urtheilen können, von der Fluth überströmt wird;" und dieß ist gegenwärtig gewiß nicht der Fall. Die Mitte der Insel liegt unter 14^0 55′ 40″ S. B. und 138^0 47′ 36″ W. L.

Die Zahl der Vögel auf dieser Insel ist unglaublich, und sie waren so zahm, daß man sie aus ihren Nestern jagen mußte, wenn man ihre Eier nehmen wollte. Der ansehnlichste unter ihnen war der Fregattenvogel (Tachypetis aquilus), und viele von den Bäumen waren mit seinen, aus wenigen Holzstücken bestehenden Nestern bedeckt. Wenn die alten Vögel aufflogen, so bliesen sie ihre rothen Hälse zur Größe eines Kindskopfes auf, und sahen aus, als ob eine große Blase an ihre Nacken befestigt sey. Die Rothgänse und die schönen Tropenvögel waren gleichfalls in zahlloser Menge vorhanden. Die erstern bewachten ihre Eier (welche sie ohne ein Nest auf den bloßen Boden legten)

sehr sorgsam, entfernten sich nie davon und ließen sich ohne Widerstand gefangen nehmen. Ihr heiseres Gekreisch war völlig betäubend.

Es war komisch mit anzusehen wie Krabben mit Schlangen in den Scheeren dahergekrochen kamen, und von einem starken Vogel plötzlich mit sammt ihrer Beute in die Lüfte davongetragen wurden. Man sah ganze Armeen von Soldaten oder Piratenkrabben (Paguri) mit ihren Muscheln nach allen Richtungen sich bewegen. Wir selbst hatten dabei viel Vergnügen, und brauchten weder Pulver, Gewehr noch Schrot anzuwenden, da wir so viele Stücke als wir wollten, sowohl alte als junge, mit der Hand fangen konnten. In einigen Fällen wurden den Tropenvögeln ihre Nester, und andern wieder ihre Eier genommen, ohne daß sie sich hätten stören lassen; in der That habe ich nie noch solche zahme Vögel gefunden.

Die verschiedenen Schlangen, die mannichfach gefärbten Fische, die großen Aale, die ungeheuren und gefräßigen Haie, die Schnecken, die großen Mollusken und Spinnen schienen hier einen ruhigen und friedlichen Aufenthalt zu haben; namentlich letztere hatten ihre Gewebe nach allen Richtungen hin ausgedehnt, was uns vielfach störte. Sie alle zusammen machten jedoch eine ganz eigenthümlich neue Scenerie, die uns sehr interessirte und ergötzte. Am Nachmittag kehrten wir mit einer schweren Ladung verschiedener Thier- und Pflanzenarten an Bord zurück, und da wir mit der Untersuchung zu Ende waren, so setzten wir bald unsere Fahrt fort. Auf dem Eiland befinden sich keine Cocosnußpalmen, wie von dem Capitän Fitzroy in seiner Reisebeschreibung berichtet worden; eben so wenig findet man darauf frisches Wasser. Einige unserer Herren bemerkten auf dem Strand einige zerbrochene Ruder und Ueberreste eines Boots, allein es stellte sich nichts Näheres heraus. Pandanus-Bäume gibt es auf der Südseite.

Am 23 August sahen wir Byrons Disappointment-Inseln; es sind deren zwei, Wytoohee und Otooho genannt. Am Morgen des 24 befanden wir uns am nordwestlichen Ende der Insel Wytoohee, das unter 14° 09′ 30″ S. B. und 141° 17′ 50″ W. L. liegt. Es kamen viele Canoes an das Schiff heran, und man hörte die Eingebornen dabei in einiger Entfernung singen. Wie sie näher kamen, verstärkte sich das Geschrei, indem sie zu gleicher Zeit lachten und lebhaft gesticulirten. Allein es konnte

keiner von ihnen bewogen werden an Bord zu kommen, und sie wollten nichts von ihren Sachen weggeben, als etliche alte Stücke Matten. Man versuchte einige von ihren Rudern zu fassen, allein sie lachten über dieses Beginnen. Die Canoes waren sehr klein und nur 12 bis 15 Fuß lang. Sie enthielten meist zwei, manchmal auch drei Eingeborne. Jedes Canoe hatte eine Mastenstütze und Vorder- und Hintertheil scharf. Sie bestehen aus zusammengefügten Cocosnußholzbrettern, und können durch zwei Personen fortbewegt werden. Ihre Ruder waren rückwärts gekrümmt. Um ihre Furcht zu verscheuchen, gab man ihnen einige Gegenstände umsonst, und um ihre Dankbarkeit hiefür an den Tag zu legen, begannen sie einen eintönigen Gesang. Manchmal hielten sie inne, blickten herauf, und beantworteten das Gelächter der Mannschaft mit einem Grinsen.

Diese Eingebornen sind eigenthümlich und schienen ganz verschieden von allen andern, die wir in dieser Gruppe trafen: denn sie hatten starke, struppige Kinn- und Schnurrbärte so wie auch ganz andere Physiognomien. Ich sendete eines der Boote mit dem Dolmetscher unter dem Befehl des Lieutenants Case an das Ufer, allein sie verweigerten die Erlaubniß zum Landen. Es wurde zwar keine eigentliche Gewaltthätigkeit versucht, aber Lieutenant Case berichtete die Unmöglichkeit, ohne Gegenwehr und Nachtheil für uns selbst und die Eingebornen zu landen. Sie erhielten verschiedene Geschenke, allein sie hatten keine Früchte dagegen zu geben, da ihre Cocosnüsse mit dem Tabu belegt waren. Als Austausch gaben sie andere Gegenstände, bestehend in Gewändern, Fischangeln, Hohleisen und Perlmuscheln. Unter den Gegenständen die in ihrem Besitze waren, bemerkte man auch ein schönes seidenes Taschentuch, ein Beweis, daß sie vor noch nicht langer Zeit mit Schiffen Verkehr gehabt. Sie weigerten sich uns Speere oder Keulen abzutreten. Ihre Hohleisen waren roh gearbeitet, aber sehr scharf geschliffen; sie waren aus der Tridachna oder Sturmhaubenmuschel verfertigt und an Handhaben befestigt, welche den unsrigen ziemlich glichen. Man bemerkte auch Messer bei ihnen. Der Rest des Tages wurde zur Untersuchung der Insel verwendet, und da dieselbe mit Einbruch der Nacht noch nicht beendigt war, so legten wir bei, um sie den andern Tag zu vollenden. Am 25 wurden der Peacock und

Porpoise auf die eine, der Vincennes und der Tender aber auf die andere Seite der Insel geschickt. Man machte die Boote los, um wo möglich eine Landung zu bewerkstelligen und die Ufer näher zu untersuchen.

Wytoohee besteht aus kleinen, durch ein nacktes Korallenriff verbundenen Eilanden von unregelmäßiger Form, mit einer Lagune, in der sich verschiedene Bodenerhöhungen vorfinden, von denen sich einige vier bis fünf Fuß über die Oberfläche des Wassers erheben. Der südöstlichste Theil war der größte, holzreichste und bevölkertste. Nachdem die Untersuchung beendigt war, fanden wir uns an der nordwestlichen Spitze der Insel. Die Eingebornen welche uns anfangs das Landen verwehrt hatten, schwenkten jetzt grüne Zweige, was das allgemeine Zeichen ihrer guten Gesinnung ist und daß sie einen Verkehr wünschen; viele sah man auch auf dem Strand mit ihren Speeren in der Hand tanzen. Ich gab Befehl die Boote an das Ufer zu senden, aber als sie dort anlangten, fand man die Eingebornen einer Landung noch immer widerstrebend; dagegen halfen sie Hrn. Couthouy durch die Brandung an den Strand. Aber als er denselben erreicht hatte, umgaben sie ihn und führten ihn ganz artig zum Wasser zurück, indem sie ihm sehr deutlich zu verstehen gaben, daß sie ihm nicht erlauben würden ihre Hütten zu besuchen. Sie waren außerordentlich erpicht darauf, Knöpfe, Eisenstücke und Zeuge zu erhalten. Wir gaben ihnen verschiedene Kleinigkeiten, allein sie konnten nicht dazu gebracht werden, uns dafür einige ihrer Speere und Keulen abzulassen. Den Häuptling, der ein sehr betagter Mann war, sah man unter einem Pandanus-Baum ganz in der Nähe des Strandes liegen, und als man ihm sagte, daß ich ihn zu sehen und ihm ein Geschenk zu machen wünsche, erhob er sich. Sein Haar war ganz grau, und er hatte einen langen und steifen weißen Bart; seine Beine hatte die Elephantiasis aufgetrieben, dabei waren die angeschwollenen Theile von weißer Farbe und von einem Umfang und einer Regelmäßigkeit, daß manche glaubten, er habe Matrosenbeinkleider an. Mit ihm waren etwa zwanzig Eingeborne auf dem Strand. Nachdem man ihm die Geschenke gezeigt hatte, ließ er sich bewegen in das Wasser zu gehen, bis es ihm an den Hals reichte, um sie in Empfang zu nehmen. Als er an das Boot herankam, schien

er sich etwas unbehaglich zu fühlen, bis die Ceremonie des Nasenreibens vorüber war, was, wie ich offen gestehen muß, mit einem so schmutzigen und kranken Menschen nichts weniger als angenehm war. Er war äußerst ängstlich die Geschenke zu erhalten, und es ergötzte uns nicht wenig, als er sie plötzlich in das Wasser warf und keineswegs sich darum zu bekümmern schien, sie trocken zu erhalten. Er machte beständig ein Geräusch, das dem Knurren einer Katze glich. Als Geschenk bot er mir einen kurzen Mantel aus Matten an, den er über seine Schultern gehängt hatte. Die Eingebornen verstanden die Taheiti-Sprache. Der Häuptlig nannte sich Korokoa, und seiner Insel gab er den Namen Wytoohee. Er schien etwa sechzig Jahre alt zu seyn, und seine Zähne waren noch alle gut und gesund.

Sein Bruder war der Priester, welchem ich auch einige Geschenke machte. Dieser Mann hatte einen sehr merkwürdigen Kopf; die Stirne war hoch und fast bis zur Ungestaltheit schmal, mit einem Paar dunkler, unheimlich glänzender Augen. Seine Hände waren mißgestaltet, hatten keine Gelenke und der untere Theil war rechtwinkelig gekrümmt. Der Sohn des Häuptlings war ein auffallend schöner Bursche von etwa fünfzehn Jahren. Wir sahen keine Frauen, denn sie hatten sich alle versteckt. Die Farbe dieser Eingebornen war viel dunkler, als die der früher gesehenen; bei einigen waren Haar und Bart leicht gekräuselt. Alle die erwachsenen Männer welche ich sah, hatten Schnurrbärte; ihre Züge waren scharf ausgeprägt, hatten aber den Ausdruck der Gutmüthigkeit; sie trugen den Maro und einige hatten auch Federn in den Haaren.

Den Booten des Peacock gelang es auf der Ostseite der Insel zu landen, wo das Korallenriff eine Neigung von etwa 10^0 hat und, wenn der Wind seitwärts weht, die Brandung nur unbedeutend ist. Wir sahen ein halb Dutzend Wilde. Ein Officier näherte sich ihnen und machte ihnen Zeichen der Freundschaft, die sie erwiderten. Anfangs schienen sie sehr furchtsam; zwar kamen sie unsern freundlichen Bezeugungen entgegen, allein in einer Weise welche deutlich verrieth, daß sie uns ebenso sehr verhöhnen wollten, als sie uns fürchteten. Wir überzeugten sie durch einige Geschenke von unsern freundschaftlichen Gesinnungen, worauf zwei alte Männer mit geöffneten Händen und die Waffen auf-

recht auf ihren Köpfen haltend vortraten, und sich nicht nur geneigt zeigten uns die Hände zu schütteln, sondern auch die Nasen zu reiben. Jeder von ihnen war mit einem sechs oder sieben Fuß langen Stück Holz, (denn Speer konnte man es nicht heißen) bewaffnet, und einige trugen Meerschweinzähne als Zierrathen. Sie schienen sehr erstaunt, und ihre Blicke sprachen deutlich ihre Bestürzung über unsere Erscheinung aus. Manchmal legten sie, gleichsam um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen, die Hände auf uns. Als sie einige kleine Geschenke erhielten, brachen sie in denselben Gesang aus, den man hörte als sie zuerst an das Schiff kamen. Die jüngern zeigten sich zuerst zutraulich und waren sehr geneigt mit unsern Leuten Scherz zu treiben. Einige der Officiere wollten sie als diejenigen erkennen, welche Tags zuvor in den Canoes gewesen waren.

Der Wunsch unserer Herren nach ihren Hütten zu gehen, versetzte sie in eine Art stupider Verwunderung, aber als sie sich versichert, daß sie nichts zu fürchten hätten, hellten sich ihre Gesichter auf, und sie führten uns durch ein Gehölz zu einem offenen, von Pandanus- und Cocosnußbäumen eingefaßten Raum. Diese Eingebornen hatten offenbar früher schon mit Schiffen verkehrt, allein ich zweifle, ob solche jemals gelandet. Sie schienen über das Abfeuern der Gewehre durchaus nicht erschrocken, waren aber sehr überrascht die Vögel getödtet zu sehen, schlugen die Hände zusammen und stießen Schreie der Verwunderung aus. Sie hatten keinen Begriff von Tauschhandel; sie ließen ohne Widerrede alles nehmen, und nahmen alles was man ihnen dagegen gab, dankbar und voll Entzücken an. Eisen wurde mehr als alles andere geschätzt. Als wir die Hütten erreichten, fragten wir nach ihren Weibern, worauf ein allgemeines Gelächter erscholl und sie uns zu verstehen gaben, daß sie die Absicht, warum wir ihre Insel besucht, wohl errathen hätten — „daß, da wir eine Insel ohne Weiber bewohnten, wir einige haben möchten." Es wurde nichts weiter mehr über diesen Gegenstand gesprochen. Sie begleiteten uns nach den Booten und nahmen auf dieselbe Weise Abschied, wie sie uns begrüßt hatten, nämlich durch Nasenreiben, Händeschütteln und Erhebung der Waffen. Ich schätzte die Zahl der Einwohner auf ungefähr neunzig. Aus dem großen Alter der Häuptlinge und dem Nichtvorhandenseyn verwundeter

oder verstümmelter Personen schloß ich, daß sie in Frieden leben. Sie sprachen übrigens sehr übel von ihren Nachbarn auf der kleinen Insel im Westen, die sie Otooho nannten. Im östlichen Theile der Insel gibt es frisches Wasser aber nur in geringer Menge, und auf dem Riff findet man einige Holothurien. Eine kleine Rattenart fiel den Eingebornen sehr lästig. Dieses Eiland hat einige Cocosnuß-, Brodfrucht- und Pandanusbäume; auch die Pisonia, Tournefortia und die auf den niedern Inseln gewöhnlich vorkommenden Staudengwächse wachsen gleichfalls hier.

Die Hütten der Eingebornen verdienen kaum diesen Namen; sie bestehen bloß aus vier oder fünf Stangen, deren beide Enden in die Erde gesteckt sind und so einen Bogen bilden, der mit Cocosnußblättern, Matten u. s. w. überdeckt wird. Sie sind ungefähr sechs oder acht Fuß lang, vier Fuß hoch und etwa fünf Fuß weit, und schützen kaum vor den Sonnenstrahlen, viel weniger noch vor dem Regen. Die Insulaner haben nur wenig Geräthschaften, die noch überdieß zu ihrem Gebrauche übel eingerichtet schienen. Ihre Körbe hingen von den Spitzen der Hütten und der Bäume herab. Tapa scheinen die Eingebornen keine zu besitzen. Wir fanden an diesem Eiland keinen Ankergrund.

Mit Anbruch der Nacht wurden die Segel halb eingerefft, da ich voraussetzte, daß die Strömung uns Morgens leewärts in die Nähe von Otooho führen werde, eine Fahrt von zehn Meilen. Diese Insel liegt westnordwestlich von Wytoohee, in einer Entfernung von $12\frac{1}{3}$ Meilen, und wird von dort aus in Form eines runden Hügels genau gesehen. Diese Erscheinung rührt von den darauf wachsenden Bäumen her, denn das Land selbst ist so niedrig wie die Koralleninseln gewöhnlich sind. Wir fanden am Morgen, daß die Strömung eine Meile auf die Stunde gegen Westen und daher weit stärker gewesen war, als ich vermuthet; wir befanden uns daher leewärts etwas entfernt von dem Eiland. Ich wußte, daß das Schiff es mit dem leichten Wind nicht vor Nachmittags erreichen werde, schickte die Naturforscher augenblicklich an Bord des Transportschiffes Flying-Fish, und gab Lieutenant Pinckney Befehl zu versuchen, ob er sie nicht ans Land setzen könne, sodann um die Insel herumzufahren und sie zu untersuchen. Es gelang ihm jedoch nicht irgendeinen dieser Aufträge auszuführen. Die Untersuchung wurde schließlich

von den Booten des Vincennes und Peacock vollendet. Die Naturforscher versuchten eine Landung, wurden jedoch von einem Dutzend Eingeborner daran verhindert, die übrigens sonst ganz freundlich gesinnt schienen.

Der Häuptling war ein alter Mann, und wurde dahin gebracht sich an das Boot heranzuwagen. Einer der Herren schwamm dann zu den am Ufer Zurückgebliebenen, die ihn auf dieselbe Weise empfingen wie auf den übrigen Inseln, d. h. mit Nasenreiben, Küssen und Händeschütteln. Wenn er jedoch versuchte sie mit der Hand anzufassen, so fuhren sie zurück, streichelten ihn dagegen beständig, indem sie dabei eine Art schnurrendes Geräusch vernehmen ließen, nicht unähnlich dem, womit wir die zweifelhafte Gemüthsart oder den Zorn gewisser Thiere zu beschwichtigen suchen. Sie gaben für die mancherlei Gegenstände welche sie von uns erhielten, Matten aus Pandanusblättern verfertigt, so wie Stücke abgenützter Tapa, ließen jedoch keinen unserer Leute den Fuß ans Land setzen, sondern zogen sie so sanft wie möglich ins Wasser zurück.

Die Naturforscher versuchten Nachmittags an einer andern, außerhalb des Gesichtskreises der Eingebornen liegenden Stelle zu landen, was ihnen auch gelang. Hr. Brackenridge rannte dießmal schnell möglichst in das Dickicht, um keine Zeit für das Einsammeln zu verlieren, und war gerade eifrigst mit dem Auslesen verschiedener Species beschäftigt, als zwei stämmige Eingeborne angesprungen kamen und ihm durch sehr verständliche Zeichen bemerklich machten, daß er nach dem Boote zurückkehren müsse. Er gab nun zwar vor sie nicht zu verstehen, und suchte in seinem Geschäfte fortzufahren, allein sie stellten sich vor ihn hin und kreuzten ihre Keulen, entschlossen ihn nicht weiter vorgehen zu lassen; darüber lachte er laut auf, und die beiden Eingebornen stimmten mit ein. Da er fand, daß kein Ausweg möglich, so schlug er einen Umweg nach dem Boote ein, in der Hoffnung dadurch seine Sammlung zu vermehren, was ihm auch gelang, während die Eingebornen ihn, wie er berichtete, aus dem Gebüsch und dann nach dem Boot fortstießen. Der Rest der Gesellschaft, welcher nach den Hütten gegangen war, wurde plötzlich überfallen und nach dem Boote und der Brandung fortgetrieben, wo sie sich eben in keiner beneidenswerthen Lage

befanden, indem sie auf der einen Seite in Gefahr waren zu ertrinken und auf der andern sich völlig in der Gewalt der Wilden sahen, da sie weder Waffen noch irgend ein anderes Vertheidigungsmittel hatten. Es geschah ihnen übrigens kein Leid, als daß man sie mit den Speeren bedrohte. Nur einer der Herren verlor in der Eile des Rückzugs seine Brille, und einige quetschten sich ein wenig an Korallenstücken. Da die Brandung bedeutend war, so schickte man denen, welche nicht schwimmen konnten, Schwimmapparate, und so erreichten sie endlich alle glücklich das Boot. Hätte dieser Vorfall in Clermont de Tonnerre stattgefunden, so bin ich überzeugt, daß die ernstesten Folgen daraus entstanden wären.

Die Insel Otooho hat einen Flächenraum von etwa einer Geviertmeile, aber keine Lagune; sie ist wohlbewaldet und mit frischem Wasser reichlich versehen. Man zählte neunzehn Männer, was eine Bevölkerung von fünfzig Seelen ausmachen mag. Weiber oder Kinder sah man keine. Auf allen bewohnten Inseln trafen wir die gewöhnliche Hausfliege in ungemein großer Menge; auf der unbewohnten Honden-Insel bemerkten wir sie dagegen nicht. Es kann sich Niemand vorstellen, wie beschwerlich diese Insecten fallen, bis man es selbst erfahren hat. Die Hütten der Eingebornen von Otooho sind von denen des benachbarten Eilandes verschieden, aber ebenso roh.

Etwa drei Viertelstunden nach Sonnenuntergang waren die Naturforscher wieder an Bord, und wir nahmen unsern Weg nun nach Raraka. Da wir erfahren hatten, daß man in dieser Nachbarschaft mehrere, den Eingebornen bekannte, aber auf den Karten nicht verzeichnete Inseln vermuthe, so beschloß ich die Nacht über beizulegen. Mit Tagesanbruch segelten wir weiter, indem sich das Geschwader dabei so weit wie möglich ausbreitete. Am 29 mit Tagesanbruch wurde Land gemeldet, und wir überzeugten uns bald, daß es auf den Karten nicht angegeben sey. Es ist niedrig, fast kreisförmig gestaltet, mit Bäumen und Gebüsch wohl bedeckt, und hat dabei eine Lagune von ziemlicher Ausdehnung. Seine Mitte liegt unter 15^0 43′ 25″ S. B. und 144^0 38′ 45″ W. L. Ich nannte es Kings-Insel, nach dem Mann, der es von der Mastspitze aus zuerst entdeckt hatte. Nachdem wir die allgemeine Aufnahme geendet, landeten wir

an der Leeseite, wo das Wasser ziemlich ruhig ist, und brachten den Nachmittag mit der Untersuchung der Insel zu. Sie hatte keine Bewohner, dagegen lagen alle Anzeichen vor, daß erst kürzlich Perlfischer hier gewesen waren. Die Lagune schien viele Perlmuscheln zu enthalten. Wir fanden auf der Insel zwei kleine Quellen frisches Wasser nahe bei der Lagune und viele Cocos=nußbäume, auch erhielten wir mancherlei Pflanzenarten und ver=schiedene interessante Gegenstände für unsere naturhistorischen Sammlungen. Das Eiland hatte mehr Boden als alle übrigen die wir seither getroffen, und schien auch sehr fruchtbar zu seyn. Große Massen von Cocosnüssen lagen in Haufen beisammen, und waren ohne Zweifel von denen gesammelt worden, welche die Insel vor uns besucht hatten.

Auch magnetische Beobachtungen wurden hier angestellt, und die Breite des Eilandes bis zur Lagune wurde zu 1200 Fuß be=rechnet. Ein sehr schmales Riff umgibt die Insel, welche sich nur sechs Fuß über die See erhebt und etwa 20 Meilen nord=östlich von Raraka liegt. Korallenblöcke sahen wir keine. Es gibt keinen Eingang in die Lagune, und das Eiland ist rings=herum dicht bewaldet. Man fand ein altes, sehr zerfallenes und zerbrochenes Canoe, so wie die Ueberbleibsel einer Hütte am Strande.

Am nächsten Morgen setzten wir die Fahrt nach Raraka fort und erreichten es auch in kurzer Zeit. Als wir uns näherten, wurde noch eine andere Insel gegen Nord und West entdeckt, die auf unsern Karten nicht angegeben war. Auf Raraka ent=deckten wir eine Anzahl Eingeborner nahe beim Eingang in die Lagune, welche eine taheitische Flagge, drei horizontale Strei=fen, roth, weiß und roth schwenkten. Sie waren theilweise be=kleidet, einige in Hemden, ohne Hüte, andere mit Kitteln, und andere endlich mit Pumphosen von allen Farben. Ich begab mich auf den Schooner, fuhr nach der Mündung der Lagune und landete. Es kann nichts auffallenderes geben als den Unter=schied der zwischen diesen Eingebornen und denen der Disappoint=ment=Inseln, die wir so eben verlassen hatten, herrschte. Die Halbcivilisation der Eingebornen von Raraka war sehr bemerk=bar, und es kam uns vor, als wären wir aus der Finsterniß ans Licht gekommen. Sie zeigten viele Bescheidenheit und bewill=

kommten uns herzlich. Wir waren nicht lange im Zweifel darüber, welchem Umstand wir dieß zuzuschreiben hatten. Die Missionäre waren hier thätig gewesen, und hatten ihre Bemühungen auf einen festen Grund gebaut; der Wilde war in ein vernünftiges Geschöpf verwandelt worden. Unter der Bevölkerung befand sich ein eingeborner Missionär, welcher bei diesem Geschäft gleichfalls thätig gewesen war. Hätten die Missionäre sonst nichts gewirkt, so würden sie den Dank aller derer verdienen, welche über diesen weiten Ocean hinschiffen, und auf demselben so manche unbekannte und verborgene Gefahren laufen. Hier wären alle Schiffbrüchigen einer freundlichen Behandlung sicher, und hätten Theil an den wenigen Bequemlichkeiten die dieses Volk besitzt. Hier sah man nicht wildes Mißtrauen und scheue Angst. Weiber und Kinder kamen zu uns her und nahmen die ihnen dargebotenen kleinen Geschenke entgegen. Sie äußerten große Freude und Neugierde über unsern Anblick, und beeiferten sich unsern Bedürfnissen abzuhelfen. Der Häuptling war ein alter Mann und stark tättowirt auf Brust und Armen, was ihm das Aussehen eines blau und braungefärbten Schachbretts gab; andere hatten große Rosetten auf ihren Beinen und horizontale Streifen auf dem Rücken, die sich zu beiden Seiten des Rückgrats beträchtlich ausdehnten, und nach verschiedenen Mustern kunstreich gearbeitet waren. Sie besuchen die verschiedenen Inseln der Gruppe und werden gewöhnlich auch von den Perlmuschelfischern zur Arbeit gemiethet. Ganz besonders fiel mir das bescheidene und ruhige Benehmen des eingebornen Missionärs auf, der ein Taheitier war. Er hielt sich fern, während die andern um uns herumstanden, um die unter sie vertheilten Geschenke in Empfang zu nehmen, und schien sehr dankbar und verwundert darüber, als ich ihm ein ähnliches Geschenk machte, wie ich dem Häuptling gegeben hatte.

Alle Männer hatten die Köpfe rasirt, etwa so wie die Dominicaner. Dieser Gebrauch soll von den Missionären zu Taheiti eingeführt worden seyn, theils der Reinlichkeit wegen, theils zur Unterscheidung der christlichen Partei von der heidnischen. Die Weiber haben ihre Haare kurz abgeschnitten, und einige sind in ein aus drei bis vier Ellen Baumwollenzeug bestehendes Pareu gekleidet, andere wieder in ein weites Gewand.

Sie waren alles nur nicht hübsch, die Männer dagegen groß und wohlgebildet; die Verschiedenheit des bunten Anzugs war drollig genug anzusehen. Was die Kinder anbelangt, so habe ich selten schönere gesehen; alle waren wohlgebildet und so munter wie nur immer möglich. Sie waren größtentheils nackt. Man zählte etwa 200 Einwohner auf der Insel, von denen die meisten nach Taheiti, Anaa oder der Ketten-Insel gehörten, und sich gegenwärtig nur der Fischerei wegen hier befanden. Sie waren in zwei doppelten Canoes angekommen, wie sie zu Reisen von einer Insel zur andern üblich sind, und die nun auf den Strand gezogen waren.

Diese Canoes sind 45 Fuß lang und 4½ Fuß breit, durch starkes Flechtwerk zusammengehalten, über das man eine Decke breitet, auf der während der Reise temporär eine Hütte errichtet wird. Jeder Theil ist hübsch zusammengefügt und durch festen, aus Cocosnußfasern bereiteten Bast wohl verbunden. Man verwendet zu ihrem Bau weder Eisen noch ein anderes Metall; sie haben zwei Masten, die statt der Taue mit Weinranken ausgerüstet sind, und an denen man große Segelmatten aufziehen kann; gelenkt werden sie mit einem großen Steuerruder. Wenn man sie genau untersucht, so begreift man wie es den Eingebornen möglich war so weite Reisen zu unternehmen, wie sie solche schon gemacht haben. Es fällt ihnen nicht schwer sie zu steuern, und sie lernen jetzt allmählich den Gebrauch des Kompasses, obwohl sie, wie man mir sagte, noch immer vorziehen bloß nach den Sternen und der Sonne zu segeln, wobei sie selten einen bedeutenden Fehler machen. Auf ihren häufigen Fahrten von Insel zu Insel sind sie nicht selten von Stürmen überfallen worden, wobei einige zu Grund gingen, andere wieder auf einem der Eilande Zuflucht fanden oder Schiffbruch litten, und von ihrer Heimath oft mehrere Jahre abwesend waren. Diese Stürme kommen, wie sie sagen, aus Nordwest. Sie leben hier in kleinen Hütten, die weit besser sind als die der Inselbewohner, welche wir kurz zuvor gesehen hatten. Diese Wohnungen bestehen aus Stangen, welche mit Matten überdeckt und auf ihren Reisen mitgeführt werden. Obgleich diese Hüttten sie kaum gegen die Unbilden der Witterung zu schützen vermögen, so sind sie doch reinlich und mit Matten ausgelegt. Auch an ihrer Person waren

sie reinlich, und zeigten sich sehr bereitwillig uns zu dienen. Dem Anbau des Bodens schenkten sie einige Aufmerksamkeit, wie aus der sorgfältigen Behandlung der Cocosnußgehölze erhellte, gleichsam als hätten sie für ihre künftigen Bedürfnisse Vorsorge treffen wollen. Die Bäume der jungen Pflanzungen waren alle sorgsam umpfählt. Ihre Nahrung besteht aus getrockneten Fischen, welche Aehnlichkeit mit dem Weißfisch haben, und von denen sie große Vorräthe besaßen; ferner aus Masi, einem aus der Brodfrucht bereiteten Gerichte, das sie bis zu ihrer Heimreise aufsparten.

Dieß war die erste Insel, auf welcher wir die Morgendämmerung des Christenthums und der Civilisation bemerkten, und obgleich die eingebornen Missionäre die meisten der einem Christen auferlegten Pflichten noch nicht kennen, so helfen sie doch sehr dazu den Weg anzubahnen. Viele lernen unter ihrer Anleitung lesen und manche auch schreiben, aber es stehen ihren Bemühungen auch viele Hindernisse dadurch in dem Weg, daß die Weißen geistige Getränke eingeführt haben. Der alte Häuptling z. B. und noch viele Andere sind denselben sehr ergeben, und die Schiffe, welche hier der Perlfischerei wegen sich aufhalten und viele Eingeborne dabei verwenden, bezahlen dieselben meist mit Rum oder Whiskey. Wir fanden hier einen Engländer, der zu einem mit der Perlfischerei beschäftigten Schooner gehört hatte. Er sagte mir, daß er von seinem Capitän krank zurückgelassen, aber während seines dreimonatlichen Aufenthalts auf der Insel stets freundlich behandelt worden sey. Ich hoffte einige Aufschlüsse von ihm zu bekommen, allein er verstand wenig oder gar nichts von der Sprache und war überhaupt ein einfältiger Bursche. Ich räumte ihm in dem Proviantschiff einen Platz ein zur Ueberfahrt nach Taheiti, wohin er zu gehen wünschte.

Da ich etwas an Bord zu thun hatte, so lud ich den Häuptling ein, sich mit mir dahin zu verfügen; er fragte zuerst, ob sämmtliche Boote und Leute hier bleiben würden, und erwiderte dann auf meine verneinende Antwort, daß er mitgehe wenn ich auch sein Weib und deren Bruder mitnehme, worein ich willigte. Der Häuptling hatte eine Hand verloren, und zwar soll sie ihm, seiner Aussage zufolge, ein Haifisch weggebissen haben,

während er Muscheln fischte. Wir wurden gute Freunde, und er hielt es für nothwendig, die ganze Zeit über nicht von meiner Seite zu weichen. Er war ein wunderlicher alter Mann, und bewies, ehe wir ihn verließen, daß er mit einigen Lastern der Civilisation bekannt geworden war.

Wir schifften uns alle ein, und fuhren nach dem etwa drei bis vier Meilen entfernten Schiffe hin. Der alte einhändige Häuptling kam nun auf eine sehr geheimnißvolle Weise an mich heran, löste mit seiner einen Hand und seinen Zähnen nicht ohne viele Mühe einen Knopf in dem Zipfel seines Hemds (das einzige Kleidungsstück was er außer seinem Maro trug), und zog daraus ein kleines, schmutziges, als Beutel aufgebundenes Stück Leinwand. Dieß zeigte er mir mit vieler Förmlichkeit und erwartete augenscheinlich mich dadurch sehr zu überraschen. Der Inhalt erwies sich als einige kleine mißfarbige Perlen, welche er mich anzunehmen bat, was ich jedoch ausschlug. Wir erreichten nun das Schiff, und ich befahl ihnen alles genau zu zeigen.

Die Eingebornen waren sehr erfreut über den Anblick des Schiffes und erstaunt über die Menge der an Bord befindlichen Menschen. Wir machten ihnen viele kleine Geschenke. Als sie sich zu verabschieden im Begriff waren, klagte der alte Häuptling, daß er sehr krank sey, und sein ganzes Aussehen und Benehmen zeigten, wie wenig er sich befriedigt fühle. Wir konnten uns keinen Grund hiefür denken. Das Schiff hatte so wenig Bewegung, daß wir uns unmöglich denken konnten, es rühre von der Seekrankheit her. Ich sagte daher dem Dolmetscher, er möchte fragen, was an der Sache wäre. Eine Zeit lang wurde keine Antwort gegeben, sondern sie beriethen sich untereinander mit gedämpftem Tone. Die Frage wurde nun wiederholt, worauf das Weib des alten Häuptlings zurückgab, „daß ich das Geschenk nicht erwidert, welches er mir angeboten habe, und daß dieß dem alten Häuptling nicht gefalle; denn nach ihren Sitten und Gebräuchen berechtige das Anbieten eines Geschenkes zu der Erwartung, auch ein solches zu erhalten.“ Da wir ihnen schon viel gegeben hatten, so erfreute mich dieß keineswegs. Auf die Frage, was sie denn eigentlich begehren, bezeichneten sie Whiskey, von dem, wie sie sagten, ihnen jedesmal gegeben worden sey, wenn sie an Bord eines Schiffes gekommen,

und der Häuptling brauche welchen, denn er sey krank. Ich befahl demzufolge, ihnen in einer Flasche Wasser eine Viertelpinte Whiskey zu reichen, und im Augenblick, wo sie diesen rochen, veränderte sich plötzlich ihr ganzes Wesen; sie wurden voller Lebendigkeit und verließen das Schiff in der allerbesten Laune. Der Bruder war ein sehr intelligenter Eingeborner; er zeichnete mir mit einem Stück Kreide auf das Verdeck ziemlich genau alle ihm bekannten Inseln, indem er zugleich ihre gegenseitige Lage und die einheimischen Namen bemerkte; — das Eiland, welches wir den Tag zuvor gesehen hatten, nannte er Tai-a-ra, und dasjenige welchem ich den Namen Vincennes gegeben, Kawahe. Er benachrichtigte mich von drei kleinen Inseln südlich von Sacken, welche nachher von dem Porpoise aufgefunden wurden, während er bei dieser Gruppe, wohin ich ihn im Jahr 1840 sandte, kreuzte. Seine Kenntniß des westlichen Theils dieser Gruppe war in der That überraschend.

Am folgenden Morgen gingen wir sehr früh ans Land und verweilten den ganzen Tag daselbst, um Beobachtungen anzustellen. Es war ein Tabu-Tag, oder ihr Sabbath, während wir Sonnabend hatten. Alle Eingebornen schienen denselben ruhig und still zuzubringen. Man sah nur wenige von ihnen, und diese legten eine sehr geringe Neugierde an den Tag. Man konnte sie durch nichts dazu bewegen, an diesem Tage für uns zu fischen oder Muscheln zu suchen. Durch unsere angestellten Beobachtungen vermochten wir die Lage zu bestimmen, und auch die magnetischen Versuche hatten guten Erfolg. Ich setzte den Eingang in die Lagune von Raraka unter 144° 57′ 40″ W. L. und 16° 06′ 25″ S. B. Weiter bestimmten wir durch die an diesem Tage gemachten Beobachtungen die Fluth beim Voll- und Neumond auf zwei Uhr und drei Fuß Höhe; am Ufer sah man übrigens Spuren, daß dieselbe zu Zeiten weit höher gehe. Die Eingebornen sagten, daß wenn der Mond rund sey, sie sehr hohes Wasser hätten.

Der Eingang in die Lagune befindet sich auf der nördlichen Seite der Insel, etwa ein Drittel ihrer Länge von der westlichen Spitze entfernt. Es ist eine enge Passage, aber doch so breit, daß ein kleines Schiff hineinfahren kann. Die Strömung aus der Lagune gegen das Meer ist so stark, daß ein Boot nicht

dagegen zu fahren vermag. Das Wasser hat beim Eingang eine Tiefe von 5 bis 8 Faden, aber die Einfahrt ist unnütz, da das Riff auf seiner innern Seite ebenso steil ist. Ein kleines Schiff kann auch an dessen äußerer Seite ankern, bei einer Tiefe von zehn Faden. Das Eiland hat nahezu die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks, und seine östlichen und südlichen Seiten werden von einem überschwemmten Riff gebildet. Seine Länge beträgt auf jeder Seite 15 Meilen.

Der Häuptling war bei unserm zweiten Besuche nicht ganz frei von Besorgniß, als er so viele Personen am Ufer sah, allein da jede derselben ihm, seinem Weibe oder einem aus seinem Volk ein Geschenk brachte, so beruhigte er sich bald über deren Anwesenheit. Es gelang ihm sich von den Matrosen Grog zu verschaffen, wodurch er berauscht und äußerst lustig und voll Zärtlichkeit wurde.

Die Art des Fischfangs ist hier sehr ergötzlich, und ihr verdanken wir die vielen Arten in diesem Gebiete der Naturgeschichte, welche wir erhielten. Die Eingebornen finden an dem Fang großes Vergnügen, und Alt und Jung nimmt daran Theil. Nahe bei der Mündung der Lagune werden einige Korallenblöcke hingelegt, welche einen rohen und seichten Einfang bilden, zu dem ein Canal führt. Einige Eingeborne gehen nun etwa eine Drittelmeile am Ufer der Lagune hinauf, und gehen hier in das Wasser, indem sie eine Reihe bilden. Dann bewegen sie sich, anfangs so geräuschlos wie möglich, gegen den Einfang hinab und treiben so die Fische vor sich her. Kommen sie in die Nähe, so fangen sie an zu plätschern und Geräusch zu machen, das allmählich zunimmt, bis es nur noch ein ununterbrochenes Gelärm ist. Dann ziehen sie sich gegen den Einfang hin zusammen und treiben so die nach allen Richtungen einen Ausweg suchenden Fische in denselben hinein, der nun mit einigen Steinen geschlossen wird. Endlich beginnen die Eingebornen die Fische zu spießen, worin sie eine große Geschicklichkeit an den Tag legen, und gewöhnlich eine reiche Beute machen. Es machte einen guten Eindruck zu sehen, mit welchem Ergötzen sich Alt und Jung dieser Unterhaltung hingab, nur war es zu verwundern, daß die Fische nicht über die niedere, nur einige Zoll über das Wasser reichende Umwallung entflohen; allein sie schienen

ganz verwirrt zu seyn. Die Eingebornen bedauerten daß ihr Fang so gering ausgefallen sey, und schrieben es dem zu hohen Wasserstand bei. Man kann hier frisches Wasser einnehmen. Die Quelle oder der Weiher liegt an der westlichen Seite des Eingangs. Dasjenige welches die Eingebornen in ihren Cocosnußschalen hatten, war süß, allein es ist nicht in großer Menge vorhanden.

Wir vermehrten hier unsere Sammlungen mit manchen neuen Arten. Dieß war eines der Eilande, in welchem ich die Lagune zu sondiren versuchte. Wir begannen mit der Einfahrt, fanden aber in einer geringen Entfernung, daß die Tiefe zu 30 Faden anwuchs und das Wasser so blau war wie das des Oceans. Eine so große Tiefe machte das Unternehmen zu einem viel zu langwierigen, als daß meine Zeit mir dessen Ausführung gestattet hätte. Der Grund bestand überall aus Korallensand. Gegen Sonnenuntergang schifften wir uns alle ein, wobei mein Abschied von dem alten Häuptling höchst unterhaltend war. Er begann mit seinem ganzen Haushalt und Gefolge zu schreien und zu weinen, so daß ich am Ende froh war, dieser Darlegung von so vieler Freundschaft und Anhänglchkeit loszuseyn.

Bald nachdem ich an Bord meines Schiffes angekommen war, stieß auch der Porpoise zu uns. Die Nacht über legten wir bei, allein da es finster und stürmisch zu werden begann, so gingen wir in nördlicher Richtung unter Segel. Am 1 September fanden wir uns mit Tagesanbruch zwischen den beiden Inseln und der Peacock war außerhalb unseres Gesichtskreises; allein zwei Stunden später sahen wir ihn wieder. Ich machte dem Porpoise ein Signal, und beorderte ihn die südöstliche Seite von Raraka zu untersuchen und von da aus westlich an der Südseite der Nairsa- oder Venus-Insel entlang bis zur Krusensterns-Insel zu segeln. Sodann sendete ich den Peacock an das nördliche und den Tender an das südliche Ende von Kawahe, um Meridian-Beobachtungen zu machen, während der Vincennes die östliche Küste untersuchte. Der Wind war uns günstig, und gegen Sonnenuntergang trafen wir uns am nördlichen Ende, nachdem wir unser Werk gethan hatten. Wir untersuchten die Strömung, fanden aber keine. Der Wind blies frisch aus Osten, mit gelegentlichen Stößen. Am Morgen des 2 beschloß

ich die Naturforscher auf der neu aufgefundenen Insel zu landen, und gab zu diesem Behuf dem Tender ein Signal, sich zu nähern. Mein Schiff lag mit dem Schönfahrsegel am Mast und ging langsam, etwa eine Knote in der Stunde. Der Tender kam an unsere Leeseite heran und brachte sich auf höchst linkische Weise gerade unsrem Bug querüber an den Wind, so daß sein Mast fast mit unserm Klüverbaum zusammengestoßen wäre. Ich befahl schnell alle Segel des Vincennes einzuziehen, wodurch derselbe in seinem Laufe aufgehalten und die schreckliche Gefahr für den Tender, in den Grund gesegelt zu werden, vermieden wurde. Es war eine höchst wunderbare Rettung.

Wir landeten auf der Vincennes-Insel und stellten die gewöhnlichen Beobachtungen an. Ihr südlicher Punkt liegt unter 15° 59′ 48″ S. B. und 145° 09′ 30″ W. L. Wir fanden sie 16 Meilen lang und 10 Meilen breit, mit einer größten Längenerstreckung von Nord nach Süd. Sie ist ein schmaler ringförmiger Rücken, der aus vielen Korallenblöcken und Platten besteht, welche einen hellen Klang geben wenn man auf sie schlägt. Die Korallenbank schien an einem Platze sich in einem Winkel von 15° zu neigen und einen Rücken zu bilden, der so niedrig war, daß die Fluth denselben überschwemmte, bevor noch der höchste Wasserstand eingetreten war. Auf der Südwestseite befindet sich ein Eingang in die Lagune, und auf dem südöstlichen Theile des Eilandes ist eine Gruppe von hohen Bäumen, die aus der Ferne einem kleinem Hügel nicht unähnlich sieht. Der übrige Theil der Insel ist mit zehn bis zwölf Fuß hohem Buschwerk überwachsen. Die oben erwähnten Blöcke und Platten scheinen vom Wasser hergeschwemmt und lagen auf der Korallenbank umher. Diese war da, wo ich sie maß, 500 Fuß breit; doch ist sich ihre Breite nicht überall gleich. Zwischen den Korallenblöcken befand sich Sand, und in vielen von ihnen wurden große Arten von Chama und andern Muscheln gefunden. Ich wurde in Raraka berichtet, daß Vincennes einige wenige Einwohner habe, allein wir bekamen keine zu Gesicht. Man sagte, sie wohnten auf dem südlichen Theil der Insel.

Nachdem wir unsere Beobachtungen geendigt hatten, kehrten wir an Bord zurück und segelten nach Aratica oder Carlshof-Insel. Wir maßen die Entfernung zwischen den beiden Eilanden

nach dem Patent-Log und astronomischen Beobachtungen zu 20 Meilen gegen Westen. An ihrer östlichen Spitze machten wir Halt und verbrachten da die Nacht. Den andern Morgen begannen wir mit Tagesanbruch die Untersuchung. Der Tender wurde um die nördliche Küste herumgeschickt, während der Peacock und Vincennes die Südküste vornahmen, indem sie hart an dem Riff hinfuhren, das anfangs unter Wasser, dann gegen das südwestliche Ende zwölf Fuß hoch und dicht bewaldet ist. Als wir um die Spitze herumfuhren, bemerkten wir, daß verschiedene Eingeborne auf dem Strande waren und eine weiße Flagge schwenkten. Ich schickte sogleich ein Boot mit einem Officier ab, das zwei der angesehensten Häuptlinge herüberbrachte, von denen der eine etwas englisch sprach und sich als sehr verständig bewies. Einer dieser Eingebornen war nur auf der einen Seite tättowirt und zwar von der Scham bis über den Brustknochen herauf nach der Schulter, und hatte als Einfassung breite blaue Streifen, die sich vorn theilten und unter den beiden Ohren endigten. Er berichtete, daß etwa 20 Eingeborne auf dem Eiland wären, und daß sie häufigen Verkehr mit den sie besuchenden Schiffen hätten. Sie sagten ferner, daß man Wasser auf ihrer Insel haben könne. Da wir nun mit diesem Artikel nicht mehr allzureichlich versehen waren, so sendete ich einige Boote ab, um Wasser einzunehmen. Aratica ist acht Meilen lang und fünf Meilen breit.

Ich beorderte alle Naturalisten ans Ufer, und so viele Officiere als der Dienst erlaubte. Wir landeten nahe bei der Stelle, welche die Eingebornen als ihr Dorf bezeichneten. Dasselbe bestand aus zwei oder drei Hütten in einem Dickicht hoher Bäume, meist 50 bis 60 Fuß hohen Pisonias. Einige von ihnen waren gefällt worden (mit einem kleinen Beil, von dem sie jedoch nur ein einziges besaßen), um Canoes daraus zu bauen. Man gebraucht sie hauptsächlich zu Luvbäumen, da es leicht, dauerhaft und zu diesem Zweck überhaupt sehr geeignet ist. Wir fanden zwei Canoes zum Theil schon ausgebohrt; die Stämme waren sehr dick. Die Bewohner des Dorfes bestanden aus vier Männern, zwei Weibern, einem Hund und einer Katze; der Rest der Bevölkerung lebt auf der Nordostküste. Die Lagune hat Ueberfluß an Fischen, und es befinden sich verschiedene kleine

Korallenknoten darin, jedoch ohne irgend eine Spur von Vegetation; dieß ist die höchste von den niedern Koralleninseln, die wir bis jetzt getroffen haben. Sie hat auf ihrer Westseite einen tiefen Eingang in die Lagune, der Strand neigt sich ganz allmählich, und man findet hier selten einen Riß, welcher auf die Dicke der Korallenbank schließen ließe. Auf der obern Bank findet man einige große compacte Korallenblöcke. Einer von diesen welchen ich maß, war 10′ hoch und 20′ breit. Er ruhte auf zwei kleinen Fragmenten, welche durch die See nach und nach ausgewaschen worden waren. Der höchste Punkt des Eilandes war 12 Fuß über dem Stand der Ebbe.

Das frische Wasser bekömmt man aus einem 50 Fuß im Umfang haltenden Teich von beträchtlicher Tiefe; er liegt etwa eine halbe Meile vom Dorf entfernt gegen Norden und ist von einem Gehölz umgeben. Das Wassereinnehmen ist sehr beschwerlich und ermüdend, wenn die Boote außen liegen, denn man muß dann das Wasser weit transportiren. Da wir jedoch lederne Wassereimer hatten, so machte es uns weniger Schwierigkeiten, und indem die Boote durch die Oeffnung der Lagune in diese hineinfuhren, konnten sie sich dem Teich auf eine ziemlich kurze Entfernung nähern. Wenn die Fluth beginnt, ist die Einfahrt ziemlich schwierig. Man berichtete, daß Wasser genug vorhanden sey, um das ganze Geschwader damit zu versehen. Manche hielten dasselbe für ein wenig salzig, aber es wurde als ganz trinkbar gefunden.

Wir erhielten manche botanische Species, ähnlich den auf den andern Inseln gefundenen; ebenso verschiedene Vögel, einen unschädlichen Scorpion und Eidechsen, die nämlichen, wie wir sie auf den übrigen Eilanden angetroffen.

Die Riffe waren mit Holothurien und Tripang, jedoch von keiner einzigen werthvollen Art, bedeckt; auch erhielten wir eine große Anzahl Muscheln. Man gibt die Fische hier für giftig aus, allein wir erfuhren, daß die Eingebornen einige Arten derselben essen, so daß sich diese Bemerkung nicht auf alle bezieht. Die Lage der Westspitze dieser Insel wurde bestimmt auf 145° 39′ 46″ W. L. und 15° 26′ S. B. Nachdem wir am Nachmittag so viel Wasser eingenommen hatten als wir konnten, richtete ich den Lauf des Geschwaders nördlich und östlich gegen

König Georg's Gruppe, wobei wir frische Brise von O. N. O. hatten. Am folgenden Tag gegen Mittag trat uns das südlichste Eiland zu Gesicht und da ich fand, daß das Geschwader dasselbe nicht besuchen könne ohne Zeit zu verlieren, so schickte ich den Tender nach der Gruppe mit dem Befehl die Eilande zu umschiffen, sie zu untersuchen und uns sodann nach Taheiti zu folgen. Zu gleicher Zeit segelten der Vincennes und Peacock westwärts in der Richtung des zweifelhaften Eilandes Waterlandt. Um 5 Uhr wurde es von der Mastspitze aus entdeckt und um 6 Uhr von der Fockraa, in der Richtung gegen N. W. g. N.

Wir blieben die ganze Nacht ruhig und näherten uns mit Tagesanbruch dem Lande wieder; wir erreichten die nördliche Spitze um 4 Uhr, worauf der Peacock den Befehl erhielt die Ostseite zu nehmen, während der Vincennes längs der Westküste hinfuhr; wir setzten die Untersuchung fort bis es dunkel wurde und nahmen dann die nöthigen Winkel, um das Geschäft am andern Morgen fortzusetzen. Man sah viele Eingeborne, und an verschiedenen Plätzen stieg Rauch auf. Am 6 September setzten wir unsere Untersuchungen fort, und trafen bald darauf mit dem Peacock zusammen, da Capitän Hudson mit seiner Seite fertig war. Der Peacock machte nun das Signal, daß Land gegen Westen liege. Da ich zu landen und diese Insel sowohl näher kennen zu lernen als auch mit den Eingebornen in Verkehr zu treten wünschte, so wurden die Boote herabgelassen, und es landeten die Naturforscher der beiden Schiffe, so wie auch viele Officiere, und streiften einige Stunden am westlichen Theil der Insel herum. Die wenigen Eingebornen waren sehr freundlich und sagten uns, daß die Insel bei ihnen Manhii heiße. Dieß ist ohne Zweifel das Waterlandt von Schouten und Le Maire, so wie Wilson's Duff-Insel. Am südöstlichen Ende von Manhii befindet sich eine breite und tiefe Einfahrt in die Lagune, worin, wie die Eingebornen uns mittheilten, schon Schiffe geankert und Perlfischerei getrieben hätten. Man sah auf dieser Insel viele Cocosnußbäume und aus einem Teich auf der Südwestseite kann man sich auch frisches Wasser verschaffen. Das Eiland dehnt sich von diesem Ende aufwärts eine halbe Meile weit aus bis zur Lagune; auch das Korallenriff ist hier sehr breit. Fünfzig Fuß von seiner Spitze entfernt, fand man auf 100 Faden keinen Ankergrund.

Hie und da fanden sich einige kleine compacte Korallenfelsen, aber keine regelmäßige obere oder zweite Bank. Die niedere Korallenbank war 300 Fuß breit und hatte viel längliche, sechs bis acht Zoll breite Risse, welche denen auf den Eisfeldern glichen. An einigen Stellen waren sie sehr tief, und in den Klüften zeigten zahlreiche Muscheln der Chama-Species ihre schönen Farben unserm Auge. Einige von den Naturforschern sagten, daß sie einen steinernen Sarkophag oder etwas ähnliches gefunden hätten. Wir machten eine Reihe magnetischer Beobachtungen auf dieser Insel, und sammelten viele Muscheln, Pflanzen u. s. w.

Zu unserer Ueberraschung war einer der Leute des Peacock von den Booten entlaufen. Er war früher der Perlfischerei wegen häufig auf diesen Inseln gewesen, und sprach die Sprache der Eingebornen vollkommen gut. Man stellte alsbald genaue Nachsuchungen an, bis der mit dem Befehl über die Boote beauftragte Officiere sich überzeugte, daß er nicht die Absicht habe zurückzukehren. Als ich davon hörte, dachte ich mir gleich, daß er diese Gelegenheit ergriffen habe uns zu verlassen, besonders da er wissen mußte, daß zwischen hier und Taheiti stets ein starker Verkehr herrscht. Das östliche Ende dieser Insel liegt unter 14^0 26′ 22″ S. B. und 146^0 04′ 20″ W. L.

Einige von uns hatten bedeutende Blasen an die Füße bekommen, weil sie barfuß auf den Riffen gegangen waren, was ihnen viele Beschwerden machte. Nachdem wir an Bord zurückgekehrt waren, steuerten wir nach der andern Insel, welcher die Eingebornen den Namen Ahii gaben. Ich fügte ihr den weitern „Peacock-Insel" hinzu, um anzudeuten, daß unsere Expedition ihre Lage zuerst genau bestimmt habe. Sie liegt N. N. W. von Manhii, und nach dem Patentlog gemessen beträgt die Entfernung von Riff zu Riff 8,6 Meilen. Als wir auf die Höhe der Insel kamen, nahmen der Vincennes und Peacock die beiden entgegengesetzten Seiten vor, um dieselben zu untersuchen, und am nächsten Morgen landeten verschiedene Personen. Ich konnte mich wegen meiner wunden Füße kaum bewegen, allein der Wunsch Beobachtungen der Mondsfinsterniß anzustellen, drängte mich dennoch den Versuch zu machen. Es gelang mir jedoch nur den letzten Theil der Finsterniß zu sehen.

Nach 4 Uhr kehrten wir an Bord zurück. Dieses Eiland ist nicht bewohnt, und hat nur eine kleine Booteinfahrt in die Lagune auf der Westseite. Die Korallenbank ist der zuletzt beschriebenen ähnlich, über eine halbe Meile breit und mit demselben Pflanzenwuchs bedeckt, wie die vorhergehende, ausgenommen Cocosnußbäume, von denen man keine auf der Insel findet. Die Lagune ist sehr seicht, und man findet in ihr einen Lieblingsfisch der Eingebornen, die auch zu gewissen Zeiten des Fischfangs wegen das Eiland besuchen. Die Korallenbank wechselte von 2 bis 500 Fuß Breite.

Da ich so viele Koralleninseln als möglich zu untersuchen wünschte, so schickte ich den Peacock nach Arutua oder den Ruriks-Eilanden mit dem Befehl sie zu untersuchen und dann an der Südseite der Dean's Insel hinzufahren, während ich mit dem Vincennes längs der Nordseite derselben steuerte. Wir trennten uns und am nächsten Morgen erblickten wir die Dean's Insel. Nachdem wir unsere Lage festgestellt hatten, fuhren wir an der Nordküste hin und erreichten die Westspitze um 4 Uhr. Nach unsern Chronometern bestimmten wir diesen Punkt unter 147^0 50′ 34″ W. L. und 15^0 05′ 15″ S. B. Im Laufe des Tages kamen wir an einer Einfahrt in die Lagune vorüber, und einige Eingeborne kamen aus einem kleinen Dorfe in zwei Canoes, um uns zu besuchen. Sie bekannten sich für Unterthanen der Königin Pomare, und wünschten sehr daß wir landeten. Sie brachten einige Muscheln, und sagten uns, daß sie viele Schweine, Geflügel, Taro u. s. w. hätten. In der Lagune befinden sich mehrere mit Bäumen bewachsene Inselchen. Auf dem Strand sah man viele große Blöcke liegen. Das Uferriff ist mehr als 200 Fuß breit, und besteht nur aus einer einzigen Bank. Wir suchten die Strömung ausfindig zu machen, fanden aber keine. Den ganzen Tag über hatten wir sehr frischen Wind von O. g. N. Von der Mastspitze aus entdeckten wir Krusenstern's Insel, und gingen sodann unter Segel, um zwischen ihr und Nairsa durchzupassiren. Wir fanden die Durchfahrt $12\frac{2}{3}$ Meilen breit und völlig gefahrlos. Abends steuerte ich nach der südlich gelegenen Insel Metia. Nairsa oder Dean's-Eiland fanden wir 66 Meilen lang.

Am Morgen des 9 September waren wir Angesichts von Metia oder Aurora-Insel, deren nördliche Spitze unter 15° 49' 35" S. B. und 148° 13' 15" W. L. liegt. Sie war in ihrem Aeußern völlig verschieden von allen, die wir bis jetzt gesehen hatten, obgleich augenscheinlich von derselben Formation. Es war ein hohes Koralleneiland, das seine Formation genau zeigte und darum sehr interessant war. Bei der Annäherung an das östliche Ende sondirte ich etwa 550 Fuß von der senkrechten Klippe, und fand auf 150 Faden Grund. Das Riff schien ausgehöhlt. Wir landeten dicht bei ihm, und fanden es bei vorgenommener Messung 250 Fuß hoch. Die Korallenbank selbst war 500 Fuß breit an der Nordseite der Insel, wo sie sich erweitert, und verringert sich allmählich, bis sie sich an der Westspitze ganz verliert. Dieses Eiland trägt alle die charakteristischen Merkmale an sich, welche man bei einer niedern Insel, die sich gehoben hätte, ganz natürlicherweise erwarten würde. Die nördlichen, östlichen und westlichen Seiten bieten ein senkrechtes Riff oder eine Mauer dar; allein dieser Charakter herrscht an der Südküste nicht vor, obgleich auch diese einige hohe Felsen aufzuweisen hat. Die nördliche Klippenreihe ist ziemlich eben und es zieht sich eine Spalte durch dieselbe hin, welche sehr viel Aehnlichkeit mit dem Eingang in eine Lagune hat. Die nördliche Küste ist concav, und es liegt in dem Einschnitte zwischen ihren beiden äußersten Punkten eine ausgedehnte geneigte, aus Massen von Kalkstein und vegetabilischer Erde bestehende Ebene, auf welcher das Dorf in einem üppigen Gehölz von Brodfrucht-, Cocosnuß-, Pandanus- und andern Bäumen liegt, ähnlich denen, welche wir schon bei Gelegenheit der Beschreibung der andern Inseln besprochen haben. Wir fanden verschiedene sehr starke Quellen, aber fließende Gewässer besitzt die Insel nach den Aussagen der Eingebornen keine.

Die Eingebornen schienen alle über unsere Gegenwart höchlich erfreut; Männer, Weiber und Kinder schwärmten in Haufen um mein Boot herum und halfen dasselbe fortbewegen, ja die ganze Bevölkerung, etwa 350 Köpfe stark, war auf den Beinen. Wir wurden in das Haus des Häuptlings und des eingebornen Missionärs, das in der Mitte des Dorfs lag, eingeladen. Es war aus Brodfruchtbaumholz und wildem Zuckerrohr erbaut, mit

Zwischenräumen für das Durchstreichen des Windes und Matten, um denselben erforderlichen Falles abzuhalten. Es war oben wohl gedeckt und hatte im ganzen ein kühles und bequemes Ansehen. Man brachte uns bald Cocosnüsse und alle unsere Fragen wurden mit einer Bereitwilligkeit und Schnelligkeit beantwortet, die ihren Wunsch, uns angenehm und zu Diensten zu seyn, deutlich an den Tag legten.

Die Eingebornen standen vor der Thüre in Haufen herum um uns anzugaffen. Sie sind eine schöne Menschenrace, sahen aber buntscheckig genug aus. Alle waren mehr oder weniger in abgetragene Kleidungsstücke der Weißen gekleidet, und es war ihnen ganz gleichgültig, ob sie ein, zwei oder drei dergleichen Stücke anhatten, wenn es nur von ihrer eigenen Tapa verschieden und fremder Art war. Dieß erschien uns um so lächerlicher, als bei unserm erstmaligen Landen wenige Eingeborne anders als in ihrer eigenthümlichen Tracht gesehen worden waren, während man kurz darauf glauben konnte, es sey der Inhalt aller Kleiderläden einer unserer Städte unter sie vertheilt worden; man sah da kurze Jacken, leichte Sommerbeinkleider, Westen, Röcke, Hüte, weiß und blaugewürfelte Leinwand- und rothe Flanellhemden, meist durchaus fadenscheinig und abgetragen, und dazu waren die Weiber mit Oel und Gelbwurz eingeschmiert, was ihnen eine gelbe Orangenfarbe gab. Ihre Köpfe waren mit Blumen geschmückt und sie erschienen augenscheinlich in ihrem vollen Sonntagsputz. Sie besaßen eine Masse Schweine und Geflügel. Der fruchtbare Boden des obern und innern Theils der Insel erzeugt Taro (Arum esculentum), Bataten (Convolvulus batatas), Melonen, Yams und einigen Tabak, während die Brodfrüchte und Cocosnüsse in Büscheln über ihren Wohnungen hingen. Auch Krebse und Fische hatten sie im Ueberfluß; bei unserer Landung sahen wir, wie sie die letztern roh verzehrten, die erstern dagegen rösteten. Hier trafen wir wieder gedruckte Exemplare verschiedener Theile der Bibel und fanden, daß viele von den Eingebornen lesen und schreiben konnten. Man bemerkte keine Speere, Keulen oder sonstige Kriegswaffen, und als ich nach solchen als interessanten Gegenständen fragte, sagten sie mir, sie hätten keine Waffen außer zwei Musketen, die, wie man mir zeigte, unter dem Dachvorsprung des Hauses

aufgehangen waren. Der eingeborne Missionär, ein Mann von etwa 50 Jahren, erzählte, daß in frühern Zeiten sie „lauter Krieg" gehabt hätten, jetzt aber lauter Friede herrsche. Ich war begierig zu erfahren, welchem Umstande er diese Veränderung zuschreibe, und er antwortete augenblicklich, „Missionari, mai-tai, mai-tai" (Missionär gut, gut). Sie erkennen die Oberherrschaft der Königin Pomare von Taheiti an. Dr. Pickering, welcher bei mir war, machte den Vorschlag, die schroffe Höhe zu besteigen, was der Häuptling, nachdem man ihn davon in Kenntniß gesetzt hatte, nicht nur sehr bereitwillig erlaubte, sondern auch noch zwei Männer sandte, die uns begleiten sollten. Wir stiegen durch die schmale, nur 32 Fuß breite Schlucht hinan. Die Eingebornen hatten den Pfad durch feste Korallenstücke verbessert, aus denen sie theils ein rauhes Pflaster, theils Stufen gemacht, um mit ihren Pflanzungen eine bessere Verbindung zu haben. Auf der Spitze angekommen, fanden wir uns in einem Walde, und da wir auch einen Blick in das Innere der Insel zu thun wünschten, so schlugen wir die Richtung nach dem östlichen Ende ein, wobei wir gelegentlich über Schichten fester, in allen Richtungen zerstreut herumliegender Korallen kamen. Nach einem Gange von mehr als einer Meile gelangten wir an einen offenen Raum, von wo aus wir eine klare Aussicht in das Innere der Insel hatten, die wir hier dicht mit Bäumen bedeckt fanden. Die Form war, so viel wir von hier aus unterscheiden konnten, im allgemeinen die einer Pfanne, oder hatte viel mehr die Umrisse wie eine trockene Lagune. Dieses Eiland war besonders interessant durch die Vereinigung der hohen und niedern Vegetation, und wir erhielten eine bedeutende Sammlung von Pflanzen. Auch sahen wir verschiedene Tauben und fingen zwei davon. Es war eine große Species der Columba oceanica, welche auf diesen Inselgruppen nistet. Wir passirten über viele große Erdspalten, die parallel mit dem Riff liefen, zum Theil zwei bis drei Fuß breit und im Innern mit Bäumen bewachsen waren.

So weit sich unsere Brobachtungen erstrecken, besteht der obere Theil der Insel aus Kalkstein oder compactem Korallenfelsen; die Klippe auf der Ostseite, wo wir zuerst landeten, scheint in horizontale, zehn bis zwölf Fuß dicke Schichten gespalten, und

aus einer Art Conglomerat von Muscheln, Korallen und compacten Felsenstücken, die durch einen kalkartigen Niederschlag mit einander verbunden sind, gebildet. Der untere Theil dieser Schichten ist durch die See sehr unterspült; der fruchtbare Boden besteht aus vegetabilischen Stoffen und verwittertem Kalkstein. Die auf der Oberfläche lose herumliegenden Platten gaben, wenn man sie hart berührte, einen klingenden oder metallischen Ton von sich. Das Eiland trägt unverkennbare Spuren, an sich, daß es sich zu verschiedenen Zeiten gehoben hat; namentlich scheint das Riff in zwei verschiedenen Höhen durch den Wellenschlag unterspült worden zu seyn. Unter den Klippen bemerkte man Stalagmiten, so wie auch einige Stalactiten-Säulen, vierzehn Fuß hoch und sechs Fuß im Durchmesser. Als wir uns dem Dorfe nahten, sahen wir viele Eingeborne mit Ladungen von Taro u. s. w., zu dessen Einsammeln man sie ausgeschickt hatte, zurückkehren. Wir wurden nun wieder in das Haus des Häuptlings geführt und mit Cocosnüssen, gebackenem Taro und Brodfrucht, welche Gerichte während unserer Abwesenheit bereitet worden waren, bewirthet. In dem Boot fanden wir mehr Gegenstände vor als wir bezahlen oder mitnehmen konnten, und alle schienen äußerst erpicht darauf ihre Früchte und Vegetabilien zu verkaufen. Trotz dieses Ueberflusses waren die Preise, wie mir däuchte, eher erhöht denn erniedrigt, und unter dem Volkshaufen herrschte augenscheinlich die Ansicht vor, daß wir nicht so freigebig im Einkaufen gewesen seyen, als wir hätten seyn sollen. Ich war froh wieder fortzukommen, nur um der Fliegen los zu werden, welche sich auf allen bewohnten Inseln in unglaublicher Menge vorfinden und im höchsten Grade beschwerlich fallen. Ich verließ das Eiland mit dem Eindruck, daß diese kleine Gemeinde eine glückliche und zufriedene sey. Um 5 Uhr kamen wir wieder aufs Schiff, das etwas südlich von der Insel lag. Nachdem alle Boote von ihren Untersuchungen zurück waren, gingen wir nach Taheiti unter Segel, wo wir am 10 anlangten. Um 5 Uhr Nachmittags kam der Lieutenant-Commandant Ringgold zu uns an Bord und brachte Tim, den Piloten; er berichtete, daß an Bord des Porpoise alles wohl sey. Mit Sonnenuntergang ankerten wir in der Matovai-Bay. Ich eilte die Richtigkeit unserer Chronometer festzustellen und

landete am nächsten Tage die Instrumente auf Point Venus, wo ich Beobachtungen anstellte. Sie ergaben als Länge 149° 31′ 13,5″ W. L., während Krusenstern 149° 29′ 17″ W. L. bestimmt.

Lieutenant-Commandant Ringgold trennte sich am 1 September mit dem Porpoise von uns, und segelte zu Erfüllung seiner Aufträge nach der Südseite von Raraka. Er fand diese ganze Küste als ein nacktes Riff, an welchem sich die Brandung mit großer Gewalt brach. Von der Südspitze aus bemerkte er die Insel Katiu oder Sacken im Süden und die Insel Makima im Osten. Von da fuhr er westlich an Aratica (Karlshoff) vorüber nach Nairsa oder Dean's-Insel, die er am 5 erreichte, bestimmte ihr westliches Ende, fuhr längs ihrer Südküste hin nach der Westseite und von da nach der westlich gelegenen Krusenstern-Insel, die er umschiffte. Von hier kam er direct nach Taheiti, ankerte am 9 im Hafen von Papeiti, und segelte am folgenden Tage nach der Bay von Matavai, dem Orte des Zusammentreffens.

Am 12 langte der Peacock an, nachdem er die Rurik-Inseln oder Arutua passirt hatte, deren nördliches Ende unter 15° 15′ 00″ S. B. und 146° 51′ 00″ W. L. liegt. An verschiedenen Orten wurde versucht mit den Booten zu landen. Einem derselben gelang dieß in der Nähe eines Cocosnußbaumwäldchens; allein die zwei welche bei dem Dorfe landen wollten, fanden die Brandung zu stark, um ihren Plan ausführen zu können. Die Nordküste der Arutua-Insel wurde untersucht, und dann segelten sie nach Nairsa oder der Dean's-Insel, an deren ganzer Südküste sie noch bei Tag hinfuhren. Das letztgenante Eiland ist größtentheils ein abgespültes Riff ohne Zugang, und man sah hier mehr compacte Korallenblöcke als irgendwo sonst zuvor. Nachdem Capitän Hudson die Westspitze erreicht hatte, erblickte er die Insel Krusenstern, und legte sodann bei der südlich gelegenen Insel Metia bei, auf deren Westküste die Officiere am nächsten Tage landeten. Die Untersuchung bestätigte die von uns bereits gemeldeten Thatsachen bezüglich ihrer äußern Erscheinung. Hr. Dana fand einige noch neuere Muscheln in den Kalkstein eingewachsen, allein sie hatten ihre Textur verloren.

Auf dieser Insel wurden auch magnetische Beobachtungen mit den Instrumenten des Peacock angestellt. Capitän Hudson sondirte ferner mit dem Tiefsee-Thermometer, eine Meile von der Insel entfernt, bei 600 Faden; die Temperatur auf der Oberfläche des Wassers war $80\frac{1}{2}^0$, die untere $44\frac{1}{2}^0$. Am nächsten Tag gelangten sie nach Tetuaroa, nördlich von Taheiti, früher berühmt als der Zufluchtsort der Taheitier, um sich, wenn sie durch Ausschweifungen heruntergebracht und krank geworden waren, wieder herzustellen und zu stärken. Es ist ein niederes, etwa sechs Meilen langes Eiland, mit wenigen Bäumen und einem eine halbe Meile langen Riff an seinem südlichen Ende. Von den hohen Bergspitzen Taheiti's aus kann man es genau sehen.

Am 14 langte der Flying-Fish an. Er hatte die König Georg's Gruppe besucht, die wohl bewohnt und auf der Westseite Eingänge in die Lagunen zu haben scheint. Der einheimische Name für die beiden Eilande ist Tiokea und Oura. Die Südwestspitze von Tiokea liegt unter 14^0 31′ 12″ S. B. und 145^0 09′ 30″ W. L. Oura ist 68^0 W., $4\frac{1}{2}$ Meilen von ersterer entfernt gelegen. Von da segelte der Tender nach Manhii und Ahii, und um die Nordseite von Nairsa oder Dean's Eiland herum nach Taheiti.

Man scheint von der Geschichte der Paumotu-Inseln oder ihrer Bewohner nur sehr wenig zu wissen. In Taheiti erhielt ich einige Nachrichten von jemand, der viel auf jener Gruppe gewesen war, und ich glaube, daß diese so authentisch sind, als man sie nur nur immer erhalten kann, weßwegen sie hier auch einen Platz finden mögen. Die Insel Anaa oder Chain (Ketten-) Insel war der hauptsächliche Sitz der Macht. Die Bewohner derselben hatten mit den andern häufig Krieg geführt, und es war ihnen gelungen alles bis zum Westen der Hau- oder Bau-Insel, mit welcher sie oft Krieg führten, zu erobern.

Während der Regierung des ersten Pomare versuchten sie unter Tonatiti sogar Taheiti sich zu unterwerfen, und sie eroberten auch wirklich die kleine Halbinsel Taiarabu. Die Geschichte sagt, daß sie im Begriff gewesen seyen ihren Angriff auf die größere Insel fortzusetzen, als Tomatiti einen Brief von Pomare erhielt, welcher Ursache war, daß die Feindseligkeiten

eingestellt wurden; und spätere Unterhandlungen hatten zuletzt den Erfolg, daß Tomatiti sich gegen ein bedeutendes Geschenk von Schweinen, Tapa u. s. w. aus der Insel zurückzog. Dessenungeachtet blieben die Bewohner der Ketteninsel dem Namen nach unter der Herrschaft von Taheiti, und erkennen noch jetzt ihre Abhängigkeit an.

Anaa oder die Ketteninsel ist zwar eine der kleinsten, aber die am dichtesten bevölkerte Insel der ganzen Gruppe. Sie soll 5000 Bewohner haben, welche große Zahl der Eroberung der übrigen Eilande und der Wegführung der Bewohner derselben als Gefangene zugeschrieben wird. In dem Verzeichniß der Inseln und deren Bevölkerung wird man finden, wie wenig auf die übrigen im Vergleich zu dieser Zahl noch kommen. Die ganze Insel ist ein Cocosnußwald, und die hauptsächlichsten Nahrungsmittel sind Fische und Cocosnüsse. Die erstern fängt man in großer Menge in der Lagune. In den letzten 25 Jahren, seit welcher Zeit die taheitischen Missionäre sich auf Anaa niedergelassen haben, ist in dem Charakter dieser Inselbewohner eine große Veränderung vorgegangen. Vor dieser Periode waren die Eingebornen Kannibalen; seitdem jedoch die Missionäre ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen, haben sie bessere Gesinnungen eingesogen, und die christliche Religion hat sie auch friedlicher gemacht. Diese Umwandlung offenbarte sich zuerst an der Behandlung ihrer Gefangenen, die sie in ihre Heimath zurückkehren ließen. Von dieser Erlaubniß machten jedoch nur sehr wenige Gebrauch, da die meisten sich in Anaa verheirathet hatten und in Folge dessen sich bleibend dort niederließen. Trotz der bedeutenden Bevölkerung sollen sie Ueberfluß an Nahrungsmitteln haben. Das Volk von Anaa betrachtet die Bewohner der östlichen Inseln noch immer als Kannibalen, allein man darf auf diese Bezeichnung nicht viel geben, denn sie haben mit denen, welchen sie diesen Namen beilegen, gar keinen Verkehr, da sie nur selten über die Hau- oder Bauinsel hinausgekommen sind.

Man hält die Paumotuaner für kriegerischer als die Taheitier, weßwegen auch Pomare I sich eine Leibwache von ihnen und nicht von seinen eigenen Unterthanen hielt. Außerdem stehen sie im Ruf der Aufrichtigkeit und Redlichkeit. Diese Insulaner sind gewiß nicht alle von derselben Abstammung, und

namentlich unterscheiden sich die Bewohner der Disappointment-Gruppe bedeutend von den übrigen. Nachdem wir indeß alle diese verschiedenen polynesischen Inselgruppen kennen gelernt haben, scheinen sie mit den Fidschi-Insulanern mehr Aehnlichkeit zu haben als irgend ein anderer Stamm. Auf alle Fälle sprechen sie einen von dem tayeitischen völlig verschiedenen Dialekt. Der Unterschied ist indeß nicht sehr bedeutend, und man sagte mir, daß es für sie nur einiger Wochen bedürfe, um sich denselben völlig anzueignen. Hr. Hale traf in der Matavai-Bay verschiedene Paumotuaner, und unter diesen einen Namens Tuoni, der die von mir eben gemeldeten Einzelheiten bestätigte.

Da ich noch nirgend ein Verzeichniß von der Bevölkerung dieser Gruppe gefunden habe, so bemühte ich mich in dieser Hinsicht so genaue Nachrichten wie möglich einzuziehen. Die ganze Zahl beläuft sich auf etwa 10,000 und vertheilt sich wie folgt:

Anaa	5,000
Manhii	100
Aratica	60
Nairsa	70
Metia	350
Rurik	200
König Georg's Inseln	700
Vincennes	30
Raraka	40
Wytoohee	70
Otooho	40
Bau-Insel	60
Manga Reva oder Gambier Insel	2,000
Serle Insel	30
Clermont de Tonnerre	120
	8,870
Rest der Gruppe	1,130
	10,000

Man kann sie in zwei Abtheilungen scheiden, in Christen und in Heiden, oder vielleicht genauer, in eine östliche und eine westliche; das Ganze begreift 65 Eilande. Obgleich wenig

Zweifel ist, daß die Eingebornen dieser Gruppe der schauderhaften Barbarei des Menschenfressens ergeben waren, so glaubt man doch, daß dieselbe jetzt nicht mehr ausgeübt werde. Der Fortschritt in der Civilisation durch ihren Verkehr mit den Weißen in Verbindung mit dem Einfluß der Missionäre wird diesem Gebrauch ein Ende machen und den Frieden unter allen Bewohnern dieser Gruppe zur Folge haben; dadurch aber auch nicht nur die Lage der Eingebornen verbessern, sondern auch zum Segen für die unglücklichen Seeleute werden, welche in diesem so gefährlichen Archipel Schiffbruch leiden.

Nach dem was bisher über die Paumotu-Gruppe gesagt wurde, ist es klar, daß sie für Handelsunternehmungen von nur geringem Vortheil seyn kann. Der einzige Artikel, den man in den letzten Jahren auf diesen Eilanden suchte, ist die Perlmuschel, von der man bedeutende Quantitäten bekommen hat. Die Ausbeute wird man unter dem Handel Taheiti's finden, von dem sie einen Theil bildet. Die mit dieser Fischerei beschäftigten Schiffe gehören Fremden, welche in Taheiti wohnen. Die Muscheln selbst werden von Eingebornen für eine sehr geringe Entschädigung gefischt, allein es ist sehr zu bedauern, daß die Händler, um deren Fleiß anzuspornen, sich der demoralisirenden Macht der geistigen Getränke bedienen.

Die Eingebornen selbst treiben einen kleinen Handel in ihren doppelten Canoes, der indeß von dem früher betriebenen schon einigermaßen verschieden ist. Besonders die Ketten-Insulaner sind es, die sich in Taheiti mit verschiedenen kleinen Artikeln versorgen, für welche sie Cocosnußöl und getrocknete Fische austauschen.

Sechstes Capitel.

Taheiti im Jahr 1839.

Die reizende Ansicht von Taheiti aus der Ferne ist von allen Seefahrern gerühmt worden, allein ich muß gestehen, daß

ich meine Erwartungen getäuscht sah. Der ganze Umriß des Eilandes war zu kurze Zeit aus großer Entfernung sichtbar, als daß man dessen so hochgepriesene Schönheit genau hätte unterscheiden können, und als wir demselben ein zweites Mal näher kamen, waren zwar seine zackigen Piks und rauhen unzugänglichen Berge sichtbar, allein wir spähten umsonst nach den grünen Matten, mit denen sie die verschiedenen Reisebeschreiber schmücken. Es gibt zwar solche, aber sie beschränken sich auf einen schmalen und niedrigen Landstrich zwischen den Bergen und dem Ufer, den man in einer gewissen Entfernung nicht mehr sieht, während die Insel den allgemeinen Anblick eines erst neuerdings durch vulcanische Wirkung geschaffenen Landes darbietet. Wenn man sich übrigens Tahiti so weit nähert, daß man einzelne Gegenstände unterscheiden kann, dann wird der Gegensatz zwischen ihm und der unfruchtbaren Küste Peru's höchst auffallend. Selbst auf der steilen Oberfläche seiner Berggipfel herrscht noch reiche Vegetation, und das niedere Gelände ist mit den Polynesien eigenthümlichen, tropischen Bäumen bedeckt, während die hochgezackten und mauerähnlich sich erhebenden Berge im Hintergrund mit Weinreben und andern Schlingpflanzen geschmückt sind. Dieses Grün erhebt sich aus einem Gürtel ruhigen Wassers, der hinwiederum von einer gewaltigen Brandung eingeschlossen ist, die ihren schneeweißen Gischt gegen die rund um sich erhebenden Korallenriffe spritzt. Um eine schöne Landschaft zu bilden ist dieß gewiß hinreichend, und meine Enttäuschung mochte wohl zum Theil ihren Grund mit darin haben, daß ich alles viel kleiner fand, als ich mir nach den hochtrabenden Beschreibungen, die ich nur wenige Tage zuvor gelesen, vorgestellt hatte.

Noch bevor wir Anker geworfen, umschwärmten uns Canoes von allen möglichen Formen und Größen, deren Insassen einen fürchterlichen Lärm machten. Ich verbot jedem, der nicht Häuptling sey, an Bord zu kommen; allein kaum war dieß ausgesprochen, als jeder vorgab, ein Häuptling dieser oder jener Art zu seyn. Es wurden demzufolge bloß die großen Häuptlinge zugelassen. Diese kamen in Wallfischbooten heran, welche jetzt zum Theil die Canoes ersetzt haben, und brachten unbedeutende Geschenke an Früchten mit. Es stellte sich übrigens bald heraus, daß ihr Besuch keine bloße Ceremonie war, sondern in der

Absicht geschah unsere schwarze Wäsche reinigen zu dürfen, ein Geschäft, das mit zu den Vorrechten der Königin und der Häuptlinge gehört. Man sagte mir, daß die Königin schwanger sey und auf der entgegengesetzten Seite der Insel wohne, was sie verhindere uns einen Besuch abzustatten. Es stand mir deßhalb frei eine weniger hochstehende Wäscherin zu wählen, und ich war der Mühe überhoben, ihrer königlichen Bitte um Seife, ein auf Taheiti sehr nothwendiger und gesuchter Artikel, zu widerstehen.

Ich war froh als ich mit Anbruch der Nacht meiner zahlreichen Gäste los wurde. Auch der Pilot, welcher den Namen „englischer Jim" führt, theilte dieses Gefühl, denn er wäre gern als die einzige privilegirte Person angesehen gewesen, und hatte außerdem auch seine Absichten auf das Reinigen der Wäsche, ein Geschäft, welches durch die Anwesenheit der Häuptlinge gefährdet schien. Jim ist ein ehrbar aussehender, auf europäische Art gekleideter Mann, der das Englische, welches er an Bord von Wallfischbooten gelernt hat, ziemlich gut spricht. Obgleich er, was die Kenntniß der Untiefen anbelangt, ein guter Pilot ist, so weiß er doch nicht, was er mit einem Schiff im Falle der Noth zu thun hat.

Die zwei Halbinseln, wenn man sie so nennen darf, aus denen Taheiti besteht, haben einen sehr verschiedenen Charakter. Die kleinere mit Namen Tairabu, gewöhnlich nur „die kleine Insel" genannt, gilt für sehr fruchtbar: sie hat einige Häfen, die aber nicht viel besser gekannt sind als vor 50 Jahren. Beide Halbinseln haben im ganzen 24 Häfen, sowohl gute als schlechte. Das eigentliche Taheiti besitzt die besten. Es zieht daher auch allen Handel an sich, und war eben deßhalb auch viele Jahre hindurch der Sitz der Regierung. Die ganze Insel ist von vulcanischer Formation, allein man weiß schon lange nichts mehr von einer Thätigkeit des unterirdischen Feuers, noch sieht man einen deutlich ausgeprägten Krater. Korallenriffe mit einzelnen Oeffnungen liegen an der Küste, und die größere Insel hat auch ein Seeriff. Zwischen diesen beiden Riffen zieht sich fast ganz fortlaufend ein Canal für die Bootschifffahrt hin, und auf der nördlichen Seite schließen sie viele sichere und bequeme Häfen für Seeschiffe ein. Auf dieser Seite können innerhalb des äußern Riffs auch Schiffe von einem Hafen in den andern

gelangen. Dieses Riff hat eine Breite von einigen wenigen bis zu fünfzig, ja selbst hundert Yards. Das Ufer zunächst dem Korallenriff besteht aus einem schwarzen vulcanischen Sand, hie und da mit verwitterten Muscheln vermischt, die ihm einen gräulichen Anflug geben. In gewissen Zwischenräumen ragen auch Basaltklippen in die See hinein und bilden hervorspringende Punkte von mäßiger Höhe.

Wir begannen ohne Aufschub die Schiffe auszubessern, und die wenigen Kranken welche wir an Bord hatten, wurden nach einer zu diesem Zweck auf Point Venus gemietheten Hütte geschafft. An demselben Platze wurde auch ein Observatorium errichtet, mit astronomischen und magnetischen Instrumenten versehen, und sobald die Ausbesserungen der Schiffe weit genug gediehen waren, wurden Abtheilungen zur Messung der vier Haupthäfen sowie der zwischen ihnen liegenden Canäle gebildet. Diese Häfen: Matavai, Papaoa, Toanoa und Papeiti sind für die vielen Wallfischboote, welche die Insel besuchen so wichtig, daß ich es für gebieterische Pflicht hielt, mir genaue Karten von ihnen allen zu verschaffen. Zu gleicher Zeit erhielten einige Officiere und Naturforscher Befehl die Insel zu durchstreifen, wo möglich bis zum Orohena, einem der höchsten Berggipfel, vorzudringen und den See Waiherea zu besuchen.

Ich hatte der Hoffnung gelebt auf Point Venus eine volle Reihe von Sternen, welche den Mond culminiren, beobachten zu können; allein ich sah mich getäuscht, denn es regnete fast jede Nacht. Ich war deßhalb genöthigt mich hinsichtlich der Länge allein auf die Chronometer zu verlassen, und selbst dabei war ich noch ausschließlich auf die Beobachtungen der Sonne beschränkt. Um so mehr freute es mich, meine Ergebnisse von denen der besten vorhergehenden Autoritäten nur um 1′ 33″ differiren zu sehen. Diese Autoritäten geben nämlich für die geographische Länge von Point Venus 149° 29′ 43″ W. L. an.

Die Berge waren über die ganze Zeit meines Aufenthalts durch Wolken verhüllt, und man konnte für die Messung ihrer Höhen weder einen Winkel nehmen, noch gelang es der zu diesem Zweck abgeschickten Partie ihre Spitzen zu erreichen; allein der Peacock blieb noch einige Tage nach meiner Abfahrt, und Capitän Hudson konnte die Höhe von Aorai, dem nächst größten

Pik nach dem Orohena, messen. Er fand als Resultat 6979 Fuß, und da der Orohena etwa um 1500 Fuß höher schien, so mag man die Spitze des letztern Berges auf etwa 8500 Fuß über der Meeresfläche schätzen. Von diesen zwei Piks verzweigen sich Bergzüge nach allen Seiten der Küste, aus denen sich hinwiederum einzelne Gipfel erheben. Diese Höhenzüge sind steil und meist auch schmal. An manchen Stellen bildet ihre Spitze nur eine Kante, die das Gehen auf derselben nicht allein gefährlich, sondern oft ganz unmöglich macht.

Bald nach meiner Ankunft besuchte mich S. R. Blackler Esq., unser Consul, der in Papeiti acht Meilen von Matavai entfernt wohnt. Auch die hier wohnenden Missionäre, so wie Hr. Pritchard, englischer Consul, und Hr. Mörenhout, der französische Consul, beehrten mich mit ihrem Besuche, so wie verschiedene andere Personen, welche alle ihren Wunsch ausdrückten uns mit irgend etwas dienen zu können. Der Gouverneur des Districts Matavai, Taua, war die erste hohe Bekanntschaft, welche wir machten. Er hatte bereits das Schiff Vincennes besucht, als es hier ankerte. Er ist ein vornehm aussehender Mann von mächtigem Körperbau, und hat ein großes Etablissement nahe bei Point Venus, für das er fast das ganze Waschgeschäft monopolisirt hat, und wozu er seine zahlreichen Untergebenen verwendet. Dadurch entschädigt er sich für die Kosten des Unterhalts und der Kleidung derselben, und steckt dazu noch die Frucht ihrer Arbeit in seine eigene Tasche. So wenigstens lautete sein eigener Bericht über dieses Geschäft.

Taua's gewöhnliche Kleidung bestand in einem gestreiften Baumwollhemd, Nanking-Hosen, die einst gelb ausgesehen haben mochten, und einer runden Jacke von blauem Tuche. Sowohl Hemd als Beinkleider waren zu eng, und er hatte weder Hosenträger noch Strümpfe, obwohl er Schuhe trug. In diesem Aufzuge gewährte er einen höchst possierlichen Anblick, was gewiß nicht der Fall gewesen wäre, wenn er die Tracht der Eingebornen beibehalten hätte.

Er war verschwenderisch mit Einladungen ihn in seinem Hause zu besuchen, und mehrere Officiere ließen sich bewegen dieselben anzunehmen. Die Art wie er diese seine Gäste bewirthete und unterhielt, scheint im allgemeinen ganz dieselbe

gewesen zu seyn wie bei mir, und sie kann daher als Beispiel dienen, wie dergleichen Angelegenheiten von der „guten Gesellschaft" in Taheiti abgemacht werden.

Wir erreichten seine Wohnung so zeitig, daß wir die Zubereitungen für die Mahlzeit, welche seinem Factotum Stephen, oder wie er ihn nannte, „Stiffin," anvertraut waren, noch mit ansehen konnten. Diese nützliche Person bewies ihre Geschicklichkeit nicht bloß in dem Kochen, sondern auch in dem Tödten des Geflügels. Der dazu ersehene Vogel war ein Hahn, denn die Taheitier wissen den Werthunterschied zwischen diesem und den Hennen recht wohl zu würdigen, und Stiffin legte große Gewandtheit im Tödten, Rupfen und Zurichten an den Tag. Während dieses vorging, wurden die Steine für den von Reisenden so häufig schon beschriebenen Ofen erwärmt, und nachdem sie den gehörigen Grad von Hitze erlangt hatten, die Asche sorgsam wegekehrt — sodann Brodfrüchte, Taro und Pisangfrüchte, alles in Blätter eingewickelt, mit dem Hahn in der Mitte, auf die heißen Steine gelegt und das Ganze zugedeckt. Nach Verlauf von etwa einer Stunde öffnete man den Ofen vorsichtig und nahm die Speisen heraus, die vollkommen gekocht waren. Das Mahl wurde sodann in einer irdenen Schüssel, nebst Messer und Gabel aufgetragen, und obwohl der Vogel etwas zäh war, sehr schmackhaft gefunden. Die Speisestunde war 1 Uhr.

Taua war nach der allgemeinen Meinung des Geschwaders kein Mann, mit dem eine nähere Bekanntschaft wünschenswerth seyn konnte. Seine Aufdringlichkeit und Habgier, von seiner Liebe zur Flasche gar nicht zu reden, machten ihn mit jedem Tage zu einem unwillkommeneren Gast. Ich muß ihm übrigens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wenn ihm auch manche von den Eigenschaften mangelten, welche einen Häuptling auszeichneten, er doch die Honneurs in seinem Hause auf wirklich bewundernswerthe Weise machte, und daß man ihn als Wirth sehen mußte, wenn man eine günstige Meinung von seinem Charakter fassen sollte.

Auf die Einladung des ehrw. Hr. Wilson besuchte ich ihn in dem Missionshause und wurde sehr freundlich aufgenommen. Dieser Herr ist 72 Jahre alt, und der älteste Missionär auf der

Insel. Trotz seines vorgerückten Alters versieht er übrigens noch alle Pflichten seines Amtes. Die Kirche und die Pfarrwohnung sind beides ansehnliche Gebäude. Die erstere, welche sehr hübsch gebaut ist, kann eine große Versammlung fassen. Am Sabbath, der nach unserer Rechnung auf den Samstag fiel, wurde alle Arbeit eingestellt. Ich hatte mir übrigens die Theilnahme an dem Gottesdienst weit bedeutender vorgestellt, als dieß in der Wirklichkeit der Fall war. Es wohnten ihm kaum 200 Personen an, und diese waren weit weniger aufmerksam als sie gewöhnlich geschildert werden. Die Weiber waren zahlreicher vertreten als die Männer, und auf eine höchst unpassende Weise gekleidet. Sie trugen hohe glatte Basthauben, welche sie selbst verfertigen, weite, hellfarbige, seidene Röcke und schöne Tücher um ihren Nacken. Man kann sich nicht wohl etwas übertriebeneres denken als diesen Aufzug, und ich begriff durchaus nicht wie man sie besonders zur Annahme eines Kopfputzes bewegen konnte, der keinen Schutz gegen die Sonne gewährt und deßhalb für das dortige Klima so ganz unzweckmäßig ist.

Am Sonntag den 15 September wohnten dem Gottesdienst in der Missionskirche so viele Officiere und Matrosen an, als von den Schiffen abkommen konnten. Unser Caplan celebrirte denselben, und wurde dabei von dem ehrw. Hrn. Pratt unterstützt. Diese heilige Handlung zog eine große Masse Eingeborner herbei, von denen ungewöhnlich viele in Matavai zusammengeströmt waren. Sobald nämlich Schiffe, namentlich Kriegsschiffe, in einem der Häfen anlangen, kommen sie aus der ganzen Umgegend theils aus Neugierde, theils aus Vergnügungssucht, mehr noch aber in der Hoffnung eines kleinen Gewinnstes zusammen. Ein Taheitier wechselt seinen Aufenthalt ohne die geringste Schwierigkeit und Unbequemlichkeit. Nahrung findet er überall im Ueberfluß, und die Wohnung kommt bei ihm nie in Anschlag. Während das Geschwader in der Matavai-Bay lagerte, würde die Anzahl der Menschen, welche die Küste zu bewohnen schienen, einen sehr irrigen Begriff von der gewöhnlichen Bevölkerung gegeben haben. Sie hatten sich hier aus allen Theilen der Insel versammelt, und das Recht, jeden freien Winkel in den Häusern der festen Ansiedler einnehmen zu dürfen, scheint allgemein gültig zu seyn. Wo sie auf diese Weise

nicht mehr unterkommen, da sieht man sie unter den Bäumen oder am Strand, nur wenige Schritte von dem Meer entfernt und ohne die geringste Bedeckung, eben so gesund schlafen, als ob sie unter ihrem eigenen Dache lägen.

Der Samstag ist ein Feiertag, und an diesem kann man die Kinder mit unschuldigen Spielen sich vergnügen sehen, worunter hauptsächlich das gehört, sich an einem Seile, das an dem Gipfel eines hohen Cocosnußbaumes festgemacht wird, zu schwingen. Dieser Zeitvertreib gewährt einen malerischen Anblick, und paßt sehr gut zu der Landschaft.

Dieses Volk legt eine große Neugierde an den Tag, ohne übrigens zudringlich zu seyn. So lange wir mit ihm verkehrten, hörten wir von keinem einzigen Diebstahl, obgleich es unzählige Gelegenheiten hiezu gab, wo man denselben nicht sogleich hätte bemerken können. Die Leute schienen immer gut aufgelegt, fröhlich, glücklich und heiter; auch erfuhr ich nie von einem Zank oder Streit unter der Masse von Menschen, die sich während unsers Aufenthaltes in Point Venus versammelt hatten. Dagegen sind sie hartnäckige Bettler.

Auf die Einladung des Hrn. Pritchard besuchte ich die unter seiner Leitung in Papeiti errichtete Schule. Dieser Herr, der erst seit wenigen Jahren Missionär war, hat jetzt das Amt eines Consuls Ihrer brittischen Majestät, versieht aber noch fortwährend seine Obliegenheiten als Missionär. Die Schule von Papeiti wird in der Kirche gehalten, ein großes Gebäude, das sehr viele Aehnlichkeit mit einem Versammlungshause in Neu-England hat. Sie hat zahlreiche Fenster, eine große Galerie und sehr viele Kirchenstühle. Die Anwesenden waren alle sehr gut gekleidet, und wenn nicht die Farbe der Haut gewesen wäre, so hätte man die Versammlung nur sehr schwer von einer Sonntagsschule in den Vereinigten Staaten unterscheiden können. Die Uebungen wurden mit einem Gebet eröffnet. Die Kinder sangen sodann das A B C Lied und machten auf das Commandowort des Hrn. Pritchard das A-B Ab durch. Darauf folgte eine Prüfung der größern Kinder und eine Darstellung ihre Leistungen. Die Anzahl der Schüler, welche zwischen acht und sechzehn Jahre alt waren, mochte sich auf 350 bis 400 belaufen. Viele von ihnen lasen, sangen und schrieben auf eine Schiefer-

tafel, worin sie ziemlich viele Uebung an den Tag legten, und antworteten verständig auf die ihnen vorgelegten Fragen.

Um das Wesen des in der Schule ertheilten Unterrichts zu prüfen, wünschte ich einige Fragen über Gegenstände zu stellen, die dem gewöhnlichen Lehrgange fremd waren, und hauptsächlich auf Naturerscheinungen Bezug hatten. Zu diesem Zwecke lenkte ich die Aufmerksamkeit der Schüler auf die Sonnenwende, welche erst vor wenigen Tagen stattgefunden hatte; dieß brachte auf den Gesichtern mehrerer Schüler einen ganz verschiedenen Eindruck hervor, der sich aber nur in dummer Verwunderung, Gleichgültigkeit oder Verdrossenheit äußerte und nur zu deutlich zeigte, daß kein Versuch gemacht worden war, ihren Geist auf solche Gegenstände hinzulenken und aufmerksam zu machen.

Nachdem die Prüfung vorüber war, machte ich den eingebornen Lehrern ein kleines Geschenk im Namen der amerikanischen Regierung, und bat Hrn. Pritchard ihnen zu sagen, welches Vergnügen es mir und meinen Officieren gemacht, Zeugen eines Fortschrittes gewesen zu seyn, der, was die Elementarzweige der Erziehung anbelange, unsere Erwartungen übertroffen habe, und ihnen die Versicherung zu geben, daß auch unser Land sich über diese Fortschritte sehr freuen würde. Ich schloß damit, meine Hoffnung auszusprechen, daß die Kinder in ihrer Aufmerksamkeit auf die Missionäre beharren werden, da diese es sich so angelegen seyn ließen sie in Kenntnissen und in der Religion zu unterrichten. Diese kurze Anrede wurde augenblicklich von Paofai, einem Häuptling, der das Amt eines obersten Richters hat und allgemein als der tüchtigste und aufgeweckteste Mann der Nation gilt, erwiedert. Seine Antwort wurde in ernster und lebhafter Weise vorgetragen und enthielt vielfache Ausdrücke des Danks für die Aufmerksamkeit und Güte, welche ihnen das Volk der Vereinigten Staaten schon erwiesen.

Das was man uns in der Schule zeigte, setzte mich übrigens nicht so sehr in Verwunderung, als die Thatsache, daß man nur wenige Eingeborne trifft, welche nicht lesen und schreiben können. Und dieses gilt nicht bloß für den jüngern Theil der Bevölkerung, sondern erstreckt sich auch auf die schon bejahrteren Leute. Ich erfuhr auch, daß sie Schulen unter sich haben, und daß die Eltern recht wohl die Vortheile erkennen, welche

für ihre Kinder daraus erwachsen, wenn sie sie dahin senden. In diesen Schulen gibt man sich viele Mühe, den Schülern nicht nur gesunde sittliche und religiöse Grundsätze, sondern auch die Gewohnheiten der Reinlichkeit und des Fleißes einzupflanzen. Die Unterrichtsstunden sind auf den Vormittag beschränkt, und in diesen sind die Schulen sehr zahlreich besucht, aber die Eltern wollen nicht, daß ihre Kinder eine längere Zeit angestrengt werden.

Unser Consul, Hr. Blackler, hatte sich gleich bei meiner Ankunft über das Benehmen der Königin und der Regierung beklagt und meine Vermittlung angesprochen. Die Klagen bestanden in folgenden Punkten: 1) die Wegnahme eines amerikanischen Wallfischboots und die üble Behandlung der Mannschaft desselben; 2) daß man amerikanischen Seeleuten ungerechterweise Strafen auferlegt habe; 3) die Weigerung Ausreißer von amerikanischen Schiffen zu ergreifen, oder für einen Platz zu sorgen, wo man sie sicher verwahren könnte; 4) das Nichthalten des Versprechens für einen Ort zu sorgen, wo die Consular-Geschäfte abgemacht werden konnten. In Folge dieser Klagen hatte ich augenblicklich verlangt, daß ein Rath der Häuptlinge abgehalten werde, und es war der 17 September zu diesem Zweck bestimmt worden. Ich befahl, daß alle Officiere, welche von den Schiffen abkommen konnten, demselben anwohnen sollten. Capitän Hudson und ich fuhren, von mehreren Booten begleitet, frühzeitig von unsern Schiffen ab, kamen glücklich durch die Riffe und langten um 10 Uhr in Papeiti an, wo uns unser Consul erwartete, in dessen Begleitung wir uns nach dem Gebäude begaben, in welchem die Schulprüfung abgehalten worden war. Hier empfing uns Hr. Pritchard, und führte uns sehr höflich zu den für uns bestimmten Sitzen. Sodann rief er die Häuptlinge bei ihren Namen auf, und nachdem diese ihrerseits geantwortet, nahm er seinen Sitz an der uns gegenüberliegenden Seite des Gebäudes ein. Als auf diese Weise die Versammlung zur Abmachung der Geschäfte bereit war, las ich von einem Papiere das Verzeichniß der Klagen ab, welche man bei mir vorgebracht hatte. Dieß wurde Satz für Satz von einem Hrn. Darling übersetzt. Nachdem ich zu Ende war, machte Paofai die Erwiederung. Er begann damit die Abwesenheit der Königin zu ent-

schuldigen, als deren Ursache er ihre nahe bevorstehende Entbindung anführte, und verlangte dann eine Abschrift des Actenstücks, welches ich verlesen, damit es in Betracht genommen und beantwortet werden könne. Er führte aus, daß es zu viele Punkte enthalte, als daß man dieselben sogleich entscheiden und beantworten könne, versprach jedoch, daß die Sache in Erwägung gezogen und so schnell als möglich entschieden werden solle.

Die Forderung war so billig, daß ich sie sogleich zugestand. Ich hielt die vorgeschlagene Art für die beste, und sie war mir weit angenehmer als eine öffentliche Berathung, wo eine Verwirrung kaum zu vermeiden gewesen wäre. Ich hob deßhalb die Versammlung auf, nachdem ich zuvor noch die Erwartung ausgesprochen, daß ich bei meiner Ankunft mit dem Vincennes in Papeiti einer befriedigenden Antwort entgegensehe. Viele Häuptlinge schienen geneigt ehrlich und gerecht zu handeln, wenigstens sprachen sie ihre guten Absichten zu wiederholten Malen aus. Ich sah auch klar, daß sie über die Mäßigkeit meiner Forderungen sehr erfreut waren, denn sie hatten gefürchtet, dieselben möchten ganz außerordentlicher Art seyn und vielleicht einen Anspruch auf bedeutende Entschädigung enthalten. In der That fürchtet die Regierung dieser Insel, seit die Franzosen ihr eine so starke Contribution auferlegt haben, die Ankunft von Kriegsschiffen, und diese Angst wird von manchen unredlichen Ansiedlern benützt, indem sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen, dieselbe auszubeuten und mit fremder Dazwischenkunft zu drohen.

Es wurde schon vielfach geklagt über den Einfluß, welchen die Missionäre, und besonders Hr. Pritchard, auf die Regierung von Taheiti ausüben. Daß sie großen Einfluß haben, ist ganz außer Frage, allein ich bin der Ansicht, daß sie zu demselben vollkommen berechtigt sind; denn ich kann es nicht anders denn als einen Theil ihrer Pflicht, ja sogar als den großen Zweck ihres Berufes ansehen, daß sie eine heilsame Aufsicht über die Bekehrten hohen und niedrigen Standes ausüben. Ich überzeugte mich durch eigene Anschauung, daß diese Aufsicht nur zu dem Ende ausgeübt wird, um den lobenswerthen Zweck ihres Berufs zu erfüllen. Es ist möglich, daß ihre Ansichten über die zur Unterweisung eines unwissenden Volkes für passend

erachtete Methode nicht zu allen Zeiten, noch in jeder Hinsicht die aufgeklärteste ist; allein es kann niemand mit irgend einem Recht ihren frommen Eifer oder die Redlichkeit ihrer Absichten in Zweifel ziehen. Wir mögen ihre Unduldsamkeit gegen andere Secten beklagen, allein es muß jedem, der diese Insel besucht, klar werden, von welchem Segen und Nutzen sie für die Bewohner bis jetzt waren und noch sind.

Alles dieses Gute konnte übrigens nur unter großen und mannichfachen Hindernissen geschehen. Das größte ist der üble Einfluß eines großen Theils der übrigen fremden Ansiedler. Obgleich es unter diesen einige sehr ehrenwerthe Männer gibt, so besteht doch die Mehrzahl derselben aus Leuten, welche von einem der überseeischen englischen Strafplätze entflohen sind, oder aus Schiffsdeserteuren. Diese Menschen, der Auswurf und Bodensatz aller seefahrenden Nationen, sind jedem nur denkbaren Laster ergeben, und würden selbst für ein Gemeindewesen in einem gebildeten Staate eine Pest seyn. Man kann sich nun leicht denken, welchen unheilvollen Einfluß eine solche Bande von Landstreichern, die weder Handel noch irgend sonst eine Beschäftigung treiben, um sich ihren Unterhalt zu verdienen, und sich jeder Art von Verbrechen und Ruchlosigkeiten schuldig gemacht haben, auf die Sittlichkeit der Eingebornen ausüben muß, und welches Hinderniß sie für deren Fortschritt in Religion und Moral ist.

Taheiti war bei seiner Entdeckung wegen der dort herrschenden Ausschweifungen sprüchwörtlich geworden, und es hieße zu viel fordern, wenn man verlangte, daß die Eingebornen, nachdem sie erst so kurze Zeit unterrichtet werden und Angesichts solcher Hindernisse, jetzt schon Muster von guten Sitten seyn sollten. Zügellosigkeit herrscht bei ihnen immer noch, allein die fremden Ansiedler und Besucher sind großentheils die Ursache, daß sie noch fortwährend existirt, und der freie Umgang mit diesen dient nur dazu, sie zu erhalten. Es sind in dieser Beziehung zwar strenge Gesetze erlassen worden, allein dieselben können in den Fällen nicht angewandt werden, wo eine der betheiligten Personen fremd ist. Ich sehe übrigens gar nicht ein, warum gerade diese Insel als ein Sammelplatz aller Laster bezeichnet wird. Wenn man mit ihr manche Theile der Welt vergleicht, die eine

höhere Civilisation für sich beanspruchen, so möchte sie sogar noch in einem vortheilhaften Lichte erscheinen. In keiner Weise aber schreitet das Laster so am hellen Tage einher, wie an einigen Orten des amerikanischen Continents, die wir erst kürzlich besucht haben. Es wäre ungerecht diese Eingebornen nach unsern Gesetzen von Schicklichkeit beurtheilen zu wollen, ehe sie noch Unterricht darin erhalten haben, und selbst viele von denen, welche von der Schlaffheit ihrer Sitten öffentliches Zeugniß geben, besuchen diese Gestade in der Absicht sie zu verführen und ohne Furcht oder Zügel in der Ausschweifung schwelgen zu können. Wenn sie nun in dieser Absicht kommen und sich durch den Einfluß der Missionäre beengt fühlen, so verlästern sie dieselben, weil sie den obscönen Tänzen und Spielen der Eingebornen ein Ende gemacht und Gesetze gegen den unerlaubten Umgang bewirkt haben.

Die Missionäre sind weit davon entfernt ihre Erfolge in Betreff der Verbesserung der Sitten und des Haltens der Religionsvorschriften zu überschätzen. Sie thun dieß im Gegentheil so wenig, daß ich sie allgemein darüber klagen hörte, wie selten unter den Eingebornen aufrichtige Frömmigkeit zu finden sey. Obgleich dieß der Fall seyn mag, so sind doch die äußern Zeichen einer sittlichen und religiösen Besserung offenbar. Viele von den Eingebornen sind wahrhaft ängstlich in der Erfüllung ihrer christlichen Pflichten, und den Sabbath feiern alle; ja nirgends sonst wird dessen religiöser Zweck mehr beobachtet, als gerade in den polynesischen Eilanden, welche unter dem Einflusse der Missionäre stehen. An diesem Tage treibt kein Canoe auf den Gewässern, und man sieht niemand unterwegs, außer auf dem Gang von und zu der Kirche. Da sieht man sie dann reinlich und züchtig, obwohl ohne allen Geschmack gekleidet. In der Kirche bilden sie eine sehr ehrbar aussehende Versammlung, die dem Prediger aufmerksam zuhört. Die Missionäre selbst schreiben diesen Erfolg in der strengen Beobachtung des Sabbaths großentheils seiner Analogie mit den Tabu-Tagen der heidnischen Zeiten zu, und daß er auch künftig als heilig gefeiert werde, sucht man durch strenge Strafen zu bewirken, welche auf seine Entweihung gesetzt sind. Die für die Sabbathschändung bestimmte Strafe besteht nämlich darin, daß der Schuldige eine

gewisse Strecke Wegs fahrbar machen muß, die im Wiederholungsfalle bedeutend vergrößert wird.

Ich kann übrigens nicht umhin hier im Vorbeigehen zu erwähnen, wie unermüdlich viele von den fremden Ansiedlern bemüht sind, die Missionäre herabzusetzen und die Eingebornen zu schmähen. Sie versuchen bei jeder Gelegenheit die Gemüther der Besucher gegen beide einzunehmen, was ihnen jedoch selten gelingt. Denn niemandem, der nur halbwegs selbst urtheilt, kann entgehen, wie sehr diese Verdächtigungen jeder Begründung ermangeln, welchen höchst verderblichen Einfluß dagegen gerade diese Ansiedler äußern, indem sie Grundsätze hieher verpflanzen, deretwegen viele von ihnen aus ihrer Heimath fliehen mußten, oder Verbrechen ausüben und lehren, wegen deren Strafbarkeit sie sich dem Arme der Gerechtigkeit in ihrem Vaterlande entziehen mußten. Derartige Leute gibt es etwa hundert auf der Insel, und zur bessern Uebersicht will ich sie in drei Classen theilen.

Die erste Classe begreift Kaufleute, wenn man sie so nennen kann. Das einzige Bestreben dieser ist, so viel Geld wie möglich zu machen. Es thut mir leid sagen zu müssen, daß, so weit wenigstens meine Beobachtungen gingen, dieser Zweck nicht ohne Nachtheil für die Wohlfahrt der Eingebornen erreicht wird. Diese Classe bemüht sich sowohl ihre Personen als ihr Besitzthum außerhalb der Macht der Landesgesetze zu stellen. Die zweite Classe besteht aus den auf der Insel gebornen Kindern der Missionäre. Von diesen scheinen viele die ihnen in ihrer Kindheit eingeprägten Grundsätze völlig vergessen zu haben. Die dritte Classe ist die zahlreichste und aller Sittlichkeit und Religion durchaus bar. Sie brüsten sich offen und dreist ihrer Verachtung aller Gesetze und Zucht. Von ihnen hört man beständige Klagen gegen die Missionäre, die Regierung und das Volk. Fragt man sie nach dem Grund ihrer Klagen, so können sie meist keine andere Beschwerde vorbringen, als daß die Missionäre die Eingebornen zu sittlich machen wollten, daß sie ihnen den unschuldigen Luxus der gebrannten Wasser rauben, den freien Umgang verbieten und den Handel der Insel dadurch zu Grunde gerichtet haben, daß sie den Weibern verboten an Bord der Schiffe zu gehen; daß sie sich ferner in ihre Belustigungen gemischt, indem sie schlüpferige Tänze und Lieder verboten und statt dessen Hymnen

und Gebete verlangten, endlich daß sie eine zu strenge Feier des Sabbaths eingeführt, die heilige Schrift übersetzt und die Eingebornen dieselbe lesen gelehrt haben. Andere wieder behaupten ganz ernsthaft, dieses sanfte und liebenswürdige Volk bedürfe keines Unterrichts in der göttlichen Offenbarung, es wäre weit glücklicher geblieben, wenn man es seinen eigenen Neigungen frei hätte folgen lassen, und man habe es unglücklich gemacht, indem man es lehrte, sie hätten als zurechnungsfähige Wesen ihre Handlungen dereinst zu verantworten.

Die Missionäre finden übrigens bei einem achtungswerthen Theil der fremden Ansiedler, welche sich mit ihnen zur Befestigung und immer größern Ausbreitung der religiösen und sittlichen Grundsätze vereinigen, Unterstützung und Hülfe, obgleich sie den von den Missionären dabei eingeschlagenen Weg nicht in allem billigen. Obgleich schon viel für die Eingebornen geschah, so ist doch augenscheinlich, daß die Missionäre noch weit mehr hätten thun können, wenn sie sich nicht so ausschließlich darauf beschränkt hätten, bloß aus der heiligen Schrift zu lehren. Die Insulaner lieben das Geschichtenerzählen ungemein, und wunderbare Sagen von ihren Vorvätern und alten Göttern bilden selbst jetzt noch einen großen Theil ihrer Unterhaltungen. Wie man mir sagte, besitzen die Missionäre bedeutende Kenntnisse in der Geschichte und Mythologie der Insel, welche in abergläubische, noch jetzt unter den Eingebornen zum Theil umlaufende Erzählungen gekleidet sind. Es ist zu hoffen, daß sie dieselben in einer Sammlung aufbewahren, ehe sie durch ihre Bemühungen zur Vernichtung des alten Aberglaubens sich völlig verwischen. Es wäre ihnen aber gewiß bälder gelungen die Sitte dieser Mährchenerzählungen auszurotten, hätten sie andere Dichtungen an deren Stelle gesetzt, deren Grundlage und Zweck sittliche und religiöse Lehren oder nützliche Kenntnisse gewesen wären. Es war allerdings nothwendig, diese zu Ausschweifungen veranlassende Unterhaltung zu unterdrücken; aber diese Maaßregel hätte zu gleicher Zeit von der Einführung anderer unschuldiger Belustigungen begleitet seyn müssen. Da die erste jetzt völlig fehlt, so wird viele Zeit mit nichtssagendem Geklatsch zugebracht, während die Nothwendigkeit der letztern sich in einem verdrossenen Müßiggang deutlich offenbart.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Die Missionäre haben noch keinen Versuch gemacht, die mechanischen Künste oder Verbesserungen im Ackerbau einzuführen, und doch kann nicht der mindeste Zweifel darüber bestehen, daß der Fortschritt der Civilisation materiell wesentlich gefördert und eine heilsame Rückwirkung auf die Religion bezweckt worden wäre, wenn man auch nur die einfachsten derselben gelehrt hätte. Das Fehlschlagen einer Baumwollenmanufactur mit sehr kostspieliger Maschinerie, die auf der Insel Eimeo errichtet worden war, gibt keinen Beweis gegen den wahrscheinlichen Erfolg weniger complicirter Gewerbe. Die Eingebornen waren nicht darauf vorbereitet, auf einmal von den Gewohnheiten einer leichten Beschäftigung zu der regelmäßigen und stetigen Fabrikarbeit überzugehen. Allein das Spinnrad, der Handwebstuhl und der Pflug hätten keinen so schnellen und entschiedenen Wechsel in der Zahl der Arbeitsstunden nöthig gemacht und als Vorbereitung zu einer anstrengenderen Beschäftigung gedient. Die zwei ersten Werkzeuge wurden endlich durch andere eingeführt, und bereits von mehreren Eingebornen mit Eifer ergriffen.

Die Veränderung in der Kleidung, welche durch die Missionäre und andere Fremde veranlaßt worden, hat im Gegentheil einen nachtheiligen Einfluß auf die Industrie dieses Volkes geäußert. Während sie ihre einheimische Tapa trugen, gab die Verfertigung derselben, obwohl von sehr geringem Werth, doch sehr vielen Weibern Beschäftigung, und statt daß dieser Wechsel der Kleidung der Civilisation den beabsichtigten Vorschub geleistet hätte, hat er eine Beschäftigung zerstört, welche früher ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und ihre Zeit ausfüllte. Der hieraus entstehende Müßiggang und die dadurch geschaffenen künstlichen Bedürfniffe tragen nicht wenig dazu bei, die Weiber auf dem Wege der Ausschweifungen zu erhalten, wozu der fremde Putz stets verleitet. Die europäische Kleidung, wenigstens so wie sie dieselbe tragen, ist weder so anständig noch dem Klima so angemessen, wie die, an deren Stelle sie getreten. Manche Missionäre sehen übrigens diese Dinge jetzt in ihrem wahren Lichte, und sagten mir, daß sie entschlossen seyen einen geigneten Weg einzuschlagen.

Obgleich man den Missionären vorwerfen kann, daß sie einen übel berechneten Eifer und einen Mangel an praktischer Erkenntniß der menschlichen Natur bei ihren Bemühungen und in der Lösung ihrer schwierigen Aufgabe, Barbaren zur Civilisation zu bringen, an den Tag gelegt haben, so muß man ihnen doch auch wieder Gerechtigkeit für das widerfahren lassen, was sie wirklich geleistet haben. Ich bin der entschiedenen Ansicht, daß trotz aller der von mir erwähnten Mißgriffe doch keine andere Classe Menschen so viel zu Stande gebracht haben würde. Es gehörte ein tiefes religiöses Pflichtgefühl dazu, sie zur beharrlichen Hingebung an eine Sache zu vermögen, die sie einmal zu der ihrigen gemacht, und sie zum Ertragen all der Entbehrungen und Gefahren zu befähigen, denen sie fortwährend ausgesetzt sind, während sie zu gleicher Zeit ganz von der Willkür und Gnade uncivilisirter Menschen abhängen. Man kann ihnen kein Verlangen nach pekuniärem Gewinn, keine Hoffnung auf zeitliche Belohnung nachweisen, und ich kann aus persönlicher Anschauung bezeugen, daß ihre Lage, im weltlichen Sinne genommen, durchaus nicht beneidenswerth ist.

Um das Gute welches sie gethan, richtig beurtheilen zu können, muß man auf die älteren Reiseberichte zurückgehen und den gegenwärtigen Zustand dieser Inselbewohner mit dem frühern vergleichen. Jetzt erfreuen sie sich der Segnungen des Friedens, besitzen eine Schriftsprache, während sie vordem nur eine Tonsprache hatten, leben unter heilsamen Gesetzen und erhalten die Wohlthaten des Schulunterrichts und der kirchlichen Ordnung. In früheren Zeiten dagegen lesen wir von beständigen inneren Streitigkeiten, von der Verehrung von Götzenbildern, denen Menschenopfer dargebracht wurden, von der entarteten Verbindung der Ariori und dem damit in Verbindung stehenden Verbrechen des Kindermords. Indem wir diese Vergleichung anstellen, müssen wir anerkennen, daß die Menschen, welche diese Veränderungen bewirkt haben, Christen und Menschenfreunde sind, und daß sie die Grundsätze der Civilisation mit Erfolg gelehrt haben. Als Beweis für den Werth ihrer Bemühungen berechtigt mich meine Erfahrung zu dem Ausspruche, daß die Eingebornen von Taheiti ehrlich, artig und höflich sind; daß man nichts von Betrunkenheit oder Schwelgerei wahrnimmt,

außer auf Veranlassung der weißen Besucher oder Ansiedler, und daß sie den Gesetzen und deren Vollstreckern gehorchen. Daß sie vergleichungsweise träge sind, ist natürlich in einem Klima, wo die Früchte der Erde fast alle Bedürfnisse der Natur von selbst befriedigen, und wo die bloß animalische Existenz fast ohne Arbeit gewonnen wird. Kein Volk ist in Wahrheit so unabhängig von der Hülfe der Mitmenschen als die Taheitier. Ein Eingeborner kann am Morgen selbst die zum Arbeiten nöthigen Werkzeuge nicht besitzen, und ehe noch die Nacht einbricht, findet man ihn gekleidet, unter Obdach und mit allen Nothwendigkeiten des Lebens reichlich versehen. Und dieß alles bekömmt er von der Cocosnuß, dem Puro (Hibiscus tiliaceus), der Banane, der Brodfrucht und dem Bambus. Daß er es nicht für nöthig findet den Beistand eines andern anzurufen, macht ihn die Pflichten der Gastfreundschaft nicht vergessen, sondern erzeugt vielmehr ein Vergessen seiner eigenen Bedürfnisse, und verwischt jenen Trieb zur Arbeit, der ein so mächtiger Hebel zur Verbreitung der Civilisation ist. Indeß bin ich überzeugt, daß die Taheitier die Arbeit nicht scheuen, wenn sie selbst dabei etwas verdienen können. Diejenigen, welche an Bord unserer Schiffe beschäftigt waren, wo sie reichlich und regelmäßig bezahlt wurden, vollzogen ihre Verrichtungen gut und pünktlich, und dasselbe gilt auch auf den Wallfischfängern, an deren Bord sie häufig verwendet werden. Einige von ihnen bauen jetzt das Zuckerrohr, und man nannte mir die Pflanzung eines Eingebornen, der im vorigen Jahre allein an fünf Tonnen geerntet hatte. Auch Kaffee wurde schon gepflanzt, und geräth ziemlich gut. Wären sie indeß von allen Missionären hiezu mehr aufgemuntert worden, so hätten sie in dieser Beziehung gewiß schon viel mehr geleistet; allein während einige von diesen ihr äußerstes thaten, um die Eingebornen zur Thätigkeit anzuspornen, mißbilligten andere wieder die Versuche zur Einführung neuer Culturpflanzen auf das entschiedenste.

Eine der wichtigsten Folgen der Einführung der Civilisation war die Aufstellung einer ordentlichen Verfassung. Dieselbe wurde im Jahre 1823 von den Missionären nach dem Muster der englischen gebildet und im Jahre 1826 revidirt. Die Krone hat das Recht des Veto, der Ernennung der obersten Richter und

aller zu der Person des Souveräns in irgend einer Beziehung stehenden Beamten. Die Krone ist in männlicher und weiblicher Linie erblich. Die gesetzgebende Gewalt beruht in einer Versammlung, zu der jeder District zwei Mitglieder sendet, die alle drei Jahre vom Volke gewählt werden. Diese Versammlung vereinigt sich alljährlich, um entweder bestehende Gesetze abzuändern oder neue zu schaffen. Es gibt auch halbjährige Versammlungen, ja sie kann selbst noch öfter zusammenkommen, wenn es wichtige Fragen zu berathen gibt. Ehe die Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung Gesetzeskraft erhalten, müssen sie zuvor alle der Königin zur Billigung und Unterschrift vorgelegt werden. Wenn dieß geschehen, so werden sie von den Richtern und Kronbeamten in Wirksamkeit gesetzt. Sollte die Königin ihre Unterschrift verweigern, so werden sie entweder revidirt und abgeändert, oder ganz bei Seite gelegt.

Die Insel ist in sieben Districte getheilt, von denen jeder einen niedern Gerichtshof zur Erledigung der gewöhnlichen Fälle hat. Ein solcher besteht aus zwei Richtern, welche nicht selten auch Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung sind. Die Entscheidung dieser Gerichtshöfe muß auf den Zeugenbeweis gegründet seyn und die Berufung an den höchsten Gerichtshof steht frei. Der oberste Gerichtshof besteht aus sieben Richtern, von denen zwei Eingeborne der Insel Eimeo sind. Die Richter sind auch Executiv-Beamte und meist Häuptlinge. Diese doppelte Eigenschaft gibt ihnen großen Einfluß, und ihre Macht ist groß genug, um zum Theil den Mangel an Thatkraft bei der Königin zu ersetzen, dient aber zu gleicher Zeit auch als Hinderniß gegen jeden Eingriff in die Vorrechte der Krone. Die Gewalt dieses Gerichtshofes erstreckt sich sogar so weit, daß er den Regenten anklagen kann. Das Urtheil in Criminal- und Civilsachen geschieht durch eine Jury, und die freie Beweisführung ist gestattet. Das Zeugniß wird nicht auf Eid abgenommen, aber die auf falsches Zeugniß gesetzte Strafe ist sehr bedeutend. Die Jury besteht aus sechs Personen, und Jedermann hat das Recht von Seinesgleichen gerichtet zu werden.

Die regierende Königin heißt Aimata, ist aber unter dem Namen Pomare IV mehr bekannt. Sie ist eine Schwester des vorigen Königs und Enkelin jenes Pomare I, welcher die Ober-

herrschaft über die Insel Taheiti bald nach ihrer Entdeckung erlangte. Sie ist jetzt (1839) etwa 27 Jahre alt, und war zweimal vermählt, das erstemal an Pomare, einen jungen Häuptling von Tahoa, von dem sie geschieden wurde, das zweitemal an einen jungen Häuptling von der Insel Huahine, von dem sie einen Sohn hat, der der Thronerbe ist. Er wird Pomare taue genannt, was soviel bedeutet als König-Gemahl. Zunächst im Rang nach der Königin kommt ihre Muhme Ariapaca, die älteste Schwester ihrer Mutter (früher einmal Königin-Regentin), welche auch jetzt noch großen Einfluß besitzt. Im Fall die Königin keine Nachkommenschaft hinterläßt, haben die Prinzessinnen Ninito und Taii, Basen der Königin und Nichten Pomare's II, die nächste Anwartschaft auf den Thron. Uata, der Pathe der Königin, hat, obgleich kein geborner Häuptling, durch dieses sein Verhältniß großen Einfluß in dem Rath der Königin erlangt und kann für ihren ersten Minister gelten. Die sieben Richter des obersten Gerichtshofs werden zwar von der Königin ernannt, müssen aber von der gesetzgebenden Versammlung bestätigt werden. Diejenigen, welche gegenwärtig dieses Amt verwalten, sind lauter bedeutende Grundbesitzer und Männer von solchem Charakter und Geisteseigenschaften, wie man sie im ganzen Volke wohl nicht besser wird finden können. Sie sind in der Wirklichkeit die Regenten des Landes.

Trotz der geringen Ausdehnung des Königreichs ist Stoff genug zur Uneinigkeit vorhanden. Es gibt nämlich zwei bestimmt ausgesprochene Parteien, wovon die eine von der Königin und den Missionären, die andere von einigen Häuptlingen geleitet wird. Die letztern sind Paofai, Hitoti und Taua, welche von den alten, durch Pomare I entthronten Königen abstammen. Diese Häuptlinge besitzen große Ländereien, und haben viele Raatiras (Grundbesitzer) auf ihrer Seite. Außerdem noch zeichnen sie sich durch Eigenschaften aus, welche ihnen bei den Insulanern großes Ansehen verschaffen. Paofai, von dem bereits früher die Rede war, hat das Amt eines obersten Richters, und wird für den besten Staatsmann der Insel gehalten. Hitoti zeichnet sich durch seine persönliche Würde, seine Redlichkeit und seinen natürlichen Verstand aus, welche Eigenschaften ihm die allgemeine Achtung erwerben. Taua endlich hat als tapferer

und schlauer Kriegsmann einen großen Ruf. Von diesen drei Parteihäuptern ist jedoch Hitoti allein frei von Vorwürfen. Paofai wird des Geizes und der Ränkesucht, und Taua der übermäßigen Völlerei beschuldigt. Die Königin hat sich indeß ihre Selbständigkeit in all den Dingen zu bewahren gewußt, die ihr von Rechtswegen zustehen, und hält sich mit Hülfe der Missionäre gegen diese starke Opposition, obgleich die Leiter derselben im allgemeinen die Macht haben den Gang der Politik zu bestimmen und alle Autorität Betreffs der Ausführung der Gesetze besitzen. Sie sind den Fremden sehr abgeneigt und haben schon zu verschiedenenmalen versucht sie von der Insel zu verbannen; auch hat man sie im Verdacht, daß sie die Königin wegen ihrer ungeordneten Lebensweise und ihrer Laster beseitigen wollen. Allein dieß dürfte ihnen so leicht nicht gelingen, da sie persönlich beim Volke sehr beliebt ist und unter demselben viele Anhänger zählt. Man sagt ferner, daß die Häuplinge, in Folge dieser ihrer Absicht, jede Gelegenheit sorglichst benützen, um ihre eigene Macht zu verstärken und das Ansehen der Königin zu schwächen, und so hätten sie auch aus der bekannten Angelegenheit der römisch-katholischen Priester Nutzen für sich zu ziehen gesucht. Die nähern Umstände darüber, wie ich sie aus den Erzählungen beider Parteien erfuhr, sind folgende:

Zwei dieser Confession angehörende Priester, welche in Manga Reva oder den Gambier-Inseln stationirt waren, landeten auf der Südseite der Insel und reisten nach Papeiti, um die Lehren ihrer Kirche zu predigen. Sie fanden übrigens keine geneigten Ohren, und man sagt, daß kein Eingeborner sie habe in sein Haus aufnehmen wollen. Bei ihrer Ankunft in Papeiti aber fanden sie bei Paofai, Hitoti und einigen andern Häuptlingen Unterstützung, und bei Hrn. Moerenhout, dem fungirenden amerikanischen Consul, gastfreundliche Aufnahme. Doch nahm er sie nicht unter sein eigenes Dach, sondern wies ihnen ihre Wohnung in einem anstoßenden Gebäude an. Aber das durch die Predigten der englischen Missionäre aufgereizte Volk brach mit Gewalt in dieses Gebäude ein, und nöthigte die Priester sich in einem kleinen Fahrzeuge einzuschiffen, welches sie nach Uea, oder der Wallis-Insel brachte, die etwa 2000 Meilen westlich von Taheiti liegt.

Wenn man die Sache ruhig betrachtet und von den Uebertreibungen absieht, mit welchen beide Parteien sie überladen haben, so ist schwer zu sagen, wer am meisten im Unrecht war. Die protestantische Religion war gesetzlich auf der Insel eingeführt, mit Ausschluß aller übrigen, und dieß wußten die Priester wohl; nur Zeloten, welche glauben, daß Leute, die sie Ketzer zu nennen belieben, schlechter sind als Ungläubige, können ihr Eindringen in ein von andern Missionären bereits vollkommen in Besitz genommenes Gebiet rechtfertigen. Auf der andern Seite aber verrieth die übereilte und durch besonders harte Umstände erschwerte Verjagung derselben einen unchristlichen Sinn, für welchen man die dort bereits ansässigen Missionäre mit Fug und Recht zur Verantwortung ziehen kann, da es ganz unbezweifelt in ihrer Macht lag, jede Mißhandlung von Seiten der Eingebornen zu verhüten.

Es bleiben jetzt noch die Folgen zu erzählen, welche aus dieser Verjagung der römischen Priester entsprangen. Nicht lange hernach kam die französische Fregatte Venus, von Hrn. Du Petit Thouars befehligt, vor der Insel an, und legte sich im Hafen von Papeiti vor Anker. Der Befehlshaber forderte sogleich Genugthuung für den an seinen Landsleuten, den Priestern, verübten Frevel, und drohte, daß wenn ihm nicht innerhalb 24 Stunden 2000 Dollars bezahlt würden, er die Stadt Papeiti beschießen und in Brand stecken werde. Die Königin hatte kein Geld, und soll entschieden gewesen seyn die Franzosen ganz gewähren zu lassen. Da aber in diesem Falle der ganze Schaden die fremden Ansiedler getroffen hätte, so sammelte Hr. Pritchard die verlangte Summe bei ihnen und stellte sie Hrn. Du Petit Thouars zu. Weiter wurde aber der Regierung noch ein Vertrag abgenöthigt, welcher allen Franzosen den freien und ungehinderten Besuch der Insel, die Erbauung von Kirchen und die Ausübung ihrer Religion erlaubte. So wurden also die Landesgesetze unter den Drohungen einer Gewalt, welcher man keinen Widerstand entgegensetzen konnte, für ungültig erklärt und die nationale Unabhängigkeit dem Wesen nach aufgehoben. Die Maaßregel des französischen Officiers war sehr gewaltthätig und kaum zu rechtfertigen, namentlich was die Geldforderung betrifft; denn er selbst war mit großer Gastfreundlichkeit aufgenommen und kurze Zeit vorher auch eine der Fregatten seines

Souveräns (die Artemise glaube ich) durch die unbelohnt gebliebenen Bemühungen der Taheitier vom Schiffbruch gerettet worden. Der Betrag der verlangten Summe überstieg zudem noch den pekuniären Schaden, welchen die Priester erlitten hatten, um wenigstens das Vierfache. Wenn also der französische Befehlshaber ein wehrloses Volk zur Bezahlung eines übermäßigen Schadenersatzes und zum Aufgeben des Rechts, Ausländer und ihm fremde religiöse Bekenntnisse auf dem Wege seiner Verfassung auszuschließen oder zuzulassen, nöthigte, so erscheint er in einem keineswegs vortheilhaften Lichte.

Wir haben gesehen, daß Paofai und sein Anhang die französischen Priester anfänglich unterstützten. Dieß thaten sie ohne Zweifel in der Hoffnung dadurch einen neuen Einfluß auf die Insel zu bringen, welchen man dem der englischen Missionäre entgegensetzen könnte. Bald nach diesen Ereignissen aber und nachdem zwei Fremde versucht hatten Hrn. Moerenhout zu ermorden, bemühten sie sich ein Gesetz durchgehen zu machen, das alle Fremden ohne Ausnahme verbanne. Der Widerwille gegen den ständigen Aufenthalt der Fremden ist allgemein, und obgleich es kein Gesetz gibt, das den Verkauf von Land an dieselben verböte, so waren doch seither noch keine Gebote hoch genug, um die Häuptlinge zu vermögen einen Theil ihrer Ländereien zu veräußern. Sie sehen in dessen Besitz ein anerkanntes Recht auf Rang und Ansehen, und er gibt ihnen und ihren Nachkommen die Mittel zur Subsistenz in reichlichem Maaße. Diese Abneigung den Fremden irgend eines der aus dem Grundbesitz entspringenden Vorrechte zu gewähren, ist so mächtig, daß diejenigen, welche versuchen Zucker u. s. w. zu pflanzen, ihren Pachtcontract für so unsicher halten, daß sie sich nicht entschließen können eine für die Dauer berechnete Verbesserung einzuführen.

Der fruchtbare Theil der Insel Taheiti liegt in den schmalen Thälern und in der Ebene, welche sich von der Seeküste bis zu dem Fuße der Gebirge hinzieht. Hier gedeihen die tropischen Pflanzen ausnehmend gut und in einer Ueppigkeit wie sie wohl kein anderer Theil der Erde in höherem Grade aufzuweisen hat. Das Klima ist warm, aber nicht entnervend und ganz geeignet zum Genuß aller Lebensfreuden. Mit dem Klima stehen auch die Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen in

Uebereinstimmung, oder sind vielmehr die natürlichen Resultate desselben. Ihre Naturanlage führt sie zum ruhigen Genuß der sie umgebenden reizenden Landschaft. Man findet ihre Hütten in abgelegenen und lieblichen Plätzen, die meist mit hübschen Gehägen umgeben sind, und innerhalb welcher man die Brodfrucht, Spondias, die Orange und oft auch ausgedehnte Haine von Cocosnußbäumen wachsen sieht. In einem Winkel sind kleine Strecken mit Taro und süßen Kartoffeln angebaut.

Die Hütten sind von ovaler Form, gewöhnlich 50 bis 60 Fuß lang und 20 Fuß breit. Die Wände bestehen aus in dem Boden festgerammten Bambuspfählen, mit je einem Zoll Zwischenraum, um Licht und Luft einzulassen. Ueber denselben ist ein flaches Stück von Hibiscus, einem leichten und starken Holze, mit Bast angebunden. Von da aus erheben sich die Querbalken von allen Seiten und vereinigen sich in einem First, der etwa halb so lang ist als das Gebäude selbst. Die Querbalken berühren einander und sind mit kleinen Matten bedeckt, die aus Pandanusblättern gemacht werden. Diese sind fest an- und übereinander gefügt, und bilden so ein undurchdringliches und dauerhaftes Dach. Der Boden ist die natürliche Erde; Abtheilungen im Innern kennt man nicht. Ein solches Gebäude mag um etwa 50 Dollars gebaut werden.

Die Taheitier haben weder Tisch noch Stühle. Ihre Bettstellen bestehen aus Rohrgeflechten, die sich ein wenig über den Bogen erheben, auf welchen Matten gelegt werden. Ein mit wohlriechenden Kräutern ausgestopftes Kissen ist bei den bessern Classen allgemein üblich. Man findet die Eingebornen meist in ihren Häusern, wo sie, im Kreis herumsitzend, plaudern, lesen und singen oder rauchen bis sie einschlafen, was häufig der Fall ist. Selten sieht man sie mit Handarbeiten beschäftigt, außer an den Flußufern, wo sie Wäsche reinigen, oder in den Wohnsitzen der Häuptlinge.

Ich muß jetzt aber endlich auch von den Weibern dieser Insel reden, denn ich bin ganz anderer Ansicht, als alle Reisebeschreiber, welche die Schönheit derselben als so außerordentlich anrühmten. Ich sah unter ihnen nicht ein einziges Weib, die ich hätte schön nennen können. Sie haben zwar einen sanften wollüstigen Zug um die Augen, der einige bezaubern mag, allein

ich bin geneigt den hohen Ruf ihrer Reize, in welchem sie bei den Seefahrern stehen, ihrer Heiterkeit und Liebenswürdigkeit zuzuschreiben. Sie sind schlecht gewachsen, und meist haben sie lange, breit auseinander gehende Zehen. Sie plaudern ungemein gern, oder haben vielmehr einen schwatzhaften Charakter, denn sie können selbst ihre eigenen Geheimnisse nicht für sich behalten. Dieser Mangel an Schweigsamkeit und Zurückhaltung beschränkt sich übrigens nicht bloß auf die Weiber, auch die Männer können kein Geheimniß bewahren. Ein Verbrechen ist beinahe immer ebenso schnell entdeckt als begangen, und für eine kleine Belohnung sagen sie gegen ihre nächsten Verwandten und Freunde aus.

Ich habe von der unschicklichen Kleidung der Frauen gesprochen. Bei den Männern ist dieß nicht mehr so der Fall wie es vordem gewesen seyn soll, und sie gehen nicht mehr nackt. Wer einen Matrosenanzug erhalten kann, kleidet sich in einen solchen, andere verhüllen sich mit einem Tuch, Pareu genannt, das bis zur Hälfte der Beine reicht, und gewöhnlich aus blauem Baumwollenzeug besteht. Außerdem tragen einige auch noch eine bunte Baumwollschürze. Andere wieder treiben den Luxus bis zu einem Paar Pumphosen, und werfen dann den Pareu um ihre Schultern. Die Tracht der Weiber, wenn sie zur Kirche gehen, ist bereits beschrieben worden. Bei gewöhnlichen Gelegenheiten tragen sie den Pareu allein, wenn sie sich aber vollständig kleiden, so haben sie über demselben noch ein weites Gewand an, das Aehnlichkeit mit einem Nachtmantel hat, an den Handgelenken zugeknöpft, aber sonst nirgends zusammengehalten wird. Ueberbleibsel ihrer alten Tracht kann man hie und da noch in Blumenkränzen entdecken, die sie um den Kopf und in den Haaren tragen. Der Hau ist eine Art Netz aus Pandanus, das, namentlich wenn Blumen in ihn eingeflochten sind, den Frauen ein hübsches und idyllisches Aussehen gibt, und außerdem Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewährt. Die Kränze bestehen gewöhnlich aus Jasmin und Rosen, welche letztere sie auch oft durch ihre Ohrenläppchen und in ihr glänzendes schwarzes Haar stecken.

Die Eingebornen beiderlei Geschlechts scheinen die Blumen leidenschaftlich zu lieben, allein sie wurden im Gebrauch derselben

bei der Kleidung durch ihre Lehrer beschränkt, welche ihnen dieß als eine für Christen sich nicht ziemende Eitelkeit dargestellt haben. Ich kann nicht begreifen, wie man ein so unschuldiges Vergnügen nicht eher unterstützte als verbot. In Uebereinstimmung mit dieser Ansicht findet man in der Umgebung der Wohnungen der Missionäre nirgends Blumen, was in einem Klima auffallen muß, wo die in Europa als exotische Gewächse so sehr bewunderten Blumen in der üppigsten Fülle wachsen.

Kochen und essen nehmen nur wenig Zeit in Anspruch. Das letztere namentlich schienen sie als ein Geschäft zu betreiben, das mehr Eile erfordere als irgend sonst etwas. Ihre Nahrung besteht vornehmlich in der Brodfrucht, Taro, Bananen, Spondias, Drangen, Cocosnüssen, Zuckerrohr, Geflügel und Fischen. Sie essen kein Salz, sondern gebrauchen statt dessen eine Art Muß, das aus Seewasser, Cocosnußmilch und Ti-Wurzeln bereitet wird. Ihre Art zu essen ist einigermaßen unangenehm, denn sie tauchen die Brodfrucht oder Taro in das Muß und stecken es dann mit einem schmatzenden Laut in den Mund, den man auf einige Entfernung hin hören kann. Das gebräuchlichste Geschirr ist die Cocosnußschale. Die Kinder werden mit Poe aufgezogen, das aus Brodfrucht, Taro und etwas gestoßenem Zucker besteht. Das Kind wird auf den Rücken gelegt und mit Poe-Stücken von der Größe einer Wallnuß vollgestopft, worüber es gewöhnlich große Freude an den Tag legt, indem es mit den Aermchen um sich schlägt, strampft und wie ein junger Vogel zwitschert.

Die Männer auf Taheiti machen sich wenig aus der Musik, die Weiber dagegen scheinen sie leidenschaftlich zu lieben, und haben meist auch ein sehr richtiges und scharfes Gehör. Viele von ihnen haben melodische Altstimmen und können sehr tief herab singen, während andere wieder in dieser Hinsicht von den Frauen in Europa nicht verschieden sind. Hie und da findet man auch eine, welche eine ungewöhnliche helle und hohe Stimmlage besitzt. Ihre Stimmen passen gut zu einander und vier oder fünf zusammen bringen einen ausgezeichneten Einklang hervor. Wenn es je eine nationale Musik gab, so ist sie längst vergessen, und man hört jetzt keine andern Weisen mehr als geistliche Gesänge und Matrosenlieder. Dabei bemerkt man übrigens

einen ganz eigenthümlichen näselnden Ton, hauptsächlich bei denen welche sehr hoch singen.

Gesellschaftliche Unterhaltungen sind durch schwere Strafen verboten, obgleich das Volk dieselben offenbar liebt. Ich hörte oder sah während meines Aufenthaltes niemals etwas von Tänzen oder theatralischen Vorstellungen. Einige Officiere überredeten übrigens ein paar Weiber einen Tanz auszuführen, unter der bestimmten Versicherung, daß sie nicht verrathen werden sollten. Es wurden zu diesem Behufe Matten auf den Boden gelegt, und zwei von den Mädchen stellten sich auf dieselben um zu tanzen, während die andern mit untergeschlagenen Beinen herumsaßen. Eine der letztern begann damit einige Worte von eben nicht all zu zartem Sinn auszustoßen, auf welche die übrigen mit geschlossenem Mund durch eine Art Grunzen antworteten. Darauf folgten andere Töne mit geöffnetem Mund. Die erstern lauten: uach! uach! uach! die letztern ha! ha! ha! Dazu bezeichnen alle den Tact, indem sie ihre Beine hinaufziehen, die Arme ausstrecken und alle Arten von Verrenkungen machen. Während dessen führen die beiden Mädchen ihren Tanz aus, der darin besteht, daß sie die unzüchtigsten Stellungen annehmen. Als sehr graziös kann man diese Bewegungen nicht bezeichnen, obwohl sie von vielen als solche geschildert worden. Das Ganze endigt damit, daß alle zu gleicher Zeit in die Hände klatschen.

Die Abtheilung, welche ich mit dem Auftrage abgeschickt hatte die Spitze des Orohena wo möglich zu erreichen, bestand aus fünfzehn Personen, mit Einschluß von vier Eingebornen als Führer, und einem Amerikaner Namens Lewis Sacket als Dolmetscher. Auf den Rath des Hrn. Wilson nahm die Expedition den Weg durch das Pappino-Thal. Auf dieser Linie beträgt die Entfernung bis zum See Waiherea nicht mehr als 25 Meilen, während man an der Küste hin 50 Meilen braucht, ehe man den Fußpunkt des Berges erreicht. Keiner der Führer war aber mit diesem Weg vertraut, und es war daher nothwendig jemanden zu finden der denselben kannte. Zu diesem Zwecke wendeten sie sich zuerst etwa fünf Meilen weit östlich von Matavai nach der Mündung des Pappino-Flusses. Hier fanden sie einen Führer und hörten, daß der Fluß bedeutend angeschwollen sey.

Dennoch beschlossen sie vorwärts zu dringen, wobei sie von einem Trupp Knaben und Mädchen mit Blumen begleitet wurden. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie einen Platz erreichten, wo man den Fluß durchwaten mußte, was wegen des reißenden Laufes sehr schwierig war, obwohl das Wasser nur drei Fuß Tiefe hatte. Noch mehrere andere Furten hatten sie zu überschreiten, bis sie endlich eine erreichten, wo ihnen das Wasser bis an den Hals reichte. Dieß war für diejenigen welche nicht schwimmen konnten, sehr gefährlich, aber doch kamen alle glücklich hinüber. Hier stürzte sich ein junger Eingeborner, gleichsam aus Hohn über ihre Unbeholfenheit und das an den Tag gelegte weibische Wesen, in die Fluthen und schwamm spielend und mit augenscheinlich großem Behagen die Stromschnelle hinab, wobei er von dem Schaume häufig ganz eingehüllt war. Sie setzten so den ganzen Nachmittag ihre Reise fort und hatten drei Meilen zurückgelegt, als sie einige Hütten erreichten, in welchen sie die Nacht ziemlich bequem zubrachten. Man sagte ihnen, daß diese Hütten von Eingebornen zu dem Zweck errichtet worden seyen, um sich hier, außerhalb des Bereichs der Richter und gegen deren Spionen gesichert, in Ava berauschen zu können. Hier konnten sie sich ihren alten Gewohnheiten der Schwelgerei, die nicht selten mit Streit und Blutvergießen endeten, ungestört überlassen.

Nachdem sie am andern Morgen drei Stunden gewandert waren, wobei sie mehrmals den Fluß überschreiten mußten, erreichten sie einen Ort, wo ein Arm desselben von Südwesten her strömte. Einige Eingeborne versicherten, daß, wenn sie dieser Richtung folgten, sie den Gipfel des Pitohiti erreichen würden, indem sie zugleich behaupteten, daß dieß während des letzten Kriegs auch einige Eingeborne gethan hätten, welche denselben als einen Zufluchtsort benützten. Zur Bekräftigung dieser Behauptung führten die Eingebornen an, daß die Flüchtlinge dort die Vögel so zahm gefunden hätten, daß man sie mit der Hand habe fangen können. Dieser Umstand scheint zwar seiner anscheinenden Unglaublichkeit halber obige Behauptung zu widerlegen, ist aber in der That ein bestimmter Beweis von deren Wahrheit, wenn wir damit unsere eigenen Erfahrungen über die Vögel auf unbewohnten Eilanden vergleichen, die in ihren

Gewohnheiten gewiß viel mit denen gemein haben, welche die völlig abgeschlossenen Bergregionen der Insel Taheiti bewohnen. Hier erfuhren sie auch, daß es ihnen unmöglich seyn würde, die beiden Zwecke ihrer Reise in der Zeit zu erreichen, für welche sie sich mit Lebensmitteln versehen hatten. Es wurde deßhalb beschlossen die Expedition in zwei Abtheilungen zu trennen, von denen die eine nach dem See zu vordringen, die andere aber den Berg zu ersteigen suchen sollte.

An dieser Stelle war es, wo der letzte Kampf zwischen der christlichen und der heidnischen Partei stattfand; die nach dem See ziehende Abtheilung setzte ihren Weg fort und erreichte vor Einbruch der Dunkelheit den einsamen Wohnplatz einer eingebornen Familie, Namens Waiipi, wo sie gastfreundlich aufgenommen und in einem als Familien-Capelle benützten Gebäude untergebracht wurde. Dasselbe liegt in einer malerischen Schlucht an der Spitze eines Berges, und seine Existenz scheint den weißen Ansiedlern an der Küste bis jetzt unbekannt geblieben zu seyn.

Am nächsten Tag setzte diese Abtheilung ihren Weg, das Bett des mehr als je angeschwollenen Bergstroms hinauf, weiter fort. Sie waren jetzt von wilden Bananen- oder Fahie-Bäumen (Musa rubra) umringt, deren gerade emporstehende Spitzen mit schönen Früchten beladen waren. Zwischen denselben erhoben sich Farrnbäume, wohl 40 bis 50 Schuh hoch. Die meisten Bäume waren mit Schmarotzerpflanzen bedeckt, die hier in ausnehmender Fülle wachsen. Nach einiger Zeit verließen sie das Flußthal und gelangten dann zu dem dessen Arme trennenden Bergrücken, der nach Beobachtungen mit dem Sympiesometer 2700 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Der Bergkamm war nur wenige Schritte breit und mit Gruppen von Fahie-Bäumen bedeckt, zwischen denen sich Weinreben hinschlangen. In dieser Hinsicht gleichen ihm alle benachbarten Berghöhen ganz genau. Die Aussicht von dem Bergrücken, den sie jetzt erreicht hatten, war prachtvoll. Der See lag fast unter ihnen in einer Tiefe von etwa 1000 Fuß, auf allen Seiten von senkrechten Felsenwänden eingeschlossen und scheinbar unzugänglich, während zahlreiche Bergströme in silbernem Schaum die Felsen hinabstürzten, und der See selbst durch die Höhe der ihn von allen Seiten

umgebenden Abgründe verkleinert erschien. Trotz der Steilheit der Bergwände kam die Gesellschaft doch ohne Unfall zum See, indem sie in dem Bett eines kleinen Stromes hinabkletterte, wobei sie aber von Zeit zu Zeit anhalten mußten, um sich auf ihre Stöcke zu stützen oder an Stauden und Wurzeln festzuhalten, während die durch sie gelockerten Steine unter ihren Füßen wegrollten, andere in ihrem Laufe mitnahmen und dann zusammen in den See stürzten.

Nachdem sie das Ufer des Sees erreicht hatten, richteten die Führer eine Hütte auf, in welcher sie die Nacht zubrachten. Am nächsten Tage untersuchte Lieutenant Emmons den See und maß dessen Tiefe von einem Floß aus. Er wurde etwa eine halbe Meile lang, eine Drittelmeile breit und von ovaler Form befunden. Die Tiefe in der Mitte betrug 96 Fuß, und gegen das Ufer hin nimmt dieselbe allmählich ab. Es hatte die ganze vorhergehende Nacht hindurch geregnet, und man machte die Beobachtung, daß der See in 20 Stunden um etwa 5 Fuß gewachsen war. So viel man bemerken konnte, hat derselbe keinen Ausfluß; allein die Eingebornen versichern, daß wenn man eine Brodfrucht in den See werfe, dieselbe in einer an einem Bergabhang zwei Meilen nördlich von dem Uaigarra, unweit des Meers, entspringenden Quelle wieder zum Vorschein komme. Die Erhebung der Oberfläche des Sees über den Meeresspiegel, mit dem Sympiesometer gemessen, beträgt ungefähr 1700 Fuß. Die Gesellschaft litt nicht wenig durch den anhaltenden Regen, der sie völlig durchnäßte und in den feuchten Kleidern zu schlafen nöthigte. Die Führer fürchteten auch, das Herniedersteigen nach dem südlichen Theile der Insel möchte mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden seyn, da der Uaigarra, durch dessen Flußthal der einzige Weg ging, inzwischen so sehr angeschwollen war, daß er gefährlich wurde. Man beschloß deßhalb ohne Verzug aufzubrechen; allein ehe sie noch mit ihren Vorbereitungen fertig waren, traf die andere Gesellschaft bei ihnen ein.

Diese hatte nämlich die Spitze des Drohena verfehlt, und war sodann dem Wege gefolgt, den die andern eingeschlagen. Die Führer der nach den Bergen bestimmten Abtheilung waren des Wegs nicht so kundig, wie sie vorgegeben hatten. Nachdem man am ersten Tage viele nutzlose Umwege gemacht, behaupteten

sie, daß man jetzt halten müsse, da der Tag schon weit vorgerückt und man in Gefahr sey entweder in einen Abgrund zu fallen oder von Steinen zerschmettert zu werden, in welchem Falle man ihre Königin zur Verantwortung ziehen würde. Sie führten sodann die Gesellschaft nach langem Suchen unter einen weit hervorspringenden Felsen, wo der Boden trocken und Raum genug war um 50 Personen unterzubringen. Dieser Ort mochte etwa 2000 Fuß über dem Meere liegen und beherrschte eine reizende Aussicht über zwei Thäler, jenseits deren die See sichtbar war. Rund=herum standen Fahie=Bäume in dichten Gruppen. Diese Pflanze ist auf keiner Höhe unter 600 Fuß zu finden und gedeiht am besten auf einer Höhe von 1500. Sie ist der Bai Cook's, und man hält sie für die Banane im wilden Zustande. In der Art des Wachsthums ist sie übrigens von der cultivirten Gattung sehr verschieden, denn die Frucht hängt an einem gerade em=porstehenden Stengel, der aus einer Blätterkrone herauswächst. Die Frucht hat dieselbe Gestalt wie die Banane, ist aber zwei=mal so groß und von einer tiefen goldenen Färbung, mit einem Fleisch so dunkel wie die Orange. Dieselbe enthält keine Sa=menkerne, hat denselben Geschmack wie die gewöhnliche Banane, aber einen schärferen Geruch, und die Eingebornen lieben sie sehr.

Man sagte der Felsvorsprung sey ein beliebter Zufluchts=ort wilder Schweine, aber die Gesellschaft wurde von keinem derselben beunruhigt und verbrachte die Nacht ohne weitere Un=bequemlichkeit als die Befürchtung, es möchte der Felsen, unter dem sie gelagert war, herunterfallen und sie zerschmettern. Der alte Paura machte ein Feuer an, indem er ein scharfes Stück Holz ane inem andern ausgehöhlten rieb, und bei der erzeugten Flamme befanden sie sich, nachdem sie die Kleider gewechselt, ziemlich behaglich. Am andern Tage ging die Reise wieder weiter, allein es zeigte sich bald, daß die Führer, so lange der Regen in Masse herniederströmte, nicht die Absicht hatten sie nach dem Gipfel des Berges zu bringen, sondern solche Um= und Abwege machten, daß mit Wahrscheinlichkeit vorher zu bestimmen war, daß sie weder den Berg noch den See zu sehen bekommen wür=den. Sie waren überzeugt, daß die Ersteigung desselben un=ter günstigeren Verhältnissen ausführbar sey, aber eben so auch, daß man hiezu mehr Zeit brauche als sie hatten. Trotz dieses

Fehlschlagens mußten sie am Ende doch zugestehen, daß die Führer klug gehandelt; denn bei einem solchen Regen, wie er später fiel, wäre die Besteigung des Berges nicht nur mühsam, sondern auch äußerst gefährlich gewesen.

Da sie somit von ihrem Versuche abstehen mußten, so kehrten sie in dem Thal zurück, und erreichten, nachdem sie den Fluß so oft überschritten, daß sie gewiß ein Viertheil des Wegs im Wasser gemacht hatten, den Wohnplatz der eingebornen Familie Waiipi. Sie hielten sich hier nicht auf, sondern gingen weiter und erreichten einen Ort, den die Eingebornen Opua nannten, und wo sie unter einem ähnlichen Felsvorsprunge, wie der bei ihrem ersten Bivouac beschriebene, die Nacht zubrachten. Der Regen fiel in Strömen, und um Mitternacht zog ein heftiges Gewitter durch das Thal hin.

Am nächsten Morgen gingen sie weiter nach dem See zu, und als sie die Spitze des vor demselben liegenden Höhenzuges erreicht hatten, ließ der Regen etwas nach, und gab ihnen so Gelegenheit die prachtvolle Aussicht zu bewundern. Außer dem See zu ihren Füßen sahen sie auch in der Entfernung von etwa sieben Meilen den zerklüfteten Pik des Orohena, der sich 5 bis 6000 Fuß über den Punkt erheben mochte, auf dem sie standen. Von da aus stiegen sie zu dem See hinab und waren um Mittag mit der andern Gesellschaft vereinigt.

Wir haben schon gesagt, daß der See um etwa fünf Fuß gestiegen sey, und es zeigte sich, daß er jetzt seinen höchsten Wasserstand erreicht habe. Viele Pflanzen (wie z. B. Polygonum), welche unter diesen Verhältnissen nicht lange leben konnten, fand man völlig überschwemmt. Das Wasser hatte die Holzpflanzen an den Ufern erreicht und drohte sie zu vernichten.

Die Stelle, von wo sie wieder in das Flachland herniedersteigen wollten, lag auf der entgegengesetzten Seite des Sees, und die Ufer sind so abschüssig, daß man nicht um denselben herumgehen kann. Man mußte daher auf einem Floße überschiffen, was eine langwierige Sache war. Die Eingebornen schwammen hinüber. Nachdem man den See glücklich überschifft hatte, wurde die Reise fortgesetzt, allein man mußte noch vor Einbruch der Nacht Halt machen, um eine Hütte zu bauen und Feuer anzuzünden. Das letztere war eine sehr schwierige und

mühsame Sache, da alles von Wasser troff. Eine Hütte war dagegen bald aus Zweigen von Bananenbäumen aufgerichtet und mit deren Blättern bedeckt, so daß sie, obgleich nicht völlig wasserdicht, doch für ihren Zweck so ziemlich genügte. Die Lebensmittelvorräthe reichten glücklicherweise aus. Die Eingebornen sammelten nämlich nach jedem Mahl sorgfältig alle Ueberbleibsel und wickelten sie in Bananenblätter, wodurch jede Verschleuderung verhütet wurde. Sie hatten darauf gerechnet irgend ein Stück Wild oder in dem See Fische zu finden, waren aber in dieser Hoffnung getäuscht worden.

Am nächsten Morgen brach die ganze Gesellschaft sehr frühzeitig auf und begann in die Ebene hinabzusteigen, was nur sehr langsam und mit großer Mühe geschehen konnte. Sie fanden den Uaigarra sehr reißend und mußten ihn häufig überschreiten. Dabei waren ihnen ihre Kleider sehr beschwerlich, denn sie blieben fortwährend naß und waren deßwegen sehr schwer, während die nackten Eingebornen schon wenige Minuten, nachdem sie das Wasser verlassen, wieder völlig trocken waren. Dieses äußerst ermüdende Niedersteigen währte etwa vier Stunden. Der erste bewohnte Platz den sie erreichten, war Mirapahe, wo der Uaigarra sich ins Meer ergießt. Er liegt auf der Südseite der Insel, nahe der Landenge, welche die beiden Halbinseln mit einander verbindet. Die meisten Mitglieder der Gesellschaft waren nun so erschöpft, daß nur einige mit Mühe sich nach Uaritiva weiter schleppten, während man denen, die am meisten ermattet waren, ein Canoe besorgte. Hier wurden sie von Teharo, dem Sohne des Gouverneurs Taati, der selbst abwesend war, gastfreundlich aufgenommen und in dem Hause des letztern untergebracht.

Es war Mittwoch Abend (nach der auf der Insel geltenden Rechnung), und die Eingebornen wohnten einer Vorlesung in der Kirche bei; die ältern Leute schienen sehr andächtig, und mehrere von ihnen waren mit Brillen versehen, damit sie dem Vorleser in ihren eigenen Büchern desto besser folgen konnten. Das Vorlesen geschah von einem Eingebornen mit gedämpfter und eintöniger Stimme, und die Hymne wurde von dem weiblichen Theil der Bevölkerung nach einer alten englischen Melodie ziemlich gut gesungen. Die Versammlung bestand aus etwa 100 Personen,

wovon drei Viertel Frauen, alle in das gebräuchliche weite Kattunhemd gekleidet, mit ihren breiten Strohhauben und barfuß. Trotz der Andacht, welche die Weiber in der Kirche an den Tag legten, ließ ihr Benehmen nach Beendigung des Gottesdienstes doch dem Glauben Raum, daß ihre frühere Zügellosigkeit durch den Einfluß der neuern Religion noch nicht ganz unterdrückt sey. Nachdem der Gottesdienst vorüber, trat der ganze Haufen, durch den Anblick so vieler fremden Weißen angezogen, wieder zusammen. Nach dem eigenen Geständnisse der Gesellschaft war sie in ihren zerrissenen und beschmutzten Kleidern nicht in der Verfassung, um auf diese Polynesier einen sehr günstigen Eindruck hervorzubringen. Dennoch aber ging aus einer Anrede des Predigers hervor, daß er der Ansicht war, die Weißen besäßen trotz ihres heruntergekommenen Zustandes doch noch manches, wornach die Eingebornen lüstern werden möchten, denn er ermahnte seine Heerde auseinanderzugehen, indem er sagte die Fremden könnten etwas von ihren Sachen vermissen, und dann „großer Lärm entstehen."

Am nächsten Morgen brachen sie zeitig auf und gingen nach Papara, auf der „Besen-Straße." Dieselbe ist etwa zwölf Fuß breit und ziemlich gut angelegt, indem sie sich etwas über den Boden erhebt und zu beiden Seiten Gräben hat. Ueber die Gewässer, welche sie in ihrer Richtung berührt, gehen Brücken von nebeneinander gelegten, aber nicht miteinander verbundenen Balken. Ehe sie Papara erreichten, kamen sie an einen breiten Hügel nahe beim Meeresstrande. Es ist dieß derselbe, welchen schon Cook beschrieben hat. Die Stufen, von welchen er spricht, sind jetzt fast ganz zerstört und finden sich nur noch an einer Ecke gut erhalten, aber auch da sieht man nur wenig mehr von viereckigen Steinen. Er ist jetzt etwa 40 Fuß hoch, oben etwa 20 Fuß, an der Basis dagegen 140 bis 150 Fuß breit und ganz mit Gebüsch überwachsen.

Eine Erzählung über den Grund, warum er aufgeführt worden sey, gab uns der alte Häuptling von Panawea. Da er einer der aufgeklärtesten Häuptlinge ist und seine Angaben von denen Cook's in einigen Punkten verschieden lauten, so glaube ich dieselben anführen zu müssen. Dieser Häuptling behauptete nämlich, derselbe sey nicht als eine Grabstätte oder ein

Morai benützt worden, sondern bloß eine Art Tempel oder hoher Platz, auf welchem das Bild eines ihrer Götter gestanden hatte; früher hätte es viele solcher Hügel auf der Insel gegeben, aber wenn zwischen zwei Districten Krieg ausgebrochen sey, so habe jeder Theil sich in den Besitz des Tehi oder Götzenbilds des andern zu setzen gesucht, denn der Verlust desselben galt als Beweis, daß der Gott minder mächtig sey als der des andern Districts; und sey endlich ein District von einem andern unterjocht und mit demselben vereinigt worden, so habe man den Hügel des unterworfenen zerstört. Aus dieser Erzählung ginge hervor, daß die Hügel dazu gedient hätten, die Gränzen der verschiedenen unabhängigen Districte zu bezeichnen.

Diese Ansicht gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit durch die Thatsache, daß es einen Morai von wesentlich verschiedenem Charakter eine oder zwei Meilen von diesem Hügel entfernt gibt. Derselbe liegt mitten in einem großen Gehölz von Brod-, Purou- und Aiti-Bäumen, und ist, gleich den übrigen Morais ein viereckiger eingeschlossener Raum, etwa 60 Yards hoch und 30 breit. Die Mauer ist etwa 10 Fuß dick und 4 Fuß hoch. Der untere Theil besteht aus fünf Reihen runder, völlig gleicher Steine, jeder etwa so groß wie ein Mannskopf, die wie die Kanonenkugeln in einem Zeughaus aufeinander geschichtet sind und von den Eingebornen Schildkrötenköpfe genannt werden. Auf diesen liegt eine Reihe viereckiger Steine. Die Mauerecken sind durch viereckige Steinblöcke befestigt. An jeder Ecke stand auch ein flacher Stein aufrecht, und ein anderer in der Mitte des Morai, welch letzterer der Predigerstein genannt wird.

Der Häuptling von Panawea versicherte ferner, daß es in jedem dieser Morais eine durch Pfosten gestützte Plattform gegeben habe, auf welche die Leichname der Menschenopfer, so wie todte Schweine, wovon der Tehi oder Gott ihrer Ansicht nach sich nährte, gelegt worden seyen. Die nach diesem Grabgewölbe gebrachten Todten wurden übrigens nicht sogleich bestattet, sondern in eine Hütte gelegt, bis alles Fleisch verfault war. Hierauf sammelte man die Gebeine sorgfältig, hüllte sie, mit Ausnahme des Schädels, in mehrere Tapa-Umschläge, und brachte sie dann erst in die Grabstätte. Den Schädel nahmen die nächsten Verwandten mit nach Haus und behielten ihn als einen

Talisman. Er fügte übrigens bei, nur die Gebeine der Häuptlinge seyen auf diese Art geehrt worden, die der niedrigeren Leute habe man außerhalb der Grabstätte beigesetzt. Anderen Ueberlieferungen zufolge wären diese Morais niemals als gewöhnliche Begräbnißorte benützt worden, sondern man habe nur die Leichname der erschlagenen Feinde hineingebracht und darin verbrannt.

Die Gesellschaft sah einen alten Mann, der seinen Vorrath an Brodfrüchten in einem dieser Morais hatte. In ihrem rohen Zustande hält sich die Brodfrucht nur kurze Zeit; verscharrt man sie aber in Gruben, so geht sie in Gährung über und bildet eine Masse, die lange aufbewahrt werden kann und Mahi genannt wird. Diese Masse schmeckt etwa wie Honigbrod, und wird zur See gebraucht bei den Reisen, welche die Eingebornen nach der Gruppe der Paumotu-Inseln machen, und bei der Perlenfischerei.

Der nächste Ort zu dem die Gesellschaft kam, war Papara, wo der Missionär Orsmond wohnt. Das Korallenriff ist der schmalen Bay gegenüber, welche gegen Papara herantritt, unterbrochen, und die Brandung schlägt deßhalb mit einiger Gewalt gegen das Ufer; allein man segelt, mit Ausnahme einer kurzen Strecke, innerhalb des Riffs und in süßem Wasser. Da der hier wohnende angesehene Häuptling Taati abwesend war, so machte einer seiner Söhne (deren er nicht weniger als ein Dutzend haben soll) die Aufwartung des Hauses, und sorgte für ein Frühstück. Dasselbe bestand aus einem Spanferkel, Taro und Brodfrucht, den auf Taheiti allgemein üblichen Gerichten. Der Tisch war mit einem Tuch von russischer Leinwand bedeckt, und mit Schüsseln, Tassen, Brühnäpfchen, Messern, Gabeln und Löffeln versehen.

Hier strömten auch sehr viele Eingeborne, namentlich Weiber zusammen, um die Fremden zu sehen. Es war auffallend, wie hübsch hier die jungen Mädchen im Vergleich mit denen waren, welche man seither gesehen hatte. Viele von ihnen hatten die Köpfe auf höchst geschmackvolle und freundliche Weise mit Blumen geziert. Als sie Papara verließen, wurden sie von einer Schaar dieser fröhlichen Mädchen begleitet, welche untereinander und mit den Führern lachten und schäkerten. Die letztern hatten gleichfalls die scharlachrothe sogenannte chinesische Rose

durch die Ohrläppchen gesteckt und ihre Köpfe mit Kränzen nach Art der Mädchen geschmückt.

In Papara beginnt die Küste sich nordwestlich zu wenden und neigt sich allmählich mehr gegen Norden. Ihr Weg führte sie jetzt wieder auf der Besenstraße hin, welche sich um das ganze Eiland herum erstreckt, und an manchen Stellen fast ganz überwölbt von Bäumen ist, die zu beiden Seiten wachsen und einen köstlichen Schatten gewähren. In kurzen Zwischenräumen befinden sich Wäldchen von Cocosnußbäumen, die der Straße entlang gepflanzt wurden. Sie gehören der Königin, und jeder Reisende darf nach Belieben von den Früchten derselben nehmen. Die Privatwäldchen, deren Früchte man sichern will, sind mit dem Tabu belegt. Dieß wird dadurch angezeigt, daß man einen Gürtel von Blättern um dieselben herumzieht, und dieses einfache Zeichen wird noch jetzt geachtet, obgleich der Aberglaube, auf den er sich gründete, aufgehört hat. Die Eingebornen reisen viel auf dieser Straße, und viele benützen sie selbst dann, wenn sie Plätze auf der entgegengesetzten Seite der Insel besuchen wollen, da sie nicht gern die Berge übersteigen.

Mit Sonnenuntergang erreichte man Otapuna, ein großes Dorf, das höchst malerisch in einer Vertiefung liegt, und ringsum von Drangen-, Brodfrucht- und Cocosnußbäumen eingeschlossen ist. Hier wohnt Utami, einer der vornehmsten Häuptlinge und Gouverneur dieses Districts. Bei ihm quartierten sich unsere Reisenden ein. Seine Wohnung unterscheidet sich wesentlich von denen der übrigen Eingebornen, denn sie ist in Gemächer abgetheilt und hat einen bretternen Fußboden. Auch sonst alles in seiner Umgebung zeigte einen feinern Geschmack an, als sie bisher getroffen hatten. Sein Tisch war nach europäischer Art eingerichtet, und er setzte ihnen einen aus einer einheimischen Pflanze bereiteten Thee vor. Utami ist ein sehr verständiger Mann, und war einer der großen Anführer Pomare's. Er erzählte manche Anekdoten aus dem Kampfe im Jahr 1815, der seiner Beschreibung nach sehr blutig gewesen seyn muß. Er versicherte, daß die heidnische Partei bei ihrem Rückzug alle ihre Gefangenen umbrachte, indem ihnen mit Keulen die Schädel eingeschlagen wurden; daß viele von ihnen über Abgründe hinüber getrieben worden, und manche auf die höchsten Gipfel der Berge

geflohen seyen, wo sie blieben, bis Pomare einen Generalpardon und eine vollkommene Amnestie erließ. Allein selbst diese wurde nicht von allen angenommen, sondern sie blieben lieber in den wilden und traurigen Bergregionen, als daß sie die neue Religion angenommen hätten, und von diesen lebten noch einige bis vor fünf oder sechs Jahren. Utami war übrigens der Ansicht, daß sie jetzt völlig ausgestorben seyen. Unter anderm sagte der Häuptling den Reisenden auch, daß die wilde Race, welche vordem die Insel bewohnte, gewohnt gewesen sey dieselbe nach allen Richtungen zu durchstreifen, allein daß, seitdem man sie ausgerottet oder unterworfen habe, nur noch die Sandelholzhauer in die Bergregionen eingedrungen seyen. Diese hätten selbst die schwierigsten Berghöhen mittelst Seilen und in die Felsen eingehauener Stufen erstiegen, allein er glaubte, daß niemand mehr am Leben sey, der den Weg kenne.

Utami war ein hübscher Mann von grauen Haaren und riesigen Formen, der, wenn er von seinen früheren Waffenthaten sprach, viel Feuer und Lebendigkeit zeigte. Ehe er sich zur Ruhe legte, las er ein Capitel in der Bibel, und sprach ein Gebet mit scheinbar großer Andacht. Er scheint viele Anlage zur Annahme der europäischen Sitten zu haben, und war eben daran ein Haus zu bauen, das, wenn es erst vollendet ist, das schönste und beste auf der ganzen Insel seyn wird. Die Böden werden durchaus mit Brettern belegt, die Zimmer durch Holzwände von einander getrennt und überall große Fenster mit Jalousien angebracht. Nach Papeiti ist Otapuna das größte und wichtigste Dorf.

Als die Reisenden bis zum Strand herniederstiegen und Mirapalye erreichten, war dort gerade ein Schiff auf der Werfte, so daß sie sich über den Schiffbau auf Taheiti unterrichten konnten. Das Fahrzeug war ein kleiner Schooner, dessen Bau ein Yankee leitete. Das dazu verwendete Holz, von den Eingebornen Mape (Inocarpus edulis) genannt, soll zum Schiffsbau ausgezeichnet gut seyn. Auch das Purou Holz (Hibiscus tiliaceus) wird dazu verwendet, allein man bekommt es nur in kleinen Stämmen, und es taugt daher für manche Schiffstheile nicht. Mehrere Schiffe von etwa 130 Tonnen Last sind schon auf der Insel gebaut worden. Man gebraucht sie zum Handel mit Neusüdwales, wohin man Zucker, Cocosnußöl und Pfeilwurz aus-,

und von wo man dagegen Eisenwaaren, Kleider, Baumwollzeuge u. s. w. einführt. In den Häfen von Neusüdwales haben diese Schiffe nur dieselben Zölle und Abgaben zu zahlen wie die englischen.

Die Handelsquellen der Insel sind sehr beschränkt, und die meisten Schiffe, welche Taheiti besuchen, sind Wallfischfänger. An diese verkaufen die Eingebornen ihre Erzeugnisse und tauschen dagegen solche Gegenstände ein, welche zu ihrer größern Bequemlichkeit oder zu ihrem Vergnügen dienen. Die meisten Wallfischfänger haben solche Handelsartikel an Bord, die sie an die Eingebornen vertauschen, so daß sie für ihre eigenen Bedürfnisse nur wenig Geld auszugeben brauchen. Uebrigens kennen die Eingebornen, namentlich die Häuptlinge, den Werth des Geldes recht wohl. Nach einer annähernden Schätzung führt jedes dieser Schiffe Güter im Werth von 500 Dollars ein; was einen Gesammtbetrag von etwa 50,000 Dollars macht; allein nach meiner Meinung steht es sehr in Frage, ob die Einfuhr diesen Betrag erreicht, und wenn er bezahlt wird, so muß der Gewinnst dabei mitgerechnet seyn, denn ich halte die Hälfte der angegebenen Summe schon für eine hohe Schätzung. Die übrigen Schiffe, welche die Inseln besuchen, führen nur wenig Ladung mit sich, und wenn zwei zu gleicher Zeit ankommen, so verderben sie einander den Markt, indem sie denselben überschwemmen.

Die Perlmuschelfischerei bei der Gruppe der Paumotu-Inseln concentrirt sich hier, und soll größtentheils in den Händen des französischen Consuls seyn. Noch wenige Jahre vor unserer Ankunft, namentlich von 1832 bis 1838, war sie sehr gewinnreich, denn die Ausbeute betrug etwa 900 Tonnen, die zusammen auf 45 bis 50,000 Dollars geschätzt und meist nach Frankreich geschickt wurden. Von den Bodenerzeugnissen können die Inseln bis jetzt wenig entbehren, werden auch nie Schiffe in größerer Anzahl und ausschließlich des Handels oder der Producte wegen anziehen. Die drei hauptsächlichsten Bodenerzeugnisse sind: Zucker, Cocosnußöl und Pfeilwurz; über den Belauf derselben wurden mir folgende Angaben mitgetheilt: Taheiti erzeugt 105 Tonnen Zucker im Werth von 8,000 Dollars, und 55 Tonnen Cocosnußöl zu 3,500 Dollars. Eimeo: 32 Tonnen Zucker zu 2,000 Dollars und 20 Tonnen Cocosnußöl zu 1,500 Dollars

Raiatea 15 Tonnen Zucker zu 1,300 Dollars und zusammen mit Borabora 50 Tonnen Cocosnußöl zu 3,800 Dollars, Huaheine endlich 60 Tonnen Cocosnußöl zu 4,500 Dollars; der Gesammtbetrag für Zucker beläuft sich demnach auf 11,300 Dollars, und der für Cocosnußöl auf 24,600 Dollars.

Von Pfeilwurz werden etwa 50 Tonnen erzeugt, im Werth von beiläufig 4,000 Dollars, die mit dem obigen Summen zusammen für die Bodenerzeugnisse der Inseln einen Werth von 28,000 Dollars geben. Wenn man diese Producte gehörig pflegte, so würde sich ihr Betrag noch bedeutend vermehren und könnte, wie mir wenigstens eine sachverständige Person versicherte, bis auf 300,000 Dollars gesteigert werden, da zu den obigen Artikeln noch Kaffee, Baumwolle und Indigo hinzukommen könnten. Allein diese Schätzung ist ohne Zweifel um die Hälfte zu groß und würde eine Arbeit verlangen, wie sie von der gegenwärtigen Bevölkerung weder geleistet, noch bei ihrem Klima, ihren Bedürfnissen und Wünschen je nothwendig werden wird.

Siebentes Capitel.

Taheiti und Eimeo im Jahre 1839.

Nachdem das Schiff Porpoise wieder ausgebessert war, wurde es am 20 September in die See geschickt, um das westliche Ende von Nairsa oder der Dean's-Insel, so wie die Krusenstern- und Lazareff-Gruppe noch einmal zu untersuchen. Ebenso erhielt es Befehl nach dem Ort, wo angeblich das Eiland Recreation liegen sollte, zu steuern und sich sodann mit dem Vincennes bei der Rose-Insel, der östlichsten der Samoa- oder Schiffer-Gruppe, zu vereinigen.

Am Morgen des 25 September verließen wir die Matavai-Bay, um nach Papeiti zu segeln, wo wir schon nach wenigen Stunden Anker geworfen hatten. Jenseits der Felsenriffe sind noch keine Sondirungen vorgenommen worden, und daher gibt es auch keinen Ankerplatz; der äußere, die Insel umgebende Wall

von Riffen ist fast ganz senkrecht, mit Ausnahme einiger kleiner Vorsprünge in der Matavai=Bay und östlich von Point=Venus. An letzterem Punkte scheiterte die französische Fregatte Artemise im Jahre 1836. Zu der Jahreszeit, wo wir diese kurze Fahrt machten, hat man beim Einlaufen in den Hafen von Papeiti einige Gefahr zu fürchten, und es ist deßhalb große Vorsicht nöthig. Die Passatwinde sind um diese Zeit unregelmäßig, und es herrschen meist schwache Winde vor. Es ist darum auch leicht möglich, daß sie in dem kritischen Momente ausbleiben, wenn sich das Schiff am Eingang der engen Durchfahrt durch die Riffe befindet, in welchem Fall die starke Strömung, die heraus und manchmal quer über die schmale Wasserstraße hinzieht, das Schiff leicht auf das westliche Riff treiben kann.

Die Scenerie um Papeiti herum ist merkwürdig; den Hintergrund füllen eine Anzahl spitz zulaufender Berge, die in ihrer Erhebung und Formation wesentlich von einander verschieden sind; unter und gerade vor ihnen liegt der halbkreisförmige Hafen, von den weißen Hütten und Kirchen des Dorfs eingefaßt und mit üppigem Laubwerk umgürtet. Diese Wohnungen haben für die Augen des Amerikaners etwas ganz eigenthümlich Friedliches und Anheimelndes. In der Front bildet das kleine Koralleneiland Moto=utu einen hübschen Vordergrund und dient dazu die Regelmäßigkeit der Linie des Hafens zu unterbrechen, indem es zu gleicher Zeit, dessen eigentliche Ausdehnung verdeckend, ihm das Aussehen eines größern Umfanges gibt, als er wirklich hat.

Der Zweck meines Besuchs in Papeiti war anfänglich der gewesen, die großen Häuptlinge mit aller Ceremonie an Bord meines Schiffes zu empfangen, wobei ihnen, dem Gebrauche gemäß, Geschenke gemacht werden. Allein bevor dieses geschah, wollte ich die Angelegenheit, welche von mir, wie im vorigen Capitel erwähnt, dem Rathe vorgelegt worden war, in Ordnung gebracht und entschieden wissen. Dieß geschah auch am 22 zu meiner Zufriedenheit, indem alle meine Forderungen bewilligt wurden. Ich bin überzeugt, daß die Häuptlinge in dieser Sache durchaus nur von dem Gefühle geleitet wurden, daß ich im Recht sey, und es freut mich, beifügen zu können, daß, wenn sich wirklich Beschwerden ergeben, man dieselben nur darzulegen

braucht, um, wenn anders eine Abhülfe in ihrer Macht liegt, sie von ihnen geleistet zu erhalten.

Auf meine Einladung besuchten Uata, welcher als der Stellvertreter der Königin erschien, die beiden Prinzessinnen Ninito und Taii und alle die ersten Häuptlinge nebst den fremden Consuln das Schiff, welches zu diesem feierlichen Empfange mit Flaggen geschmückt war. Ein Frühstück stand für sie bereit, und als sämmtliche Gäste Platz genommen hatten, fiel es mir auf, daß ich noch nie eine Versammlung so wohl beleibter Personen beisammen gesehen habe. Vor dem Beginne des Essens sprach einer der ältesten Häuptlinge das Tischgebet. Der Appetit war bei allen vortrefflich, und kein Gericht schien nicht nach Wunsch zu seyn. Sie waren alle sehr gut gestimmt, und benahmen sich mit einem Anstand, der uns überraschte. Sie waren in dem Genusse des Weines sehr vorsichtig, und es lag ihnen augenscheinlich sehr viel daran sich gut zu benehmen. Dieß war der Fall bei den vornehmeren Häuptlingen, welche, fünfzehn an der Zahl, eingeladen worden waren, aber außer diesen kam noch eine gleiche Anzahl ohne Einladung an Bord. Diese letztern suchten sich eifrigst Plätze an der gedeckten Tafel zu sichern, mußten aber denen von höherem Range weichen. Indeß wurde für sie eine zweite Tafel hergerichtet, wo sie Platz nahmen und allen Gerichten, die ihnen vorgesetzt wurden, volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die Verschiedenheit des Costümes der an diesem Bankett Theilnehmenden war in der That spaßhaft. Die Prinzessinnen waren in weiße Röcke, Schuhe, Strümpfe und Basthauben gekleidet, hatten aber ein sehr linkisches Aussehen darin und schienen eher Knaben in Weiberkleidern als Mädchen zu seyn. Einige von den Männern trugen vollständige Anzüge, Röcke, Westen und Beinkleider von verschiedenen Farben, andere hatten runde Matrosenjacken und wieder andere bloß Hemden und Beinkleider, aber alles zu eng und zu kurz. Einige besaßen schwarze Filzhüte von allen nur denkbaren Formen; andere hatten Strohhüte. Einige trugen Schuhe, andere wieder keine.

Paofai's Sohn erregte durch seinen höchst spaßhaften Anzug die meiste Aufmerksamkeit. Er trug nämlich ein rothes Leinwandhemd, dünne weiße Beinkleider, welche kaum bis über die Hälfte der Beine hinunterreichten, plumpe Schuhe, ohne Strümpfe

und einen blauen Tambourfrack, der überreich mit Scharlachtuch ausgeschlagen, dabei aber so eng und knapp war, daß man ihn durch keine Macht der Welt hätte zuknöpfen können. Um das Ganze zu krönen, baumelte ein alter hochkrempiger kegelförmiger Filzhut auf der Spitze seines Kopfes.

Nachdem das Essen vorüber war, begaben sich die Gäste auf das Verdeck, um da ihre Geschenke in Empfang zu nehmen. Um unliebe Scenen zu vermeiden, hatte man mir gerathen sie in Bündel zusammenzupacken und diese nach dem Range der Empfänger zu ordnen. Allein trotz dieser Vorsicht entspann sich eine lebhafte Berathung unter ihnen, und bei vielen zeigte sich die Lust ihre Geschenke gegenseitig auszutauschen. Dieß war besonders der Fall bei unserm alten Bekannten Taua und seinem Freund Otore, dem Exminister und früheren Günstling der Königin. Die für die Königin und die königliche Familie bestimmten Geschenke wurden dem Uata übergeben, der wie bereits erwähnt, als der Stellvertreter der insulanischen Majestät erschien.

Der eben genannte Otore ist nur ein unbedeutender Häuptling, war aber der Minister und Günstling gewesen, bis er wegen seiner unverbesserlichen Trunksucht entlassen wurde. Er wird für den größten Redner der Insel gehalten. Er und Taua sind gute Freunde. Beide befanden sich fast fortwährend an Bord der Schiffe, und sie wußten ihre Besuche so geschickt einzurichten, daß sie zur Frühstücksstunde entweder schon zu Tisch saßen oder, gierig einer Einladung wartend, herumlungerten. Obgleich von Anfang an willkommen, fiel doch dieser beiden und noch mehrerer anderer fortwährender Zuspruch bei den Mahlzeiten nachgerade beschwerlich, und an Bord des Peacock nahm man am Ende seine Zuflucht dazu, das Schiff während des Essens von Fremden zu säubern. Doch dieß kümmerte den Taua nicht im mindesten, und als wir Matavai verließen, war er so gütig nach Papeiti überzusiedeln, nur um seinen lieben Freunden nahe zu seyn.

Unter andern Besuchern bei dieser Veranlassung hatte ich auch die Ehre der Gesellschaft des Generals Freyre, vormaligen Präsidenten von Chili, der Taheiti zu seinem Aufenthaltsort gewählt hat. Es machte mir großes Vergnügen mit ihm bekannt

zu werden, besonders da ich ihm die neuesten Nachrichten aus seinem Vaterlande und aus Peru geben konnte, worauf er sehr begierig war. Er sprach viel von der Entbehrung, welche er durch die Trennung von seiner Familie und durch den Mangel an Gesellschaft leide, äußerte jedoch kein Wort der Klage gegen seine Feinde. Er wohnt in einer kleinen Hütte an dem Hafenstrand von Papeiti, wo er in hoher Achtung lebte; sein Wesen und sein ganzes Benehmen ist edel. Er ist groß und stark, von blühendem Aussehen und scheint etwa 55 Jahre alt zu seyn. Obgleich man sein politisches Benehmen vielfach verdammt hat, so kann ich doch die hohe Achtung bezeugen, die man in seinem Vaterlande für seinen Privatcharakter hegte.

Da Dr. Pickering und Hr. Couthouy sehr wünschten, noch einen Versuch zur Besteigung des Drohena machen zu dürfen, so bewilligte ich ihnen gern den längstmöglichen Urlaub, damit sie ihre Absicht ausführen könnten. Lewis Sacket begleitete sie als Dolmetscher, und zum Führer empfahl ihnen Hr. Wilson einen alten Mann, Namens Vahaore, der für die einzige noch lebende Person galt, welche die Spitze des Drohena schon besucht hatte. Diese Wahl war eine glückliche. Vahaore war in seiner Jugend ein großer Krieger gewesen und sein Aeußeres strafte diesen Ruf nicht Lügen. Er war von mittlerer Größe, mager, sehnig und hatte ein schönes Auge. Obgleich schon über 60 Jahre alt, hatte er doch fast noch kein einziges graues Haar. Sein Schritt war fest und seine Haltung aufrecht. In seinen Obliegenheiten legte er eine große Pünktlichkeit an den Tag, und er sprach selten etwas anderes, als was auf seine Verrichtungen Bezug hatte.

Nachdem die Führer gemiethet waren, brachten unsere Reisenden die Nacht in der nahe gelegenen Hütte eines Eingebornen zu, um frühzeitig aufbrechen zu können. Mit Tagesanbruch erschienen Vahaore und sein Sohn, beide mit Stricken versehen; als Grund, warum er seinen Sohn mitnehme, führte der alte Mann an, damit derselbe auch den Weg kennen lerne. Sie machten sich alsbald auf den Weg und hatten um 9 Uhr, nachdem sie sechs Meilen gemacht hatten, einen höhern Punkt als je auf ihrer frühern Expedition erreicht. Er lag etwa 3500 Fuß über dem Meere. Nachdem sie 1500 Fuß gestiegen waren,

fanden sie keinen Pfad mehr. Hier angekommen, machten sie eine Zeit lang Halt, um Landmuscheln zu sammeln, und sie fanden auch wirklich einige sehr interessante Arten von Helices, Patulas, Cyclostomas, Curocollas und Pupas. Hierauf setzten sie ihren Weg weiter fort, wobei der Begrücken allmählich schmäler wurde, bis sie einen Ort erreichten, wo zwei Menschen nicht neben einander vorbeikommen konnten, und sie zu beiden Seiten in einen 2000 Fuß tiefen Abgrund hinabblickten. Pflanzen, welche weiter unten nur klein waren, erhoben sich hier zu breitem und hohem Gebüsch; darunter wucherte an den beiden Wänden des Bergkamms namentlich üppig eine Species der Epacris, und ebenso auch baumähnliches, wohl 40 Fuß hohes Farrnkraut; eine andere Species sah man ferner, deren Zweige wohl 20 Fuß lang seyn mochten. Ihr Weg war durch verschlungenes Farrnkraut und starkes hohes Gras (Gleichenia), welches man ohne Messer oder Beil unmöglich beseitigen konnte, sehr beschwerlich. Sie waren jetzt 4500 Fuß hoch gestiegen, eine Höhe, welche nach der Versicherung des Führers weiße Männer noch nie zuvor erreicht hatten. Es war 2 Uhr, und da sich in der Nähe kein Platz fand wo sie lagern konnten, auch ebensowenig Aussicht vorhanden war einen zu finden, wo sie die Nacht hätten zubringen können, so bat sie Bahaore einen solchen suchen zu dürfen, was sie ihm auch gestatteten. Man schätzte die Entfernung bis zur Spitze des Bergs noch auf etwa sechs Meilen; sie zweifelten nicht daran, daß man sie erreichen werde, wenn man auf dem Bergkamm fortgehe, und sie hofften auch ihren Zweck zu erreichen, wenn die Zeit es erlauben würde. Der Tag war schön, und sie erfreuten sich des Anblicks des Bergs in seiner ganzen Ausdehnung. Er erschien ihnen so, als wäre er der Mittelpunkt, von dem aus die verschiedenen Höhenzüge der Insel in zehn oder zwölf Richtungen, sämmtlich tiefe und schmale Thäler einschließend, in welchen die Bergströme hinrauschen, nach der Küste hinziehen. Diese Thäler dehnen sich immer mehr aus, je näher sie der Küste kommen, und die Berge werden runder und leichter zugänglich.

Nachdem Bahaore einige Zeit lang den Boden ringsum untersucht hatte, erinnerte er sich an einen Platz, wo sie die Nacht zubringen könnten und der nicht allzu weit entfernt war. Er

begann daher augenblicklich einen Weg zu bahnen, der eine Viertelmeile weit an dem Rande der Höhe fortführte. Sodann erreichte er einen Platz, von wo aus man den Abhang sollte hinabsteigen können, der aber allem Anschein nach eben so mühselig und beschwerlich war wie alle welche sie zuvor sich ausersehen hatten. Sie machten übrigens doch den Versuch, und erreichten nach mühseligem Klettern den Ort, welchen sie gesucht hatten, gegen Sonnenuntergang. Sie mochten etwa 2000 Fuß tief hinabgestiegen seyn, wobei sie von einem Baum zum andern springen und einander zum Theil an Stricken über zwölf Fuß hohe Felsen hinunter lassen mußten. Am Fuße des Bergs lag das erste Thal, und sie befanden sich in Wäldern von wilden Bananen (Fahies).

Bald war eine Hütte am Ufer eines wildströmenden Waldbaches errichtet, in welchem Vahaore zu seinem Vergnügen Aale fing, ein Geschäft, in welchem er sehr erfahren war und das er auf folgende Weise ausführte. Er hatte einen kleinen Wasserbehälter am Fuße des Felsen gefunden, in welchem ein Fisch verborgen war. Nun legte er mitten in dieses Bassin hinein einen flachen Stein, begann das Wasser mit den Händen auszuschöpfen und scheuchte den Fisch auf, der unter dem Stein Schutz suchte. Sobald er ihn nun darunter wußte, suchte er ihn vorsichtig mit der Hand zu fangen, und schleuderte ihn durch einen plötzlichen Ruck 30 bis 40 Fuß weit ans Ufer, wo er ihn mit leichter Mühe dann vollends in Sicherheit brachte. Auf diese Art fing er zwei Aale, fast vier Fuß lang und beinahe so dick wie Mannsarm. Die Fische wurden nicht abgehäutet, sondern nur sorgfältig gereinigt und gewaschen, in Blätter gewickelt und auf die bekannte polynesische Weise gekocht. So zubereitet schmeckten sie sehr gut.

Der Gedanke die Bergspitze zu besteigen wurde jetzt aufgegeben, und am Morgen trat die Gesellschaft den Rückweg nach der Küste an. Gegen 9 Uhr machte man Halt, um wieder verschiedene Gegenstände zu sammeln, während Vahaore wieder aufs Fischen ausging und nochmals drei Aalen fing, welche auf dem Rücken olivengrün waren — eine Farbe, die gegen den Bauch zu sich in schmutziges Weiß verwandelte.

Früh am Nachmittag erreichten sie das untere Thal, in welchem der etwa zwanzig Yards breite und zwei bis drei Fuß tiefe Fluß Pappiamatia fließt. Etwa fünf Meilen von der Küste entfernt kamen sie an einer Reihe Basaltsäulen vorbei, die eine Viertelmeile lang seyn mochte. Der auf dem östlichen Ufer des Flusses sich erhebende Basaltfelsen ist eine senkrechte Wand und bildet 150 Fuß hohe Säulen, mit vier bis sieben Seiten und 9″ bis 2′ im Durchmesser. Der Höhenzug, an dessen Fuß man ihn fand, mag etwa 2000 Fuß hoch seyn. Mit Sonnenuntergang langten die Reisenden wieder in der Matavai-Bay an.

Diese Excursion gab weit mehr Aufklärung über die geologische Bildung der Insel, als man zuvor erhalten hatte. Sie ist ausschließlich vulcanisch, und die Felsen bestehen entweder aus compactem Basalt oder aus Conglomerat von Basalt und Tuffsteinen, obgleich es weder einen thätigen Vulcan noch einen deutlich ausgeprägten Krater gibt, wenn man nicht den Waiherea-See als einen solchen betrachten will. Durch diese Felsen hin sind Olivin und Augit vielfach vertheilt; an einigen Stellen fand sich auch zellenförmige Lava, aber weder Bimsstein noch Obsidian. Quarz und Glimmer bemerkte man nicht, ebensowenig kohlensauren Kalk, ausgenommen in der Gestalt von Korallenfelsen. Es besteht keine Conformität zwischen den Felsen im Mittelpunkt der Insel und denen, welche sich an den meisten Orten einige Meilen von der Küste entfernt nach innen zu ausbreiten. Die erstern sind gemeiniglich compact von säulenförmiger Bildung und haben nicht den Anschein horizontaler Schichtung; die letztern erheben sich dagegen in horizontalen Lagen, und bestehen aus schlackenartiger poröser Lava. Uebrigens bemerkte man nicht nur in den Bergen, sondern auch nahe bei der Seeküste vielfache Gänge, welche eine Breite von drei bis sechs Fuß hatten.

Alle Felsen auf der Insel scheinen einer raschen Zersetzung entgegenzugehen. Selbst an solchen Orten, wo sie, nach dem bloßen Anblick zu urtheilen, ihre ursprüngliche Form scharfer Kanten und Spitzen beibehalten haben, fand man sie einen Fuß tief und darüber so weich, daß sie in der Hand zerbröckelten. Die dadurch entstandene Erde unterscheidet sich der Farbe nach von dem Indianer Roth durch einen leichten Ocker-

anflug; deßhalb liegt auch über vielen Felsen eine Art rother Hauch, und ein Höhenzug unmittelbar hinter Papeiti erhält von diesem Aussehen seinen Namen (Rothe Berge). Dieser zersetzte erdige Stoff, mit der üppigen sich gleichfalls wieder zersetzenden Vegetation eines tropischen Himmels vermischt, bildet, wie man sich leicht vorstellen kann, einen Boden von der größten Fruchtbarkeit, der sich für jeden Anbau gleich gut eignet. In den höhern Lagen hat der zersetzte Boden den Charakter des Thons, und wird bei nassem Wetter schlüpferig und schmierig; in den niedern Lagen dagegen ist er mit Kalk gemischt, der sich aus Korallen und Muscheln gebildet hat, was ihn noch fruchtbarer macht.

Eisen gibt es überall in Menge, in den Bergen in solcher Ausdehnung, daß die Compasse wegen der großen örtlichen Anziehung, welche auf sie einwirkt, nur wenig nutzen; und an dem Ufer bestand der Sand zum Theil aus Eisen, das durch den Magnet ausgeschieden werden konnte. In der Nähe der Küste entspringt Wasser aus zahlreichen Quellen, unter welchen jedoch keine warme gefunden wurde; auch erfährt man nicht, daß es je solche gegeben habe.

Papeiti, in dessen Hafen wir zu dieser Zeit gerade lagen, ist eine der größten Ortschaften der Insel, die gewöhnliche Residenz der Königin und der Aufenthaltsort der fremden Consuln. Auch die fremden Ansiedler wohnen meist hier. Unter allen Wohnungen besitzen jedoch nur die königliche Residenz und das Haus des Hrn. Pritchard den Luxus von Glasfenstern. Die Häuser der Fremden liegen am Strande zerstreut, oder sind unmittelbar hinter demselben gebaut.

Die Bay von Papeiti ist die sicherste, und ihr Hafen gewährt die meisten Vortheile zur Ausbesserung und Versorgung der Schiffe an allem, was die Insel hervorbringt. Für den erstern Zweck baut man eine Werfte und ein Waarenhaus, welche gegen Mithzins benützt werden können. Wir gebrauchten sie zehn Tage lang und bezahlten dafür 30 Dollars. Ein Tender wurde auf die Werfte gehoben und die Ausrüstung in dem Waarenhause untergebracht. Ebenso werden gewisse Schiffsvorräthe und allerlei Kleinigkeiten vorräthig gehalten, um sie an die Schiffe zu verkaufen, welche den Hafen besuchen. Die meisten

kaufmännischen Geschäfte Taheiti's werden hier abgemacht. Jährlich besuchen gegen 60 Schiffe den Hafen, von denen die meisten Wallfischfänger, die übrigen aber zufällig vorbeisegelnde Kauffahrer oder ausdrücklich für hier bestimmte Handelsschiffe aus Neusüdwales sind. Die letztern bringen Baumwollzeuge, welche sie gegen Zucker, Molassen, Pfeilwurz und Cocosnußöl eintauschen. Man schätzt den Werth der Ausfuhr in dieser Richtung auf etwa 35,000 Dollars. Zu einer gleichen Summe berechnet man den Betrag der eingeführten amerikanischen Manufacte, welche auf vorbeisegelnden Schiffen von der Küste Südamerika's hieher gebracht werden, und eben so bezahlt man die unsern Wallfischfahrern gelieferten Gegenstände meist mit amerikanischen Waaren.

Eine erst kürzlich veranstaltete Zählung gibt für die Bevölkerung Taheiti's 9000 und für die Eimeo's 1000 Köpfe an. Vergleicht man diese Zahlen mit den Schätzungen der Seefahrer, welche diese Inseln zuerst besuchten, so müßte eine ungeheure Abnahme der Bevölkerung stattgefunden haben. Die ersten Berechnungen waren aber auf irrige Voraussetzungen gegründet und viel zu hoch; es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß die Bevölkerung in diesem Zwischenraum bedeutend gefallen ist. Diese Verminderung kann theilweise der immer noch nicht ganz unterdrückten alten Sitte des Abtreibens der Leibesfrucht, theilweise den neuen, von auswärts eingeschleppten Krankheiten und den durch die Fremden ihnen mitgetheilten Uebel, theilweise auch dem Uebergange von dem wilden Naturzustand zur Civilisation zugeschrieben werden. Welches nun auch die Ursachen in den ersten Jahren nach dem Besuche der Europäer gewesen seyn mögen, in den letzten 30 Jahren ist die Bevölkerung fast stationär geblieben, und die Todesfälle und Geburten heben sich beinahe auf. Einer der ältesten Missionäre sagte mir, daß, obgleich er eine große Veränderung in dem Charakter und den Sitten des Volkes erlebt habe, er doch keine solche in Bezug auf die Menge der Bevölkerung habe bemerken können.

Taheiti scheint nicht von vielen Krankheiten heimgesucht zu seyn. Einige wurden von fremden Schiffen eingeschleppt, darunter namentlich die Lustseuche, von der die Eingebornen viel leiden, da sie kein Heilmittel kennen, um den Verheerungen

derselben Einhalt zu thun und sie ebensowenig zu behandeln verstehen. Im Hinblick auf diesen Umstand fiel mir der Mangel eines Arztes bei dem Missions=Etablissement als ein Beweis der Nachlässigkeit von Seiten der Vorsteher desselben auf; noch mehr aber war ich erstaunt zu erfahren, daß die Londoner Gesellschaft gar keinen Arzt verwende und anstelle. So kommt es, daß die Eingebornen nicht bloß der Wohlthaten beraubt sind, welche man ihnen so leicht hätte bieten können, sondern daß die Missionäre selbst gezwungen sind die ärztliche Hülfe aus ihrem eigenen Beutel zu bestreiten, wenn sie sich solche überhaupt verschaffen können, denn zu Zeiten sind sie ohne alle Aerzte. Dieß war gerade zur Zeit unserer Ankunft der Fall, wo ein Arzt, welcher vorher auf der Insel gewohnt hatte, eben abgereist war. Die Folgen der Unmäßigkeit im Genuß vom Spirituosen und von Ava sollen auch schon vielen Einwohnern das Leben gekostet haben. Secundäre Syphilis ist in vielen Fällen sehr gefährlich, allein ihre Mäßigkeit im Essen, ihre meist vegetabilische Kost und ihre einfache Lebensweise, mit häufigen Waschungen verbunden, tragen viel dazu bei diese Krankheit zu mildern. Das fortwährende Vorherrschen derselben sowohl als die besondere Gefährlichkeit der einzelnen Fälle werden dem unordentlichen Gebrauch des Queckſilbers zugeschrieben, das von einem Arzte verordnet wurde, der gewohnt war dasselbe in ganz ungemessenen Quantitäten den Angesteckten zu verabreichen, denen die Natur und die Folgen dieses Heilmittels völlig unbekannt waren.

Seit wenigen Jahren hat die Bodencultur einen großen Umschwung durch die Einführung der Guava erlitten, welche jetzt auf der ganzen niedern Ebene wuchert. Durch sie hat nicht bloß die Weide gelitten, sondern ihren zerstörenden Wirkungen werden auch vielfache Uebel zugeschrieben. Zehn Jahre bevor wir die Insel besuchten, um welche Zeit die Guava von den Missionären eingeführt wurde, war die Ebene von der See an bis zu dem Fuße der Hügel mit einem frischen Grün bedeckt, jetzt aber ist sie mit einem fast undurchdringlichen Gebüsch überwachsen, vor welchem alle übrigen Pflanzen verschwinden. Ich bin übrigens geneigt zu glauben, daß, obwohl die Eingebornen diesen Baum jetzt als einen wahren Fluch ansehen, er doch noch eine Wohlthat für sie seyn und sie zur Thätigkeit veranlassen

wird, wenn sie ihn ausrotten müssen, um Platz für ihre Zucker=rohr=, Baumwoll= und Indigo=Pflanzungen zu erhalten. Diese Producte gedeihen auffallend gut, können mit geringen Kosten gebaut werden und stehen nach einigen Jahren gewiß in großer Nachfrage.

Wir hörten auch, der Cocosnußbaum habe abgenommen, allein bei näherer Erkundigung wurde dieser Angabe widerspro=chen. Dagegen ist es ohne Zweifel der Fall, daß sich der Brodfruchtbaum in letzterer Zeit vermindert hat; der Samen soll auf Taheiti häufig nicht keimfähig seyn, weßhalb der Anbau auf diese Weise in der letztern Zeit vernachlässigt wurde, und in Folge hievon die auf andere Weise gezogenen Pflanzen weni=ger fruchtbar waren. Das Holz des Brodfruchtbaums wird zu mannichfachen Zwecken gebraucht. Während wir in Taheiti waren, hatte die Frucht gerade nicht die Zeit ihrer Reife.

Im Innern fand man wildes Zuckerrohr, das gewöhnlich in Büschen wuchs, aber eine so geringe Höhe erreichte, daß man es nur schwer erkennen konnte. Die künstlich gepflanzte Art stammt von dieser ab, erreicht aber gleichfalls nur eine geringe Höhe. Die Früchte welche wir reif antrafen, waren Drangen, Limonen, Citronen, Pumpelnüsse, Ananas, Papayas, Bananen, Feigen, Fahies und Cocosnüsse. Die sechs erstge=nannten Gattungen sind erst seit Cook's Zeit eingeführt. Die Gemüsearten sind süße Kartoffeln (convolvulus), Yams von gerin=ger Größe, Taro (Caladium esculentum), der Affenbrodbaum (Caladium macrorhizon), Rüben, Zwiebeln und Lauch; allein gewöhnliche Kartoffeln werden keine gebaut. Ich gab Herrn Wilson einige Stück von der gelben peruvianischen Kartoffel (Pa-pas amarillas), allein er sagte mir, daß alle ihre Versuche diese Frucht in den Niederungen zu bauen, fehlgeschlagen seyen. Die Tacca, aus welcher die Pfeilwurzel bereitet wird, wächst in großer Menge, aber wir bemerkten nicht, daß sie künstlich ge=pflegt werde. Bei den botanischen Untersuchungen war der Um=stand merkwürdig, daß man keinen einzigen Papiermaulbeer=baum (Broussonetia) fand, obgleich frühere Besucher von ihm als dem Baum sprachen, aus welchem ihre Kleider gemacht werden. Es herrscht eine große Abwechslung von schönen Stau=dengewächsen und mannichfaltigen aromatischen Pflanzen, welche

von den Eingebornen benutzt werden, um dem Cocosnußöl einen Wohlgeruch zu geben. Der Tutui=Baum (Aleurites triloba), dessen Nuß man zum Tättowiren benützt, ist auf der ganzen Insel sehr gewöhnlich. Tabak wächst nur in geringer Menge. Hr. Henry sagte mir, daß die Trauben auf der Südseite der Insel sehr gut gedeihen. Der Arbeitslohn beträgt zwei bis vier Dollars für den Monat, aber für gelegentliche Geschäfte bezahlt man gewöhnlich fünfzehn Cents im Tag. Wilde Schweine sollen sich in der Bergregion sehr zahlreich finden, allein unsere Expeditionen trafen nie welche an. Viele Personen auf der Insel besitzen Pferde, und auch Ziegen sieht man. Hunde und Katzen gibt es im Ueberfluß. Die Insel ist mit Rindvieh reichlich versehen; man läßt dasselbe frei herumlaufen und treibt es meist in die Nähe der Berge, wo es sich seine Weide suchen muß, die in den Niederungen wegen des immer mehr um sich greifenden dichten Guavagebüsches sehr selten wird.

Nach der Abfahrt des Vincennes erhielten einige Herren des Peacock von dem Capitän Hudson einen fünftägigen Urlaub, um den Berg Aorai zu besteigen. Sie begannen dieses Unternehmen unmittelbar hinter Papeiti, und am Mittag des zweiten Tags waren sie auf einer Höhe von 5000 Fuß angelangt, wo sie auf einer etwa 12 Fuß im Gevierte haltenden Plattform standen. Von hier aus blickten sie östlich 2000 Fuß tief in das Matavai=Thal, westlich dagegen eröffnete sich eine etwa 1000 Fuß tiefe Schlucht, welche in das Toanoa=Thal mündet, gegen Süden war die Plattform, auf welcher sie standen, durch einen schmalen Rücken mit dem Berg Aorai verbunden, von dem sie dem Anschein nach nur noch eine kurze Entfernung trennte. Auf diesem Platze mußten sie die Nacht zubringen, in einem dicken Nebel, während dessen die Führer sie nicht weiter bringen wollten, indem sie sich weigerten den gefährlichen Pfad zu verfolgen, bis die Wolken sich verzogen haben würden.

Am nächsten Morgen war das Wetter klar und hell, und sie setzten ihren Weg den Berg hinauf längs der Kante eines Bergrückens fort, der nicht mehr als zwei bis drei Fuß breit war und neben dem sich zu beiden Seiten ein 2000 Fuß tiefer Abgrund hinzog. Von diesem Höhenrücken gegen Süden erschien der Aorai als eine kegelförmige Spitze, allein wie man näher

kam, bewies er sich als eine Bergwand, deren Abfall gegen die Reisenden gekehrt war. Der einzige Zugang war gleichfalls wieder ein schmaler Pfad zwischen Abgründen, welche an Jähe noch diejenigen übertrafen, welche sie bereits passirt hatten. Die Breite des Kamms überstieg selten zwei Fuß, und manchmal saßen sie auf demselben wie auf einem Pferd, oder mußten auf Händen und Füßen auf demselben hinkriechen und sich dabei an den Zweigen der hier wachsenden Gebüsche halten. Endlich erreichten sie die Höhe, wo sie kaum Platz fanden um sich umzuwenden. Der Bergrücken zog sich noch auf eine kurze Entfernung unter ihnen hin, wurde dann aber plötzlich durch das Punaania-Thal quer abgeschnitten.

Von dem Gipfel des Aorai hatten sie eine prachtvolle Aussicht. Gegen Süden wurde sie in kurzer Entfernung durch die Spitzen des Orohena und Pitohiti begränzt, deren steile Wände aus dem unter ihnen liegenden Thale sich erhoben, gegen Osten hatten sie die rasche Abwechslung von Höhenzügen und Schluchten, welche die Landschaft in Taheiti charakterisiren; nach Westen hin erhoben sich, indem der Blick über eine ähnliche Reihenfolge zerklüfteter Höhenzüge hinschweifte, die Eilande Eimeo und Tetuaroa in kühnen Umrissen aus der sie umwogenden See; gegen Norden lag die Ebene, auf welcher Cocosnuß- und Drangewäldchen in malerischen Gruppen zerstreut waren, weiter hin der Hafen mit den vor Anker liegenden Schiffen und als Schlußpunkt des Ganzen die öden Korallenriffe. Auf eine kurze Entfernung unter der Spitze des Aorai liegt eine Masse von Thürmchen und zinnenartig geformten Felsen, wegen ihrer seltsamen Gestalt die Krone genannt, auf einer kleinen Bergplatte. Mit Ausnahme der Ebene an der Küste sieht man kein anderes Flachland als die Ebene von Punaania, welche von der von Matavai durch eine gegen Orohena zu sich erstreckende Bergkette geschieden wird.

Nur wenige von der jetzigen Generation der Eingebornen waren auf dem Gipfel des Aorai; ihre Fußpfade führen hier, wie auch an andern Plätzen nicht über die wilden Bananenwälder hinaus. Jenseits der Höhe, in welcher sie hauptsächlich wachsen, ist der Boden meist mit drathartigem Gras (Gleichenia) bedeckt, welches an manchen Orten eine Höhe von zehn Fuß

erreicht und fast überall völlig undurchdringlich ist. Wenn es nicht zu hoch war, so brachen sich unsere Reisenden dadurch Bahn, daß sie sich der ganzen Länge nach auf dasselbe hinwarfen; war es aber länger, so brachen oder schnitten sie die steifen Stengel ab, bis sie sich einen Weg durch das Dickicht gebahnt hatten, in das fast nie das Licht einzudringen vermag. Der Mangel an Wasser, das man nach einigen Tagen trockenen Wetters selbst in den höheren Thälern selten findet, war für sie noch eine weitere Unbequemlichkeit, und wir empfehlen künftigen Reisenden, in den Bergen von Taheiti dagegen sich vorzusehen. Die Gesellschaft litt von diesem Uebelstande so sehr, daß sie sich glücklich fühlte den Thau von den Blättern aufschlürfen zu können.

Hr. Dana berichtete, daß der Besuch des Aorai einen bisher zweifelhaften Punkt über die Geologie der Insel schließlich feststelle. Er fand nämlich auf dessen Gipfel weder Korallen noch Muscheln, welche, leeren Gerüchten zufolge, sich auf den Bergspitzen Taheiti's vorfinden sollten. Wer immer die Insel besuchte, hat ohne Zweifel gehört, daß es solche Formationen in diesen luftigen Regionen gebe, allein diese Nachricht stützt sich bloß auf die Autorität der Eingebornen.

Beim Niedersteigen vom Berg Aorai folgten die Reisenden der westlichen Seite des Thales Papoa auf einem schmalen Gebirgsrücken, dem ähnlich, auf welchem sie heraufgestiegen waren. Nachdem sie zwei Stunden gegangen waren, erreichten sie eine kleine Ebene, welche mit jäher Neigung zu einem schmalen Rücken nackter Felsen abfiel. Ueber diese mußten sie auf Händen und Füßen hinüber rutschen und dabei die größte Vorsicht anwenden, um nicht von dem Felsen abzuglitschen, der an manchen Stellen über einem tiefen Abgrunde hing. Hierauf folgte eine 25 Fuß tiefe senkrechte Bergwand, an der sie sich vermittelst Seilen hinabließen; aber nachdem dieses Hinderniß glücklich überstanden war, hatten sie auf ihrem weitern Wege keine Gefahren mehr zu überstehen und legten denselben mit aller Sicherheit zurück.

Der Gewerbsfleiß Taheiti's ist von geringen Belange. Dahin gehört die Gewinnung von Pfeilwurz aus der Tacca pennatifida, womit sich ein Theil der Bevölkerung beschäftigt. Auch Cocosnußöl wird gemacht und in Bambusgefäßen aufbewahrt.

Man mischt es häufig mit wohlriechenden Kräutern, und dann verwenden es die Eingebornen, um damit ihre Haare und den Leib einzuölen. Auch zum Brennen in Lampen wird es benützt, und in ziemlicher Menge ausgeführt. Die Lampen, welche die ganze Nacht über in den Hütten brennen, werden aus der Schale der Cocosnuß gemacht. Das Zuckerrohr beginnt allmählich Aufmerksamkeit zu erregen; auch wurden schon einzelne Versuche zur Cultivirung und Bereitung des Indigo gemacht. Die Verfertigung von Stroh und Basthüten ist eine Lieblingsarbeit der Weiber, seit ihre frühere Beschäftigung, die Bereitung der Tapa, durch die Einführung europäischer Stoffe Noth gelitten hat.

Ehe ich meine Bemerkungen über Taheiti schließe, halte ich es für meine Pflicht noch einige Worte in Bezug auf die Verletzung der Landesgesetze durch manche Schiffe, welche hier anlegen, und unter denen sich, wie ich zu meinem großen Bedauern bekennen muß, auch solche befinden, welche die Flagge der Vereinigten Staaten führen, zu sagen. Ich habe hier hauptsächlich die Zügellosigkeit im Auge, welcher sich die Schiffsmannschaften meist ungestraft hingeben dürfen, und an welchen sich sogar selbst die Masters und Officiere nicht selten betheiligen, indem sie ihre Schiffe zu Bordellen machen. Ebenso haben sie keine Skrupel den Eingebornen geistige Getränke auszutheilen, obgleich sie wissen, daß dieß einem am Ufer mit der größten Strenge aufrecht gehaltenen Gesetze der Insel geradezu entgegen ist. Ein solches Benehmen gibt nicht selten Veranlassung zu Zwistigkeiten, welche den Interessen der Fremden sehr schädlich sind. Allein dasselbe erscheint noch weit beklagenswerther, wenn man seinen zerstörenden Einfluß auf das Volk betrachtet, dessen Gastfreundschaft sie sich zu erfreuen haben, und als ein Verfahren, das in den Häfen einer civilisirten Nation niemand sich zu erlauben oder zu vertheidigen wagen würde. Das Beispiel dieser Besucher äußert sich höchst verderblich auf die Eingebornen, verzögert ihren Fortschritt in der Cultur, und legt den lobenswerthen Bemühungen der Missionäre zahllose Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg. Wer nicht selbst Zeuge war, kann sich keinen Begriff davon machen, zu welcher Ausdehnung der Verkauf von Spirituosen nicht bloß in Taheiti, sondern auf allen Inseln Polynesiens gediehen ist. Ich bin überzeugt, daß wenn die Eigenthümer der

Schiffe, welche sich mit diesem Geschäfte befassen, den Handel selbst mit ansehen würden und eine richtige Einsicht in ihre eigenen Interessen hätten, sie den Verkauf dieses verderblichen Artikels untersagten und dessen Transport durch ihre Schiffe verböten.

Am 25 Septemper segelte der Vincennes aus dem Hafen von Papeiti nach der Insel Eimeo ab. Die Entfernung zwischen dem Riff der Letztern und dem Taheiti's beträgt, nach dem Log gemessen, zehn Meilen. Eimeo bietet von Taheiti aus einen reizenden Anblick dar, und seine Schönheit erhöht sich noch, wenn man näher kömmt. Man kann seine Hügel und Berge, ohne die Einbildungskraft allzusehr zu Hülfe zu nehmen, mit Zinnen, Säulen und Thürmen vergleichen, welche sich übereinander erheben. Ihre grauen Wände sind hie und da von einer grünen Vegetation unterbrochen, die aus einer gewissen Entfernung dem schönsten Epheu ähnlich sieht. Der Hafen von Talu ist eine etwa drei Meilen tiefe Bay in einem Thale, das ringsum von steilen, an manchen Stellen bis zu einer Höhe von 2000 Fuß sich erhebenden Felswänden eingeschlossen ist. An seinem obern Ende befindet sich eine ausgedehnte Strecke reichen Alluvialbodens, der jetzt mit Zuckerrohr angepflanzt und mit Bäumen, Gesträuch und andern malerischen Gewächsen bedeckt ist. Das Schiff lag gerade unter einem hohen Berge zur Linken vor Anker, im Gegensatz zu welchem seine Dimensionen wie die einer Nußschale erschienen.

Ich hatte Briefe für den ehrw. Hrn. Simpson, der als Missionär auf Eimeo stationirt ist; als wir landeten, ging er uns bis an den Strand entgegen und empfing uns auf die herzlichste Weise. Er und seine Gattin haben die Aufsicht über eine Schule für die Kinder der Missionäre und achtbarer weißer Eltern; diese werden von den Kindern der Eingebornen ganz abgesondert gehalten. Als Grund für diese Abscheidung wird angeführt, daß die Gefahr, die erstern möchten unpassende Ideen bekommen, so groß sey, daß jede Gemeinschaft mit den letztern strenge vermieden werden müsse. Dieß mag, so weit es die weißen Kinder anbelangt, eine kluge Vorschrift seyn, obwohl ich bezweifle, daß sie von gutem Einfluß auf deren Gemüth seyn wird, wenn sie ihr Leben auf den Inseln zubringen sollen. Sie

werden sich nämlich dadurch angewöhnen, auf die Eingebornen als auf niedrigerer Stufe stehende Menschen herabzublicken, was für beide unausbleiblich von unheilvollen Folgen seyn muß. Diese Absonderung wird so weit getrieben, daß von weißen Männern mit eingebornen Frauen gezeugte Kinder, selbst wenn die Eltern in der gesetzlichen Ehe leben, in diese Schulen nicht zugelassen werden, weil, wie sie sagen, sie ihre Kinder durch den Verkehr mit solchem Mischblut nicht befleckt sehen möchten. Demselben Grundsatze gemäß haben sie auch, wie bereits erwähnt, ein Gesetz hervorgerufen, das die Ehen zwischen Weißen und Eingebornen verbietet. Dieß ist, ich muß es gestehen, die schlimmste Erscheinung, welche mir in der Missionsanstalt auffiel, und ich wundere mich nun nicht mehr über den Charakter der von Missionär-Eltern auf Taheiti erzeugten Kinder, wie ich ihn in einem frühern Capitel der Wahrheit gemäß schildern mußte. Die Missionäre sehen jetzt ein, daß es ihre Pflicht ist, ihre Zeit und ihre Aufmerksamkeit der Jugend zu schenken, und darum langten auch erst kürzlich Herr und Frau Howe aus England an, um eine Kinderschule zu errichten. Sehr zu bedauern ist daß die Schulen für Handwerker, aus welchem Grunde konnte ich nicht erfahren, aufgegeben worden sind. Mehrere Eingeborne, welche in denselben unterrichtet wurden, hatten Kenntnisse von dem Zimmerhandwerk und versorgten die Schiffe mit ziemlich guten, von ihnen selbst gesägten Brettern.

Die Bewohner Eimeo's haben vor denen Taheiti's insoferne einen Vortheil voraus, als sie von dem Einflusse des bösen Beispiels frei sind. Viele von ihnen legen Betriebsamkeit an den Tag und haben ein richtiges Gefühl für die Wohlthaten, welche sie den Missionären verdanken, von denen sie auch, wenn immer die Rede darauf kömmt, als von Freunden sprechen.

Eimeo hat wo möglich eine noch zerklüftetere Oberfläche als Taheiti, und mehr einzelne Bergspitzen. Seine Scenerie ist wild, selbst in Vergleich mit der von Taheiti, hauptsächlich an der Küste, wo sich Berge oft in einer Höhe von 2500 Fuß plötzlich und senkrecht aus dem Wasser erheben. Das Felsenriff, welches Eimeo umgibt, ist dem von Taheiti ganz ähnlich, und wie dort, so kann man auch hier auf der Außenseite desselben nicht Anker werfen. Schwarze poröse Lava gibt es in Menge, und man findet in den

zerklüfteten Bergzügen Höhlen, unter welchen hauptsächlich eine merkwürdig ist, weil der Sage nach der Gott Oru seinen Speer durch dieselbe gestoßen haben soll.

Holz und Wasser gibt es im Ueberfluß, aber in Beziehung auf andere Schiffsbedürfnisse ist dieselbe als Anhaltspunkt nicht geeignet, denn es würde zu einer und derselben Zeit wahrscheinlich nicht mehr als Ein Schiff frische Lebensmittel finden. Deßwegen ist die Insel auch selten besucht, und es werden ihre überflüssigen Producte zum Verkauf nach Taheiti gebracht. Nichtsdestoweniger sind die Handelsartikel auf Eimeo eben so theuer wie auf Taheiti.

Die Einwohner von Eimeo wohnen an der Küste, und auf der Südseite der Insel befinden sich mehrere große Dörfer, in deren einem, mit Namen Afareaitu, der hochw. Hr. Hale, von dessen erst kürzlich erfolgter Ankunft bereits gesprochen wurde, seinen Wohnsitz nehmen wird.

Wie schon weiter oben erwähnt, ist der Alluvialboden an dem obern Ende des Hafens von Talu zu Zuckerpflanzungen verwendet. Das Zuckerrohr ist von der bessern Gattung, und das Klima seinem Fortkommen sehr förderlich. Die Pflanze ist auch in der That einheimisch, und bekanntlich wurde eine Art derselben, welche man in Taheiti fand, mit Vortheil in Westindien eingeführt. In Eimeo werden die Spitzen häufig von den Ratten angefressen, und es ist sehr schwierig dieselben vor Beschädigung zu schützen, weßhalb die Eigenthümer solcher Pflanzungen auch meist sich voll Verzweiflung darüber äußern. Allein trotzdem beträgt der jährliche Ertrag der Ernte gegen 100 Tonnen. Kaffee, Baumwolle und alle übrigen tropischen Pflanzen gedeihen in Eimeo sehr gut, und die Menge der hier verfertigten Tapa ist im Verhältniß größer als in Taheiti.

Indem ich Eimeo verließ, sagte ich den taheitischen Eilanden Lebewohl, allein ich kann den ihnen gewidmeten Theil dieses Werkes nicht schließen, ohne nochmals das Vergnügen auszusprechen, welches mir und meinen sämmtlichen Officieren aus dem Umgange mit den Missionären erwuchs, und unsern Dank für die Gefälligkeiten auszudrücken, welche sowohl sie wie andere Ansiedler uns erwiesen. Unter denen, welchen wir verpflichtet sind, kann ich nicht unterlassen Georg Pritchard, Esq., den

brittischen Consul, zu nennen, von dessen eifrigen Bemühungen die Wohlfahrt des Volkes zu befördern und die Regierung in ihrem Streben für dessen Bestes zu unterstützen, ich mich zu überzeugen volle Gelegenheit hatte. Es ist nur zu bedauern, daß gerade diese seine Thätigkeit, auf mancherlei Weise für das Beste der Gemeinde zu wirken, in welcher er wohnt, die wahrscheinliche Ursache lieblosen und ungegründeten Tadels seyn mochte, der, wenn auch nicht gerade aus positiv böser Absicht, doch aus einem weniger aufgeklärten oder weniger feurigen Eifer entspringt.

Achtes Capitel.

Tutuila im Jahre 1839.

Am 29 September mit Tagesanbruch gingen wir bei Nord- und Ostwind unter Segel, indem wir an der Gruppe der Gesellschaftsinseln, nämlich an den Eilanden Sir Charles Saunders', Huaheine, Tahoa, Borabora, Maufili und Moutoiti vorbei gen Westen schifften. Am 30 erreichten wir die Bellinghausen-Insel, ein niederes Koralleneiland, ähnlich denen welche wir bereits beschrieben haben. Sie war unbewohnt, von dreieckiger Form und hatte den gewöhnlichen Pflanzenwuchs, mit Ausnahme der Cocosnuß-Palmen. Wir landeten auf ihr und machten magnetische Versuche.

Vögel gab es in Menge, und sie waren so zahm, wie auf andern unbewohnten Inseln, die wir schon besucht hatten. Eidechsen oder Ratten dagegen bemerkten wir keine, und ebenso sahen wir nicht die gemeine Fliege. Bei der Ebbe war keine Einfahrt in die Lagune, aber die Fluth strömte über das Riff hinein. Während der Zeit unseres Aufenthalts auf der Insel fiel und stieg das Meer durch die Ebbe und Fluth um zwei Fuß, und um 8 Uhr Morgens hatten wir den hohen Wasserstand. Wir fingen hier viele Arten von Fischen.

Nachmittags segelten wir wieder weiter nach Westen gegen die Insel Rose zu, und am 6 October kamen wir nahe an dem Punkte vorbei, wo die Royal-George-Shoal-Insel liegt, sahen aber nichts von ihr. Am 7, welches der für unser Stelldichein bei der Insel Rose bestimmte Tag war, bekamen wir dieselbe zu Gesicht und entdeckten zugleich das Schiff Porpoise. Dasselbe war an der Nairsa oder Dean's-Insel vorbeigefahren und hatte dieselbe zugleich mit den Eilanden Krusenstern und Lazareff untersucht. Die beiden letztern sind unbewohnt, werden aber gelegentlich von den Eingebornen der Insel Nairsa besucht. In der Gegend, wo die Recreation-Insel liegt, kamen wir vorbei, bemerkten aber kein Zeichen von Land.

Die Rose-Insel, die östlichste der Samoa-Gruppe, wurde von Freycinet entdeckt, der ihr auch ihren Namen gab. Sie erscheint zuerst als ein runder Knollen Land, allein wenn man näher kommt, so sieht man, daß dieß von einer großen Masse Pisonia-Bäumen herrührt, ähnlich denen welche in dem niedern Archipel wachsen. Sie ist ein niedriges kreisförmiges Eiland von geringer Ausdehnung, welches von der Fluth ganz überschwemmt wird, mit Ausnahme zweier höher gelegenen Punkte, von denen der eine ganz mit Bäumen bewachsen ist. Der andere besteht aus todten Korallen und ist ohne alle Vegetation. Die Fluth stieg hier etwa 4½ Fuß und hatte ihre Richtung nach Osten. Die Brandung an der Wetter- oder Südostseite ist sehr stark, und es befindet sich hier eine Einfahrt in die Lagune, welche eine Tiefe von vier Faden hat. Die Lagune selbst ist sechs bis zwölf Faden tief. Mitten in derselben fanden wir eine merkwürdige Korallenbildung, einem überschwemmten Baume ähnlich, auf ihrer obern Spitze 30 Fuß im Durchmesser haltend; das Wasser reicht bis zur Höhe des niedern Wasserstandes, und hat ringsum eine Tiefe von sechs Faden; es strömt, je nachdem Ebbe oder Fluth ist, regelmäßig in die Lagune hinein und heraus. Bei stürmischem Wetter muß die See das Riff vollkommen überfluthen.

Man bemerkte einige Stücke poröser Lava auf dem Korallenriff; sie waren 20 bis 100 Pfund schwer und lagen unter Blöcken von Korallen-Conglomerat.

Wir sahen Vögel über das Eiland hinfliegen, und beim Landen fanden wir dieselben in großer Anzahl und ziemlich zahm. Die Nester der Fregattenvögel und Tölpel (sula), welche wir früher im niedern Buschwerk bemerkt hatten, fanden wir hier auf den Gipfeln von 50 Fuß hohen Bäumen. Die Noddys (Sterna stolida) legten ihre Eier auf diejenigen Theile der Insel, welche von allem Pflanzenwuchs gänzlich entblößt waren. Meerschwalben waren in großer Menge da, ihr Brutplatz befand sich in einem Dickicht an der Wetterseite der Insel, oder vielmehr an der welche dem Wind und der See zumal ausgesetzt war, und zeichnete sich durch die Regelmäßigkeit aus, mit welcher die Eier jedes etwa drei Fuß vom andern entfernt gelegt waren, ohne irgend ein Nest, und, mit nur wenigen Ausnahmen, zu vielen Tausenden, die aber alle einzeln lagen. Die Farbe der Eier ist ein schmutziges Weiß, mit etwas Braun gesprenkelt. Der Lärm, welchen diese Vögel machten, wenn man sie aufjagte, war fast betäubend; sobald man aber ein lautes Geräusch machte, z. B. ein Gewehr abfeuerte, hörte ihr Geschrei eine bis zwei Minuten auf, was eine auffallende Stille hervorbrachte. Wir bemerkten hier auch verschiedene kleine Turteltauben, ähnlich denen, welche wir auf der Honden-Insel gesehen hatten. Eine derselben wurde gefangen, allein ihr Fleisch schmeckte rauh und war trockener als das der grünen Turteltaube: sie nisten auf einer Art Fucus, welche auf den Riffen wächst.

Am 7 verließen wir die Rose-Insel wieder und schifften westlich, wobei wir gegen Sonnenuntergang die Insel Manua erreichten, welche sich 2500 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Sie hat die Gestalt einer regelmäßigen Kuppel, und erhebt sich an den meisten Stellen plötzlich und jäh aus dem Wasser bis zu einer Höhe von 3 oder 400 Fuß, worauf ihre Böschung etwas weniger steil wird. Sie hat sechzehn Meilen im Umfang, ist mit einem üppigen Pflanzenwuchs bedeckt und auf der Nordwestseite mit mehreren Wäldchen von Cocosnußbäumen besetzt.

Bei unserer Annäherung bekamen wir Olusinga zu Gesicht und bald darauf auch Ofu. Diese beiden Eilande liegen nordwestlich, in einer Entfernung von etwa vier Meilen. Die Boote wurden herabgelassen und an die Küste der Insel Manua geschickt, um sie zu untersuchen, während der „Vincennes" und „Porpoise"

zu beiden Seiten hinfuhren. Die Insel ist unbewohnt. An der Nordwestseite befindet sich nahe am Ufer ein Ankerplatz für ein kleines Fahrzeug, nämlich eine kleine Bucht, in welcher man landen kann, und wo während der schönen Jahreszeit, d. h. vom April bis November, die Brandung nur unbedeutend ist. Sie hat ein Uferriff von Korallen, und der Ankergrund dehnt sich auf eine gewisse Entfernung aus, indem man 400 Yards vom Ufer entfernt noch eine Tiefe von acht Faden findet. An ihrem nordöstlichen Punkte sahen wir einige große Blöcke porö-ser Lava, allein die allgemeine Structur war ein Conglomerat von gelbgrauer Farbe in horizontalen Schichten; auch der Strand bestand aus lichtgefärbtem Sand, einer Mischung von Korallen und Muscheln. Wir kamen gerade zu rechter Zeit in Manua an. Wie uns einer der Brüder des Königs sagte, der ein wenig englisch sprach, drohten zwischen den Anhängern der Missionäre und den „Teufels-Männern" Feindseligkeiten auszu-brechen. Ein eingeborner Missionär, der auf der Insel wohnte, hatte bereits einen Kampf verhindert, indem er erklärte, daß, wenn sie mit einander fechten wollten, sie zuerst ihn tödten müßten. Durch seinen Einfluß und sein musterhaftes Benehmen war seither der Friede erhalten worden. Man sagte, es seyen verschiedene „sehr böse" weiße Männer auf der Insel, welche sehr viel Streit veranlaßten; allein als sie „Mannawa" (man of war) gesehen, seyen sie in die „Büsche" gegangen. Acht dieser Männer waren von einem englischen Wallfischfahrzeug entflohen, dessen Boot sie gestohlen hatten. Drei von ihnen kamen am nächsten Tag zu uns; sie waren nach Art der Einge-bornen gekleidet und sehnten sich sehr von der Insel wegzukom-men. Auch verschiedene Eingeborne kamen zu uns an Bord. Sie sind eine schöne Race, und schienen gutmüthig und munter, obwohl weit wilder als die der Gesellschaftsinseln.

Als unsere Gesellschaft landete, war sie im Augenblick von Eingebornen umringt, welche handeln wollten und laut „Bacca" (Tabak) verlangten, der bei ihnen in großer Nachfrage steht. Auch Fischangeln waren sehr gesucht, und für eine kleine bekam man ein Stück Geflügel, ein Büschel Bambus und ein Duzend Cocosnüsse. Sie schienen alles, was sie besaßen, nämlich Körbe, Matten, Speere, Keulen u. s. w. vertauschen zu wollen, um

die gewünschten Gegenstände zu erhalten. Nicht alle wurden ehrlich befunden; zwar stahlen sie nicht, wohl aber verkauften sie ihre Sachen zweimal; denn wenn man von Einem etwas erhandelt hatte, so kam ein Anderer, und forderte den Gegenstand als ihm gehörend zurück oder bestand darauf gleichfalls einen Preis für denselben zu erhalten. In der Nähe des Dorfs sind dicke steinerne Mauern, die allem Anscheine nach zur Vertheidigung bestimmt sind. Die Häuser haben eine elliptische Form, werden von starken vier Fuß hohen Pfosten gestützt, von denen aus sich das Schilfdach 12 bis 15 Fuß hoch erhebt; sie sind gewöhnlich auf einer etwas erhöhten Steinterrasse, zwei Fuß über dem Boden, erbaut. Die Böden sindmit rauhen Matten bedeckt.

Der König oder Häuptling dieser Inseln wohnt in Olusinga, weil dieses sich leicht vertheidigen läßt. Die Kleidung der Eingebornen besteht nur in dem, aus den Blättern des Drachenbaums verfertigten Maro. Die Blätter sind gespalten und bilden eine Art kurzen Unterrocks. Das Tättowiren ist von derselben Art, wie wir es bei dem allgemeinen Bericht über die Samoa-Inseln bereits beschrieben haben. Diese Eilande erzeugen Schweine, Geflügel, Kartoffel, Obst und etwas Taro. Man hält den Pflanzenwuchs für üppiger als auf Taheiti und das Klima für feuchter; sehr viele kleine Füße strömen dem Meere zu.

Nachdem unsere ausgesandte Gesellschaft wieder auf dem Schiffe war, segelten wir nach Olusinga, wo ich an das Land ging, um den König oder Häuptling zu sehen, der alt und gebrechlich ist. Er heißt Lalelah. Sein Bruder und muthmaßlicher Nachfolger war be ihm und begrüßte mich, als ich aus dem Boote stieg, indem er meine Hand ergriff und den Rücken derselben an seiner Nase rieb. Mein Dolmetscher sagte mir, daß der alte Mann ein wenig englisch reden könne, allein ich konnte ihn nicht verstehen. Er schrieb dieß seinem Alter zu und wollte nicht zugeben, daß es von seiner Unkenntniß der Sprache herrühre. Seine Hütte, zu welcher man mich führte, liegt unter einem 1200 Fuß hohen jähen Felsenhang. Die Insel Olusinga ist ein schmaler Felsrücken, der sich auf beiden Seiten beinahe senkrecht erhebt und drei Meilen lang, dabei aber an den Enden so abschüssig ist, daß man unmöglich auf den Felsen rund

um die Insel gehen kann. Der mit fruchtbarer Erde bedeckte Strich ist etwa 500 Yards breit und erzeugt Cocosnüsse in großer Menge und in hinreichendem Ueberfluß für alle Bedürfnisse der Eingebornen. Man sagte mir, daß man dieses Eiland als einen sichern Zufluchtsort ausgewählt habe, seit das andere in Folge der Kriege zwischen den Christen und den Teufels-Männern unsicher geworden; früher sey die Insel Manua die Residenz des Königs gewesen, allein er habe sich dort nicht für sicher gehalten, und deßwegen seinen Wohnsitz in Olusinga auf der Nordwestseite der Insel genommen.

Sein Haus war in elliptischer Form gebaut, etwa dreißig Fuß lang, und auf einer wohlgepflasterten Terrasse etwa vier Fuß über dem Boden errichtet. Gruppen von Cocosnuß- und Brodfruchtbäumen gaben ihm einen angenehmen Schatten; außen war es rundum von zehn starken Pfosten gestützt, und in der Mitte reichten drei andere bis zum Gipfel. Das Dach ging bis zu vierthalb Fuß vom Boden herunter und stand als Rinne ungefähr achtzehn Zoll oder zwei Fuß vor. In der Mitte war die Hütte fünfzehn Fuß hoch und wohl bedeckt. Er befahl den ganzen Fußboden mit feinen Matten zu belegen, welche sodann auch sorgsam aufgerollt und über die gröberen gebreitet wurden. Der König selbst setzte sich hierauf in der Mitte nieder und bat mich, meinen Sitz zwischen ihm und seinem Bruder einzunehmen. Bald darauf wurden zwei hölzerne Platten hereingebracht, mit gekochter Brodfrucht angefüllt und sodann mit Blättern zugedeckt. Einen derselben stellte man vor mich hin, worauf der König eine lange Rede hielt, in welcher er mich willkommen hieß und mir Speise zum Essen anbot. Man bat mich nun, dem König und seinem Bruder, so wie mehreren andern, welche man mir bezeichnete, etwas von der Platte zu geben. Dieß that ich denn auch, setzte aber unglücklicherweise diesen Auftrag weiter fort, und gab auch einem von den Kanakas, oder aus dem gemeinen Volke, das dicht um uns herum saß. Dieß erregte großen Unwillen, der sich in zornigen Blicken kundgab. Ich sah mich jetzt nach meinen Leuten um, allein sie waren mir aus dem Gesicht und auf der Rückkehr zu den Booten begriffen. Um mich so gut wie möglich aus meiner schlimmen Lage zu ziehen, fragte ich was man damit denn eigentlich meine, und

that als ob es mir ganz unbekannt sey, daß ich etwas Beleidigendes gemacht habe. Nach einer Minute waren sie auch augenscheinlich wieder beschwichtigt und gaben mir freundliche Blicke.

Sie ließen nun eine Schale im Kreise herumgehen, in welcher Cocosnußöl war, um die Brodfrucht hinein zu tauchen, und eine andere, welche Salzwasser enthielt. Nachdem wir gegessen hatten, begannen sie eine genaue Untersuchung meiner Kleider anzustellen, und schienen ein großes Wohlgefallen an den Knöpfen derselben zu haben. Das Taschentuch nahmen sie mir aus der Tasche und breiteten es auf der Matte aus, damit es auch der König besehen möge. Dessen Bruder nahm meinen Hut, und setzte ihn auf die Spitze seines großen buschigen Kopfes. Während dem hatten sie Ava gemacht, von dem ich jedoch nichts kosten konnte, nachdem ich den Proceß der Zubereitung mit angesehen. Sie wird nämlich zuerst von den Weibern gekaut und in eine große Schüssel gethan; hierauf Wasser zugegossen und zuletzt durch Blätter gepreßt. An diesem Gerichte nahmen alle Theil, während man mir eine frische Cocosnuß gab.

Mit jedem Augenblick wurden sie vertraulicher, und es war schon spät, als ich es für Zeit hielt aufzubrechen. Ich stand deßhalb auf und wurde von den Eingebornen, etwa hundert an der Zahl, darunter der König und sein Bruder, zu den Booten begleitet. Ich sah mich sorglich nach Waffen um, bemerkte aber keine bei ihnen. Mein Boot war am Strande. Der König, sein Bruder und mehrere andere gingen in dasselbe hinein, und sagten, sie müßten Geschenke haben. Sie schienen geneigt und entschlossen sich unserer Abfahrt mit Gewalt zu widersetzen. Auf der andern Seite war ich nicht weniger entschlossen sie mir vom Halse zu schaffen, und zwar wo möglich friedlich. Ich befahl deßhalb der Bootsmannschaft sich zu bewaffnen, und alle Eingebornen aus den Booten zu treiben, indem ich zu gleicher Zeit den König aufforderte sein Ansehen zu gebrauchen, das aber, wie ich bemerkte, nur dem Namen nach bestand. Auf diese Weise entledigten wir uns des ganzen Haufens bis auf eilf, die noch zurückwaren. Von diesen gab ich jedem eine kleine Fischangel, und befahl ihnen in das Wasser zu gehen, das hier etwa einen Fuß tief war, und sich davon zu machen, was sie denn auch einer

nach dem andern thaten. Zuletzt kam die Reihe an den König und seinen Bruder, denen ich mit großer Feierlichkeit zuerst eine kleine und sodann eine große Fischangel überreichte. Darauf verließen sie mich, augenscheinlich in sehr guter Stimmung. Ich war herzlich froh, die habgierigen aufdringlichen Gesellen so leichten Kaufs und ohne Feindseligkeit losgeworden zu seyn. Wir stießen nun vom Ufer ab, wie wir aber unter dem Riff waren und den Anker aufnahmen, schien das Boot nach dem Ufer zurückfahren zu wollen. Wie die Eingeborren dieß sahen, erhoben sie ein lautes Geschrei, und einer derselben trat alsbald mit meiner Pulverflasche näher. Er sagte, sie sey von einem Knaben aus dem Boot genommen worden und in das Wasser gefallen, von wo er sie aufgehoben, nachdem wir bereits abgefahren gewesen seyen. Ich machte dem Manne ein kleines Geschenk wegen seiner anscheinenden Ehrlichkeit, allein ich glaube, daß nur die Furcht vor der Entdeckung, und die Meinung daß ich den Gegenstand vermißt hätte, ihn veranlaßte denselben gutwillig herauszugeben. Es dauerte einige Zeit, bis man ihm begreiflich machen konnte, wofür die Belohnung eigentlich sey; als er aber entdeckte, es geschehe seiner Ehrlichkeit wegen, lachte er herzlich. Da dieß unsern Verdacht erregte, so benachrichtigte mich die Bootsmannschaft, daß ein Canoe, welches eben davon ruderte, an dem Boot gewesen, und daß sie überzeugt seyen, die Eingebornen hätten uns etwas genommen. Da es nun gerade auf unserm Wege nach dem Schiffe war, so machten wir Jagd auf dasselbe und holten es auch, da wir vom Winde begünstigt waren, bald ein zur großen Beängstigung der beiden Eingebornen, welche mit aller Macht ruderten, und deren Augen voll Thränen standen, als sie sich erreicht sahen. Sie hatten jedoch durchaus nichts in ihrem Canoe, und bei genauerer Musterung zeigte es sich, daß wir nichts verloren hatten. Um sie für die ausgestandene Angst zu trösten, gab ich ihnen einige Kleinigkeiten, worüber sie eine große Freude bezeugten.

Das Korallenriff rings um die Insel war verschieden von allen denen, welche ich seither gesehen hatte. Es bestand nämlich aus zwei regelmäßigen Bänken, von denen die äußere 50 bis 60 Fuß breit war, und die innere an manchen Stellen 140 Fuß maß. Längs der Bank unterschied man ein deutliches

Merkmal des hohen Wassers, und zwar 20 Fuß über der gewöhnlichen Fluth, welche 4 bis 5 Fuß beträgt. Das Gestein in Manua war vulcanisches Conglomerat mit großen Blöcken poröser Lava, welche lose auf der Korallenbank herumlagen.

Vor Sonnenuntergang kehrten die Boote zu dem Schiff zurück, nachdem sie beide Eilande untersucht hatten.

Ofu liegt westlich von Olusinga. Zwischen ihnen befindet sich eine etwa eine Viertelmeile breite Durchfahrt für Boote, und auf der westlichen Seite ein Ankergrund. Ofu gleicht Olusinga, und den eingezogenen Erkundigungen zufolge hat es nur wenige Bewohner, denn die von Olusinga haben mit ihnen Krieg geführt und die „Eingebornen" niedergemetzelt. An ihrem westlichen Ende befindet sich ein kleines und vergleichungsweise niederes Inselchen, in dessen Nähe ein Ankerplatz ist. Nach Sonnenuntergang gingen wir nach Tutuila unter Segel, das man bei schönem Wetter von diesen Eilanden aus sehen kann.

Seit der Fahrt von Taheiti nach den Samoa-Inseln hatte sich die Temperatur von 77.6° bis 81.11° in der Luft, und von 79.6° bis 81.6° in dem Wasser gesteigert.

Da es meine Absicht war, diese Gruppe genau zu untersuchen, so beschloß ich, um dieß in der möglichst kurzen Zeit zu bewerkstelligen, das Geschwader zu vertheilen, um so alle Inseln zu gleicher Zeit untersuchen lassen zu können. Da die Insel Tutuila die mittelste und, nach dem was ich erfahren, für meine astronomischen Beobachtungen die am besten gelegene war, so bestimmte ich sie für den „Vincennes." Die Insel Upolu war für die Schiffe Peacock und Flying-Fish ausersehen, wenn sie ankommen würden. Sollten sie aber länger ausbleiben als ich vermuthet, so wollte ich die Untersuchung der letztern selbst vornehmen oder doch wenigstens dabei mitwirken. Der „Porpoise" erhielt den Befehl die Insel Savaii zu untersuchen und einer der Naturforscher, Dr. Pickering, wurde ihm beigegeben, um das Innere des Eilandes zu erforschen, während das Schiff in der Nähe seinen Auftrag ausführte.

Am 10 October hatten wir schwachen Wind, weßhalb wir auch Tutuila an diesem Tage nicht erreichten. Mit Tagesanbruch des 11 befanden wir uns an ihrem östlichen Ende und vor dem Eilande Anuu. Etwa acht Meilen windwärts vom

Hafen Pago-pago trafen wir verschiedene Canoes, in denen sich einige Eingeborne befanden, so wie ein weißer Mann, Namens William Gray, den ich als Dolmetscher für die Zeit unseres Aufenthalts hier zurückbehielt, und der sich mir von großem Nutzen erwies. Die Insel Tutuila ist hoch, zerklüftet und von vulcanischem Aussehen. Sie hat eine Länge von siebzehn Meilen, und ihre größte Breite beträgt fünf Meilen. Der Hafen von Pago-pago geht bis in die Mitte derselben hinein, und theilt die Insel beinahe in zwei Theile. Sie hat in ihrer Oberfläche nicht so viel Abwechslung wie die Gesellschaftsinseln, und ihr höchster Berggipfel, der von Matafoa, erhebt sich 2327 Fuß über den Meeresspiegel. Die Bergrücken und Gipfel, welche das Hochland bilden, sind denen von Taheiti ähnlich; jäh abschüssig, mit scharfen Spitzen und Zacken, erheben sie sich oft in natürlichen Mauern aus dem Wasser zu einer Höhe von 3 bis 400 Fuß, und zeigen dabei den nackten Basaltfelsen. Oberhalb dieser Höhe ist die Oberfläche bis zur obersten Spitze mit einem üppigen Pflanzenwuchs bedeckt. Der Cocosnußbaum und das Farrnkraut verleihen dieser lieblichen Scenerie ihren hauptsächlichen Charakter. Längs der Ufer bemerkt man todte Korallen oberhalb der Merkmale des Hochwassers. Der Hafen von Pago-pago ist einer der eigenthümlichsten auf allen polynesischen Inseln, und an ihn würde man zuletzt denken, wenn man Schutz suchte; die Küste in seiner Nähe ist ganz seltsam zerklüftet, und hat nicht den Anschein von Einschnitten; dabei ist noch der Eingang in den Hafen selbst so eng, daß man ihn nicht leicht bemerkt. Dieser ist auf allen Seiten von unzugänglichen Felsenmauern eingeschlossen, die eine Höhe von 800 bis 1000 Fuß haben. Der untere Theil dieser Felsen ist nackt, weiter oben aber sind sie mit einem üppigen Pflanzenwuchs bedeckt, der Zugang zu dem Hafen ist leicht, und sein Eingang, der eine Breite von beiläufig einer Drittelsmeile hat, wird durch den Thurm-Felsen und die Teufels-Spitze genau bezeichnet.

Als wir vor dem Hafen anlangten, wehte ein schwacher Wind, und kam uns endlich gerade entgegen, wodurch wir genöthigt wurden, unter der Leitung eines weißen Piloten, Namens Edmund Forall, einen Ankergrund zu suchen. Er kommt gewöhnlich zwei oder drei Meilen vor dem Hafen auf ein gegebenes

Zeichen auf die Schiffe. Wir mußten lange laviren, ehe wir unsern Ankerplatz erreichten, der sich in einem 29 Faden tiefen Wasser befand. Etwa eine halbe Meile von dem Eingange in den Hafen bildet er einen rechten Winkel. An diesem, ringsum von Klippen eingeschlossenen Orte verursacht das Abfeuern einer Kanone einen lauten Widerhall, starken Donnerschlägen ähnlich.

Sobald wir in den Hafen selbst eingelaufen waren, sahen wir uns von einer Menge Canoes voll Eingeborner umschwärmt, die über das Schiff sowohl als die Zahl der an Bord desselben befindlichen Mannschaft sehr erfreut schienen. Als wir Anker geworfen hatten, wurde einer der vornehmsten Häuptlinge mit Namen Toa, an Bord zugelassen; es war ein athletischer, sehniger Mann mit breitem Gesicht, etwa 40 Jahre alt und von gefälligem Aeußern. Er bezeugte großes Vergnügen darüber, daß er uns bewillkommen durfte, und begann damit, mir durch den Dolmetscher zu sagen, daß er ein Missionär sey; vordem sey er ein großer Dieb gewesen und habe manche böse Handlung verübt, jetzt aber, da er ein Missionär, sey er völlig umgewandelt und stehle nicht mehr. Er sagte dieß mit einer solchen Offenheit in seinem Gesichsausdruck und so großer Einfalt, daß ich mich des Lachens kaum enthalten konnte. Nachdem ich einige Fragen an ihn gestellt hatte, begaffte er mich von Kopf bis zu Fuß als ob er meine Gliedmaßen messen wolle. Ich ließ ihn durch den Dolmetscher fragen, warum er mich so sehr genau betrachte. Er erwiederte, daß er einen Rock am Ufer habe, der ihm über die Arme und die Brust zu eng sey, und der, wie er glaube, für mich passen würde; wenn dem so wäre, so wollte er ihn gerne für die Jacke austauschen, die ich jetzt anhabe. Da ich aber zu diesem Tausche eben keine Lust spürte, so ließ ich ihm eine kleine Axt geben. Dieß freute ihn sehr, und er sprang augenblicklich über Bord, um sie seinen Freunden zu zeigen. Dieser Toa ist Häuptling des Dorfs Fungasar, das etwa drei Meilen von dem Hafen entfernt an der Nordseite der Insel liegt. Er lernt lesen und schreiben, worin ihn einige kleine Kinder unterrichten, und besucht die Schule regelmäßig. Er wurde uns von großem Nutzen, und war unser steter Gast. Während einer seiner Besuche an Bord spionirte er einige rothe Sonnenschirme unter den Geschenken

aus. Von der Zeit an gab er sich alle erdenkliche Mühe einen solchen für sein Weib zu erhalten, und brachte zu dem Ende eine Masse von Sachen an Bord, in der Hoffnung uns zu bewegen sie dagegen einzutauschen.

Den Tag nach unserer Ankunft wurde ein Platz für das Observatorium ausgesucht und die Zelte und Instrumente an das Land geschafft. Als man erfuhr, daß ich die Sonne und die Sterne beobachten wolle, sagten mir Hr. Murray, die weißen Ansiedler und die Eingebornen, daß ich in den nächsten Tagen keine gute Witterung für meine Beobachtungen haben werde, was sich auch, mit Ausnahme der letzten zwei Tage, wirklich so herausstellte.

Der geologische Charakter der Insel ist dem von Manua ähnlich: sie hat ein Uferriff von Korallen, und der Ankergrund dehnt sich von diesem eine Strecke weit aus. Sie hat auf ihrer Nordseite viele gute Häfen oder Buchten, wo die Schiffe Holz, Wasser und Mundvorräthe einnehmen können. Der beste und sicherste Hafen ist übrigens der von Pago-pago, auf der Südseite der Insel, wo man auch Lebensmittel im Ueberfluß haben kann. Tutuila ist rings herum an seinem Gestade dicht bewohnt, vornehmlich aber an seinem südwestlichen Ende; dieses ist etwas niedriger und leichter anzubauen, als das östliche, welches hoch und rauh ist. Die einzige Verbindung ist das Ufer, denn die Berge sind zu jäh und zu schwer zu besteigen, als daß man sie passiren könnte.

Die Männer von Tutuila sind ein merkwürdig großes und schönes Geschlecht, mit intelligenten und hübschen Gesichtern. Im Vergleich zu den Taheitiern könnte man sie selbst anständig nennen. Die Weiber dagegen sind weit entfernt schön genannt werden zu können, mit Ausnahme einiger von den jüngern. Sie sind sehr häuslich und tugendhaft, und bilden so einen seltsamen Contrast mit denen von Taheiti. Hier findet kein verbrecherischer Umgang der beiden Geschlechter statt. Die Ehe ist geachtet, und die Eltern lieben ihre Kinder ungemein. Die Eingebornen üben gerne Gastfreundschaft gegen die Fremden, obgleich sie eine Belohnung dafür erwarten. Man kann unsers Wissens durch die ganze Insel Tutuila mit Sicherheit reisen, und die Bewohner sind, wenigstens so weit unsere Erfahrung

geht, bei weitem nicht die blutdürstige Race, für welche sie gewöhnlich gelten. Die ungünstige Beurtheilung ihres Charakters rührt warscheinlich von denen her, welche sie zuerst kennen lernten, und hauptsächlich von ihrem Angriff auf die Expedition von La Perouse. Ueber diesen Streit erfuhr ich folgende Einzelnheiten von dem hochw. Hrn. Murray, welcher sie von einem alten Manne hatte, der ein Zeuge jenes Kampfes gewesen. Letzterer ist der einzige noch lebende Mensch auf der Insel, welcher diesem Vorfalle anwohnte, und sein Zeugniß wurde von andern bekräftigt, welche den Verlauf der Sache von solchen gehört hatten, die gleichfalls Zeugen davon gewesen waren.

Am Morgen des Blutbades lagen die Schiffe nahe am Lande vor Anker. Gegen 9 Uhr fuhren die Boote ans Ufer, wie La Perouse erzählt, und während sie da verweilten, fuhr eine Anzahl Canoes, die zu der Insel Upolu gehörten (welcher Tutuila damals unterworfen war), vom Ufer ab und gerade auf die Schiffe zu. Als die Canoes an der Seite derselben angekommen waren, ergriff ein junger Mann in einem derselben einen eisernen Bolzen, der an einem Theile des Schiffes herausstand, in der Absicht, wie man vermuthete, um denselben zu stehlen. Die Franzosen schossen nach ihm. Die Kugel drang ihm durch die Schultern und verwundete ihn tödtlich. Als die Eingebornen die Wirkung des Schusses an einem der Ihrigen bemerkten, wurden sie wüthend, verließen augenblicklich die Schiffe, und fuhren nach dem Ufer, wo sie die Boote fanden, welche Wasser einnahmen. Sobald sie an dieselben herankamen, begannen sie den Angriff, der den Tod des Hrn. de Langle und der übrigen am Ufer Befindlichen zu Folge hatte. Als die Eingebornen ihren Angriff begannen, waren die meisten Franzosen von ihren Booten abwesend, indem einige in den Büschen Pflanzen sammelten, andere sich mit den Weibern unterhielten. Als sie nun die Gefahr bemerkten, eilten sie alle nach den Booten, wodurch die Verwirrung allgemein wurde. Nähere Umstände des Kampfes, als die hier angeführten, können übrigens von den Eingebornen nicht mit Sicherheit angegeben werden. In ihren Berichten über die Ursache und über die eigentlichen Handelnden in diesem Drama, d. h. die Eingebornen von Upolu, sind sie sehr klar. Die Tutuilianer behaupten, sie hätten den

Franzosen das Leben zu retten gesucht, und sobald sie am folgenden Tag von den Bergen, wohin sie sich während des Blutbades geflüchtet hatten, herabzukommen wagten, sammelten sie die Leichname, welche sie in nacktem Zustande fanden, kleideten sie in die einheimische Tracht, und begruben sie am Strand auf dieselbe Weise wie sie ihre Häuptlinge zu beerdigen pflegten. Die bei dem Blutbade Betheiligten begaben sich insgesammt nach Upolu, was den Umstand erklärt, daß sie später dort von Franzosen wollen gesehen und erkannt worden seyn. Unsere Fragen nach dem Ort, wo die Leichname begraben worden seyen, wurden nicht genügend beantwortet. Wie der Sohn des Schiffszimmermannes dem allgemeinen Blutbade entging, ist noch jetzt nicht bekannt. Man sagt er lebe noch in einem Dorfe in dem östlichen Theile der Insel. Ich glaube mich zu erinnern, daß La Perouse's Bericht eines Knaben Erwähnung thut, der vermißt werde. Levasii, ein Häuptling im District von Faleletai, war bei dem Morde der Leute des La Perouse zugegen. Er hatte damals ein Alter von 13 Jahren. Er erinnerte sich des Vorgangs noch, und daß drei von den Papalangi getödtet worden seyen. Die Anstifter jener Blutthat waren einige junge Häuptlinge, welche sich auf einer „Malanga" in Tutuila befanden. Zu jener Zeit hatte der Aana-District die Herrschaft, oder war die „Malo" Partei, und ihm waren die Bewohner der andern Inseln und Districte unterworfen.

Das Dorf Pago-pago enthält ungefähr dreißig Wohnungen und ein Berathungshaus, das zugleich als Kirche dient, bis die große, mit deren Bau sie gegenwärtig beschäftigt sind, fertig ist. Jedes Dorf hat ein solches Rathhaus zur Unterbringung der Besuchenden und zur Abhaltung von Versammlungen. Die Insel steht unter verschiedenen Häuptlingen, von denen jeder über eine Stadt, einen District oder eine Bay herrscht. Der gegenwärtige Häuptling von Pago-pago ist Mowna, der angenommene Sohn des vorigen Häuptlings Pomale, der vor kurzem starb, und einen einzigen Sohn, gleichfalls Pomale genannt, hinterließ, der jedoch wegen seiner großen Bescheidenheit das väterliche Erbe verlor. Mowna war verschmitzter als Pomale, und beurtheilte den Charakter seines Nebenbuhlers sehr richtig. Nach dem Tode des alten Häuptlings wurden die beiden jungen Männer, welche

ungefähr in demselben Alter stehen, Bewerber um die Nachfolge. Mowna brachte es durch seine Intriguen dahin, daß die ganze Familie zwischen ihnen entscheiden sollte. Beide, Mowna und Pomale, waren anwesend. Der Erstere schien niedergeschlagen, still und durchaus Willens die Entscheidung der Versammlung zu überlassen, während Pomale, auf die Frage wer der Häuptling seyn solle, mit seiner gewohnten Bescheidenheit sagte, daß er für Mowna stimme, der denn auch zum Häuptling gewählt wurde. Jetzt ist übrigens Mowna bloß dem Namen nach solcher, denn der That nach regiert Pomale. Dieß rührt von seinem Charakter und dem Einflusse her, welchen er durch durch die Missionäre hat, denn diese zählen ihn unter ihre thätigsten und frömmsten Unterstützer, und außerdem ist er auch noch ein großer Prediger. So großes Zutrauen hat Hr. Murray zu Pomale, daß er ihm häufig die Aufsicht über die Gemeinde überträgt, während er in einem andern Theile der Insel abwesend ist.

Den meisten Einfluß auf den Wandel der Häuptlinge scheint die Furcht zu haben, den guten Namen ihrer Vorfahren zu verlieren und ihn ihren Nachkommen nicht rein und unbefleckt zu hinterlassen. Dieses Gefühl scheint sie in ihrem Benehmen zu leiten und mag, nach dem was ich hierüber erfuhr, mit Erfolg als eine Anmahnung benützt werden, das Böse zu meiden und das Gute zu thun.

Der Missionär, der ehrw. Hr. Murray, verdient das größte Lob für diesen Zustand der Dinge. Er hat einen unbegränzten Einfluß auf die Eingebornen und verdient ihn auch. Die zehn Gebote bilden das allgemeine Gesetz der Insel, wo immer das Christenthum Wurzel gefaßt hat, und jede Uebertretung derselben wird sicher bestraft; die Schuldigen werden nämlich aus der Kirche gestoßen und verlieren das Recht dem Gottesdienst anwohnen zu dürfen. Sie werden als Gefallene betrachtet, und in Folge davon vermieden. Diese Furcht vor der öffentlichen Meinung soll, wie man mir sagte, hinreichen, sie von dem Verüben von Verbrechen und von unsittlichen Gewohnheiten abzuhalten.

Die von ausgezeichneten Häuptlingen getragenen Taparöcke wurden früher von ihnen aufbewahrt und hochverehrt. Seit der

Einführung des Christenthums aber hat dieses schon so großen Einfluß gewonnen, daß sie sich jetzt willig jedes Gegenstandes dieser Art entäußern. Wir brachten Pomale dahin, daß er uns die in seinem Besitze befindlichen überließ, und ebenso verhandelte er die Matte des „Kriegs-Geists" um ein kleines Geschenk für sein Weib.

Am 17 lud uns unser Freund Toa ein, ihm in seiner Stadt Fungasar, auf der Nordseite der Insel, einen Besuch abzustatten. Sie liegt an einer Bay, zunächst derjenigen, welche jetzt Massacre-Bay heißt, und wo de Langle getödtet wurde. Der durch die Insel hinführende Pfad ist sehr beschwerlich; er geht durch ein Thal und über einen sehr abschüssigen Bergrücken. Der Regen, welcher erst gefallen war, machte ihn sehr schlüpferig, und er war für die an eine solche Art des Reisens nicht Gewöhnten äußerst ermüdend. Ich wurde hier von dem würdigen Benehmen und der Intelligenz der Eingebornen so wie von ihrem freien, offenen Gesichtsausdruck sehr überrascht. Ihre Hautfarbe ist ziemlich viel dunkler als die der Taheitier. Einige von ihnen hatten krause Haare, im allgemeinen jedoch waren dieselben glatt.

Gerade ehe wir bei dem Dorfe anlangten, trafen wir Toa und einige seiner Verwandten und Diener. Er hieß uns in seinem Dorfe willkommen und begrüßte mich, indem er meine Hand an seiner Nase rieb, was allgemeiner Gebrauch ist. Zu unserer Erfrischung ließ er ein Schwein, Taro, Brodfrucht u. s. w. bereiten. Diese Speisen wurden auf die in Polynesien allgemein übliche Weise gekocht, nämlich in einem mit heißen Steinen bedeckten Loch. Bald wurden wir benachrichtigt, daß das Mahl fertig sey, allein da wir schon einige Erfahrung in ihrer Kochweise hatten, so drückten wir den Wunsch aus, daß sie die Speisen noch ein wenig länger in dem Ofen lassen möchten. Gewöhnlich nämlich pflegen sie dieselben herauszunehmen, wenn der Taro gekocht ist, und durch ihre tägliche Erfahrung sind sie wohl bekannt mit der zum Fertigwerden desselben nöthigen Zeit, welche aber kaum hinreicht, um das Schwein durchein zu erwärmen. Man erfüllte jedoch unsern Wunsch, und nach Verlauf einer halben Stunde wurden wir nach dem Rathhaus oder „Fala-Tele" gerufen, wo die Fremden stets bewirthet werden.

Man wies uns unsere Plätze auf der einen Seite eines Kreises an, während Toa mit seiner Familie und seinen Freunden die andere einnahm. Die Matten waren, mit Ausnahme einer einzigen, nicht sehr rein. Das Schwein, welches wohl einen Centner wiegen mochte, wurde hereingebracht und mit sammt dem Taro und der Brodfrucht auf Bananenblätter gelegt. Ein Fleischersmesser war alles was wir hatten, um dasselbe zu zerlegen. Das ganze Dorf, Alt und Jung, Männer, Weiber und Kinder, umgaben uns nun, mit ängstlicher Begier ihres Antheils harrend, und die Gegenwart so vieler hungrigen Zuschauer trug natürlich nicht dazu bei die Annehmlichkeit des Mahles zu erhöhen. Ich beeilte mich deßhalb so sehr wie möglich ihnen ihren Antheil abzugeben, worauf sie alsbald mit demselben verschwanden. Der Taro war außerordentlich gut gekocht, trocken und mehlig. Die Brodfrucht dagegen sollte ihrer Aussage nach zu jung seyn, und da sie sie nicht für gut hielten, so gaben sie uns gar nichts davon, was sie jedoch keineswegs abhielt sie selbst zu verspeisen. Ein Schwein ist für sie ein großes Leckermahl, denn obwohl es deren im Ueberfluß gibt, so verkaufen sie sie doch lieber, als daß sie sie äßen.

Alle Lebensmittel steigen auf diesen Inseln fortwährend im Preise, und dieß wird für die Zukunft noch mehr der Fall seyn. Es ist übrigens merkwürdig, wie sehr die Preise wechseln. An manchen Tagen sind die Lebensmittel aller Art ungemein wohlfeil, und jede Waare wird im Tausch angenommen. Ein andermal aber gefällt den Eingebornen gar nichts, und sie können durch keine Anerbietungen zum Handeln bewogen werden, obgleich ihre Vorräthe dieselben sind. Es machte mir nicht wenig Spaß, die Eingebornen, um den verlangten Preis für ein Geflügel und Schwein zu erhalten, oft ganze Tage lang dasitzen und jedes Anerbieten ausschlagen zu sehen; und dieß geschah oft von einer großen Anzahl zur selben Zeit, wobei sie alle treu zusammenhielten, bis ihr Poe oder Lebensmittelvorrath aufgezehrt war; dann aber ergriffen sie die erste beste Gelegenheit, um ihre Waaren anzubringen.

In einem Wäldchen nahe beim Dorfe sahen wir verschiedene steinerne Gebäude, welche sie für Gräber ausgaben, in die sie früher ihre Todten dicht unter der Erdoberfläche beigesetzt

hätten. Obenauf waren Steine gelegt, welche einen hohen Kegel bildeten. Jetzt begraben sie ihre Todten in etwa drei Fuß tiefe Gräber, und schließen sie mit dem Drachenbaum ein, welcher sehr schnell wächst, und ein zierliches und festes Gehäge bildet.

Toa wurde sehr mittheilsam, und als er mich in seinem Dorf herumführte, sagte er mir durch den Dolmetscher, daß ehe die Missionäre gekommen, die Häuptlinge alle ihre „Aitu" oder Schutzgeister gehabt, welche sie anbeteten, und daß sie sich für verpflichtet gehalten hätten, alles zu thun was diese ihnen befahlen. Seine Aitu waren Süßwasser-Aale, welche er beständig in dem Bache nahe beim Dorfe fütterte. Ich besuchte diesen und bat ihn einen solchen Fisch zu fangen, was er auch versuchte; allein ohne daß ihm dieß, nachdem er lange Zeit schwere Steine umgewälzt und Löcher untersucht hatte, gelungen wäre. Er sagte, es habe früher sehr viele gegeben, und sie seyen sehr zahm gewesen; allein seitdem er das Christenthum angenommen, habe man sie fast alle gefangen und verzehrt. Als ich mit Fragen weiter in ihn drang, gestand er, daß er sie selbst gegessen habe, daß wenn aber früher Jemand sie nur berührt, gestört oder gar gefangen hätte, er ihn augenblicklich getödtet haben würde. Er sagte, seine Aale schmeckten sehr gut, und ärgerte sich darüber, daß er jetzt keinen bekommen könne. Als ich einige Bemerkungen darüber machte, daß er seine Aitu esse, lachte er herzlich. Ich erwähne diesen Umstand, um zu zeigen, von welch mächtigem Einfluß die christliche Religion auf die alten Sitten dieses Volkes schon gewesen ist.

Nach langen Bitten vermochten wir sie endlich dazu, einige von ihren alten Kriegsliedern zu singen. Sie scheinen übrigens keine unter ihnen besonders übliche Weise zu haben.

Nachdem Toa lange Zeit vergeblich nach seinen Lieblingsaalen gefahndet hatte, nahm er in dem Bach ein Bad, was er, wie er mir sagte, öfters des Tags thut. Es war wirklich ergötzlich mit anzusehen, welches Behagen er dabei an den Tag legte. Die Eingebornen sind überhaupt fast beständig im Wasser und deßhalb auch für ihre Person sehr reinlich. Da man aber fand, daß das Baden sie am Sonntag zu sehr zerstreue, so wurde es für diesen Tag verboten.

Dieses Dorf enthielt etwa 40 Häuser von ziemlich großer und bequemer Bauart, und ungefähr 200 Einwohner, wovon jedoch einige in Upolu auf Besuch waren.

Gegen Abend verabschiedeten wir uns von Toa, indem wir ihm herzlich für seine Freundlichkeit dankten. Seine Freunde und Verwandten gaben uns das Geleite bis zum Dorf hinaus, Toa selbst aber begleitete uns bis nach Pago-pago.

Die Eingebornen haben keine fest bestimmte Essenszeit, sondern essen, wenn sie gerade hungrig sind. Ihre Kost besteht in Schweinefleisch, Fischen, Brodfrucht, Cocosnüssen, Bananen u. s. w., vornehmlich aber in Taro. Alle diese Gegenstände haben sie im Ueberfluß. Wasser ist ihr gewöhnliches Getränk, und obgleich es sehr viele Cocosnüsse gibt, so wird deren Milch doch selten benützt, weil das Bereiten derselben ihnen zu viele Mühe macht. Dagegen aber gebrauchen sie Ava, welche aus Piper mythisticum bereitet wird, und dieß ist das einige berauschende Getränk, welches sie haben. *) Nie wird sie jedoch im Uebermaaß genommen, obgleich Alt und Jung, Männer und Weiber dieses Getränk sehr lieben. Wenn man nicht daran gewöhnt ist, so schmeckt es nicht angenehm, denn es hat einige Aehnlichkeit mit Rhabarber und Magnesia. Die Art der Bereitung ist hier dieselbe, wie wir sie schon weiter oben beschrieben haben.

Die Weiber genießen jetzt dieselben Vorrechte wie die Männer. Die Häuptlinge haben noch eine große Macht über das Volk, obgleich der Einfluß der Missionäre schon viel dazu beigetragen hat sie zu vermindern. Die meisten blicken mit Sehnsucht auf die Zeit zurück, wo die Polygamie existirte, und begreifen nicht recht, warum sie sich auf ein Weib beschränken sollen. Ihre religiösen Pflichten erfüllen sie sehr genau. Morgens und Abends, so wie auch vor dem Essen, sprechen sie stets ihre Gebete, und zwar mit einer Andacht, wie man sie bei

*) Die Ava berauscht nicht in derselben Weise wie starke Spirituosa, sondern verursacht eine zeitweilige Lähmung, Zittern, und ein verwirrtes Gefühl im Kopfe; die Gegenstände erscheinen unklar und verzerrt, die Wirkung ist also gewissermaßen der des Opiums ähnlich.

civilisirten Menschen selten finden wird. Eigentliche Vergnügungen scheinen sie nur wenige zu haben; beständig liegen ihre Bücher vor ihnen, und über diesen scheinen sie einen großen Theil ihrer Zeit zuzubringen. Selbst alte grauköpfige Männer kann man sehen, wie sie über dem Alphabet brüten und von den jüngsten Mitgliedern der Familie unterrichtet werden. Die Beschäftigung der Männer besteht in dem Anbau und Ausjäten des Taro, so wie in dem Instanderhalten der Gehäge; auch fertigen sie verschiedene Geräthschaften für den Hausgebrauch und Canoes zum Fischen. Die Weiber machen Matten, die Knaben und Mädchen aber spielen und gehen den Aeltern an die Hand.

Hr. Murray ist ein ebenso liebenswürdiger als wahrhaft frommer Mann, und die Eingebornen haben das von ihm gegebene Beispiel nachgeahmt. Er vermeidet sorgfältig jeden Verkehr mit ihnen im Handel oder Tausch, ausgenommen so weit dieß für den Lebensunterhalt seiner eigenen Familie nöthig ist, und widmet seine ganze Zeit dem Lehren und Predigen des Evangeliums. Er ist einer der mit dem Uebersetzen der Bibel beschäftigten Missionäre. Einige Theile derselben sind bereits vollständig fertig und werden im Auszuge von den Eingebornen benutzt, unter denen sich viele befinden, die gut lesen und schreiben können.

Sie halten den Sabbath äußerst streng, und es ist unmöglich einen Eingebornen an diesem Tage zu irgend einem andern Geschäfte als der Ausübung seiner religiösen Pflichten zu vermögen. Die Kirche besuchen sie regelmäßig. In Hrn. Murray's Gemeinde gibt es etwa dreißig Communicanten und nahe an tausend Personen, welche dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnen. Diese kommen aus vielen der benachbarten Dörfer zusammen. Hr. Murray ist jetzt seit etwa drei Jahren hier; eingeborne Prediger gibt es neun bis zehn. Er kennt die Schwierigkeiten seiner Stellung recht wohl, scheint jedoch der sichern Zuversicht zu leben, daß seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden. Er stellte mir vor, daß die Eingebornen sehr willig und äußerst lernbegierig wären; daß sie viele Gelehrigkeit hätten, vieles zu begreifen scheinen, und in Bezug auf Intelligenz gewiß von keinem Stamme Polynesiens übertroffen würden.

Die Vielweiberei, welche vordem in großer Ausdehnung Sitte war, existirt noch jetzt bei den Nichtbekehrten. Auch die Beschneidung ist bei ihnen üblich. Sie tragen ihre Kinder auf die nämliche seltsame Weise auf den Hüften, wie wir es schon bei dem niedern Archipel beschrieben haben. Man verlobt sie sehr früh, ohne Rücksicht auf das Alter, indem das Mädchen bis zur Mannbarkeit saa oder tabu ist. In der Zwischenzeit werden alle Gegenstände der einheimischen Haushaltung, als Matten u. s. w., für den Hochzeittag angefertigt. Zwei Tage zuvor versammeln sich die Bewohner des Districts zu Festlichkeiten und Tänzen. Am dritten Tag wird die Braut vor die versammelte Menge gebracht und die bei Heirathen übliche Ceremonie, welche Aehnlichkeit mit der bei den Juden gebräuchlichen hat, ausgeführt. Nach der Vermählung wird die Mitgift ausgestellt, indem jedes einzelne Stück emporgehoben und dabei gesagt wird, von wem es herrührt. Hat die Menge alles Eßbare aufgezehrt und sich im Schwelgen erschöpft, so zerstreut sie sich. Kindermord war auf der Insel nie Sitte.

Ich habe noch selten eine andächtigere und aufmerksamere Volksversammlung gesehen, als die gottesdienstliche Feier in dem Rathhause zu Pago-pago, welcher ich mehreremale anwohnte. An der neuen Kirche sind Veränderungen vorgenommen worden; denn nachdem sie bereits fertig war, fand es sich daß sie die Versammlung nicht fasse, worauf man beschloß sie zu erweitern.

Nach Beendigung eines langen Gottesdienstes sah ich sie einmal sich in drei Parteien scheiden, wovon die eine in der Kirche zurückblieb, die andern beiden aber sich in verschiedene Gebäude begaben, und zwar, wie ich erfuhr, um Erläuterungen über die Predigt von einheimischen Lehrern anzuhören, die sie außerdem auch noch ermahnten alles abzulegen, was sich für einen Christen nicht zieme. Der Nachmittag wird von den Missionären zu weiteren Ermahnungen und Prüfungen verwendet. Die eingebornen Missionäre haben auch an den Freitagen Versammlungen.

Es wurden einige unangemessene Versuche gemacht die Eingebornen durch Anerbietungen, welche in ihren Augen großen Werth haben mußten, zum Uebertreten der von den Missionären gegebenen Gesetze zu veranlassen, indem man ihnen sagte, daß

sie von den Missionären nicht gesehen würden. Darauf hin aber deuteten sie nach dem Himmel und erwiederten „dort Missionär es sehen." Diese Antwort war entscheidend, und enthielt einen eben so gerechten als ernsten Vorwurf.

Der „Peacock" und „Flying-Fish" vereinigten sich wieder mit uns am 18 October, acht Tage nach unserer Abfahrt von Papeiti. Sie erhielten sogleich den Befehl sich nach Upolu zu begeben, um diese Insel zu untersuchen. Da ihnen jedoch der Wind entgegen war, so gingen sie erst am 20 unter Segel. So leicht die Einfahrt in den Hafen von Pago-pago ist, so schwierig ist die Ausfahrt, weil die Südostwinde gerade in denselben hereinwehen und man dabei in kurzen Wendungen laviren muß.

Das Klima von Tutuila ist mild und angenehm, vorzüglich zu Pago-pago, wo die Temperatur gemäßigter als irgend sonstwo auf der Insel ist, was von den dichten Wolkenmassen herrührt, die stets über dem Berglande hängen. Es weht hier gewöhnlich ein guter Seewind, welcher sich etwa gegen 10 Uhr erhebt und bis nach Sonnenuntergang fortdauert. Die Nächte sind ruhig, und bei schönem Wetter fällt viel Thau. Wir hatten aber während unseres Aufenthaltes wenig schönes Wetter, und das Prognostikon, welches die Eingebornen mir in Betreff des Beobachtens der Himmelskörper stellten, erwies sich nur allzurichtig. Der Wind blies manchmal sehr heftig, und war fast immer von Regen oder Nebel begleitet. Man sagte mir, daß es das Jahr hindurch viel regne, daß man es aber in so anhaltender Dauer seit langer Zeit nicht mehr erfahren habe. Es scheint keine eigentliche Regenzeit zu herrschen, dagegen sind diese Gegenden während der Wintermonate, oder vom October bis zum März, *) heftigen Winden ausgesetzt.

Fast alle Dörfer der Insel wurden nach und nach von einigen Officieren des Geschwaders besucht und ihren Berichten nach scheinen sie alle einander ziemlich ähnlich zu seyn. Die Dörfer Fagaitua und Leone an der Südküste sind die bedeutendsten, und noch mehr des „Teufels" Städte als die andern.

*) Während der eilf Tage unsers Aufenthaltes betrug die Masse des gefallenen Regens $4^{6}/_{10}$ Zoll.

Einer ihrer Gebräuche ist der Wilden würdig. Sie benützen die Schweine selten als Nahrung, und diese sind folglich auch sehr selten bei ihnen. Allein in dem Zwischenraum von mehreren Monaten versammeln sich diese Dorfbewohner immer zu einem Feste, wobei dreißig bis vierzig Schweine geschlachtet werden, an denen sie sich alsdann drei bis vier Tage hindurch laben, so lange eben die Vorräthe dauern. Sie essen aber das ganze Thier, mitsammt den Eingeweiden und allem. Fische und Taro sind die hauptsächlichsten Nahrungsmittel, und bei schönem Wetter sieht man immer eine Menge Eingeborner am Strande sich mit Fischen beschäftigen. Die am meisten verspeiste Fischart ist die Barbe.

Es gibt auch eine große Art Würmer, welche sie als einen bedeutenden Leckerbissen betrachten. Es ist unmöglich, sie ohne Ekel die Eingeweide der Tripangs, Holothurien und Echina verschlingen zu sehen. Sie essen auch viele von den Schalthieren welche sie an dem Strande finden.

Am 7 November 1837 zeigte dieser Hafen eine jener merkwürdigen Naturerscheinungen der Schwingung der Fluthwelle. Die darüber aufgezeichneten Beobachtungen sind dem Briefe eines damals in Pago-pago, jetzt aber in Upolu wohnenden Missionärs, des Hrn. Mills, entnommen.

Das Wetter war am vorhergehenden Abend sehr bewegt, mit häufigen Windstößen von Osten, und dauerte so bis um 7 Uhr Morgens, von welcher Zeit an der Himmel mit Wolken bedeckt war und häufige leichte Regenschauer niederfielen. Von 5 Uhr Nachmittags an regnete es fortwährend bis 10 Uhr Nachts. Am 8 folgten sich Ebbe und Fluth auf unregelmäßige Weise, der Tag war schön und sehr warm. Diese Naturerscheinung scheint man aber sonst nirgends auf der Samoa-Gruppe bemerkt zu haben, wohl aber, wie man aus dem Folgenden ersehen wird, auf der Hawaii-Gruppe.

Die eigenthümliche Formation des Hafens von Pago-pago mag dazu beigetragen haben, daß man sie hier eher bemerkte als an andern Orten. Das gewöhnliche Anwachsen der Fluth beträgt nicht mehr als $4\frac{1}{2}$ Fuß, und weder vor, während, noch nach dem Phänomen bemerkte man Erdstöße in irgend einem Theile der Gruppen, wo Missionäre ansässig sind.

Neuntes Capitel.

Upolu — Manono — Savaii im Jahre 1839.

Nachdem wir am 23 November mit der Untersuchung der Insel Tutuila fertig waren, trafen wir unsere Vorbereitungen zur Abfahrt, und lichteten am 25 die Anker. Der Nachmittag war schön, und wir segelten längs der Südküste der Insel hin, wobei wir Gelegenheit hatten die mannichfach abwechselnde Oberfläche derselben, ihre üppigen Wälder und die freundlichen, an den verschiedenen Buchten malerisch herumliegenden Dörfer zu bewundern. Da wo die Thäler aus den Bergzügen heraustreten und sich nach der Küste zu öffnen, dehnt sich gewöhnlich einige Meilen weit gegen das Innere zu eine reizende Ebene aus. Diese Ebenen sind größtentheils mit Cocosnuß- und Brodfruchtwäldchen bewachsen, in deren Schatten die friedlichen Hütten der Eingebornen liegen. Viele Bewohner trafen wir indeß unterwegs in ihren Canoes mit Fischfang beschäftigt.

Wir hatten die etwa 36 Meilen betragende Entfernung zwischen Tutuila und Upolu bald zurückgelegt, und gegen Morgen wurden wir der letztern Inseln ansichtig, an deren Küste hin wir weiter nach Westen steuerten. Sie scheint noch viel reicher und fruchtbarer als die übrigen Eilande dieser Gruppe, und erhebt sich von einer niedern Küste in kleinen Bergterrassen bis zu einer mäßigen Höhe. Hie und da bemerkt man breite und fruchtbare Thäler mit zahlreichen Bächen, die in reizenden Wasserfällen an den Bergwänden herabstürzen. Der östliche Theil der Insel ist weit zerrissener als der westliche; der Hauptgebirgszug geht von Ost nach West, und an ihn schließen sich von der Nordküste aus in südöstlicher Richtung andere Bergrücken an. Zwischen diesen Verzweigungen liegen breite und fruchtbare Thäler, die an Breite in dem Maße abnehmen als sie sich von der Küste entfernen. Das Ufer ist von einem Korallenriff umgeben, das hie und da von Canälen durchbrochen ist und sichere und bequeme Häfen bildet.

Um Mittag sahen wir den „Peacock" in dem Hafen von Apia liegen, und bald darauf erhielt ich eine Botschaft von dem Capitän Hudson, der mich wissen ließ, daß meine Gegenwart am Ufer nothwendig sey. In der Hoffnung daß es sich um keine Sache handeln werde welche einen Aufschub veranlasse, fuhr ich von der hohen See aus in meinem Boot ans Land. Wie ich dort ankam, fand ich die Häuptlinge gerade mit dem Verhör eines Eingebornen, Namens Tuvai, beschäftigt, der einen Amerikaner, Namens Edward Cavenaugh, aus New-Bedford gebürtig, getödtet hatte.

Es zeigte sich, daß man dem Capitän Hudson bei seiner Ankunft den Mörder bezeichnet hatte, worauf dieser sehr geeignetermaßen beschloß die Bestrafung des Verbrechers zu verlangen, und Befehl zu dessen Verhaftung gab. Demzufolge wurde er in einem Hause an der Küste ergriffen und an Bord des „Peacock" gebracht. Da man ihn überrascht hatte, so konnte er bei seiner Gefangennahme keinen Widerstand leisten. Capitän Hudson verlangte nun eine Unterredung mit den benachbarten Häuptlingen, welche sich demzufolge am 27 versammelt hatten. Der Fono, so nennt man solche Versammlungen, wurde in dem Rathhaus oder Fale-tele gehalten, wo die Häuptlinge auch zusammenkamen. Hr. Mills versah bei dieser Veranlassung die Stelle als Dolmetscher. Capitän Hudson erklärte durch seine Vermittlung, daß der Grund, warum er sie zusammenberufen, der sey, den Angeklagten vor ihr Gericht zu stellen, damit seine Schuld erwiesen und er der verdienten Strafe unterworfen werden möge. Sodann bezeichnete er ihnen die Anklage so wie die Folgen des Verbrechens einer Tödtung, und erklärte sich über seine Handlungsweise, die er unter den obwaltenden Umständen für seine Pflicht gehalten. Die Häuptlinge hörten seine Anrede mit großer Aufmerksamkeit an und gestanden in ihrer durch einen der Vornehmsten unter ihnen gegebenen Erwiederung zu, daß der Verhaftete wirklich die schuldige Person sey, eine Thatsache, die Jedermann auf der Insel kenne. Capitän Hudson setzte ihnen sodann auseinander, wie es unumgänglich nothwendig sey, daß Tuvai alsbald gestraft werde, um andere von dem Verüben eines ähnlichen Verbrechens abzuschrecken. Dabei rieth er aber, trotz der allgemeinen Ueberzeugung, daß Tuvai

das Verbrechen begangen habe, diesen doch vorher einem Verhör zu unterwerfen, damit auch das gehört werde was er zu seiner eigenen Vertheidigung vorbringe.

Dieser Vorschlag erhielt die Billigung; Tuvai wurde unter Bedeckung ans Ufer gebracht und in die Mitte des Gemachs gestellt. Es war ein schlimm aussehender, etwa 28 Jahre alter Geselle, der durchaus keine Furcht verrieth, sondern mit der größten Fassung um sich blickte. Das Verhör war einfach genug: zuerst fragten ihn die Häuptlinge ob er des Vergehens schuldig sey, was er bejahend beantwotete. Auf die nächste Frage, warum er dasselbe begangen, gab er die Erwiederung: er habe es gethan, um sich in den Besitz des Eigenthums des Fremden (seiner Kleider und seines Messers) zu setzen. Die Häuptlinge, unter denen sich auch Pea von Apia, ein entfernter Verwandter des Verbrechers, befand, boten alles was in ihrer Macht stand auf um ihm das Leben zu retten. Sie erklärten, er befinde sich in der Finsterniß und habe daher das Schuldhafte seiner Handlung nicht gekannt, als er den Mord begangen; da sie eben erst aus dem Heidenthum getreten, könne man sie für frühere Handlungen keinen Gesetzen unterwerfen, die sie nicht gekannt hätten; diese Gesetze seyen für Völker gemacht worden, welche sich auf einer höheren Stufe der Bildung befänden; Tuvai sey ein armer unangesehener Mann und eine Person von allzugeringer Bedeutung, als daß ein großes Volk, wie wir, von demselben Notiz nehmen könnte; endlich verbiete Faa Samoa (der Samoanische Brauch) die Menschen bei kaltem Blute zu tödten, dagegen aber gestatte er, wenn über dem Vergehen eine so lange Zeit verstrichen sey wie in dem vorliegenden Falle, ein Lösegeld.

Pea sagte, daß an den Eingebornen schon manches Böse ungestraft von den weißen Männern verübt worden sey, und fragte, ob es denn die christliche Religion zugebe, daß man einem Menschen das Leben nehme. Sodann rief er unsern Edelmuth an, dem Verbrecher zu verzeihen, indem er uns zugleich versicherte, daß für die Zukunft nichts Aehnliches mehr vorkommen solle. Pea wurde in diesen seinen Bemühungen durch Vavasa von Manono, einen der schönsten unter den Häuptlingen, dessen ganzes Wesen voll Grazie und dessen Benehmen außerordentlich stolz und frei war, unterstützt. Als Antwort auf ihre Behauptungen

erklärte Capitän Hudson, daß, wenn auch in Betracht ihres früheren unaufgeklärten Zustandes andere Sünden leicht vergeben werden könnten, das Verbrechen des Mordes doch selbst durch die Finsterniß des Heidenthums kein geringeres werde. Er verwies sie auf die Worte der Schrift: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden;" und erklärte schließlich, daß nichts als das Leben des Verbrechers den Forderungen der Gerechtigkeit Genüge leisten könne und sie denselben selbst hinrichten müßten.

Dieser Ausspruch erregte große Aufregung. Die Häuptlinge versicherten wiederholt, daß sie solche Gesetze nicht kennten; daß nach den Sitten von Samoa der Zorn der Freunde und Verwandten einer getödteten Person durch ein Geschenk von Seiten des Verbrechers oder seiner Verwandten und durch eine Art von Unterwerfung, darin bestehend, daß sie ihre Köpfe dreimal auf die Erde stoßen, besänftigt werde. Hierauf wurde einfach erwiedert: die Schuld des Gefangenen sey bewiesen und zugestanden — er müsse sterben.

Nach langem Widerstreben willigten die Häuptlinge endlich ein, legten aber bedeutenden Widerwillen gegen die sofortige Hinrichtung an den Tag. Sie verlangten auf das bestimmteste, daß der Verbrecher entweder an Bord des Schiffes gebracht und dort hingerichtet, oder aber nach einer einsamen Insel geführt und dort verlassen werden solle. Diese Alternativen verweigerte Capitän Hudson, worüber die Häuptlinge eine große Betrübniß an den Tag legten. Als die Berathung auf diesem Punkte angekommen war, wurde das Schiff Vincennes signalisirt und die Verhandlung sofort aufgeschoben. Als ich landete, fand ich die Versammlung ängstlich des Resultats meiner Ankunft wartend. Capitän Hudson und ich hatten zuerst eine geheime Unterredung, in welcher er mir den Sachverhalt genau auseinandersetzte und erklärte, daß er die Häuptlinge habe zwingen wollen alle Vorbereitungen zur Hinrichtung zu treffen, worauf er, ehe man das Urtheil wirklich vollstreckt, hervorgetreten wäre und den Verbrecher begnadigt, zugleich aber Hrn. Mills gebeten hätte eine passende Rede zu halten, in welcher die Gründe für die Begnadigung auseinandergesetzt worden wären.

Nachdem wir die Sache reiflich mit einander überlegt, kamen wir zu dem Beschlusse, daß es das beste seyn würde den Verbrecher auf eine andere Insel zu bringen. Denn es schien wahrscheinlich, daß dieß eine bessere Wirkung hervorbringen würde, als selbst seine Hinrichtung, da dieß länger im Gedächtniß bleibe, und die erstere Strafe leicht den Wunsch nach Rache erregen könnte. Diese Entscheidung wurde nun den Häuptlingen mit der Bemerkung mitgetheilt, daß, in Uebereinstimmung mit den in Taheiti für solche Fälle geltenden Gesetzen, Tuvai nach einer einsamen Insel gebracht werden würde, wo er keine Gelegenheit mehr hätte einen weißen Mann zu tödten.

Es wurde darauf Befehl gegeben, den Gefangenen an Bord des „Peacock" zu bringen, wohin ihm eine Menge Eingeborne unter zahlreichen Thränen und Klagen das Geleite gaben; namentlich war aber sein Weib äußerst betrübt, und Pea, der Häuptling von Apia, mit welchem, wie bereits erwähnt, der Gefangene verwandt war, sehr traurig und niedergeschlagen. Unfähig aber seiner Wuth auf andere Weise Luft zu machen, ließ er sie an der ihn begleitenden Menge aus, indem er nach allen Richtungen mit dem dicken Stengel eines Cocosnußblattes um sich schlug und sie so auch bald auseinanderjagte. Ich war begierig zu sehen, welchen Eindruck der Urtheilsspruch auf den Gefangenen machen würde. Den Tod hätte er ohne das leiseste Murren ertragen, als er aber hörte, daß er seinem Geburtslande entrissen werde, war seine Festigkeit dahin, und man sah ihn Thränen vergießen. Er leistete nicht den geringsten Widerstand, als man ihn an Bord brachte; nachdem er aber da war, sagte er, er möchte lieber getödtet und auf seiner Heimathinsel begraben, als auf ein wüstes Eiland verbannt werden.

Nachdem diese schwierige Angelegenheit abgemacht war, trugen sie mir ihre eigenen Beschwerden vor, und hauptsächlich ihre Klagen gegen die amerikanischen Wallfischfänger. Sie sagten, daß einige derselben die Hafengebühren umgangen und sich geweigert hätten die ihnen gelieferten Lebensmittel zu bezahlen. Hierauf erwiederte ich, daß ich bereit sey sie augenblicklich für ihren erlittenen Verlust zu entschädigen, und keinen weitern Beweis verlange, da mir ihre Aussage genüge. Sie schienen ganz betroffen über dieses so ganz unerwartete Anerbieten, lehnten

es aber nach kurzer Berathung, wie um eine entsprechende Gesinnung zu äußern, ab. Ich erklärte ihnen sodann, daß ich die Hafengebühren für das Geschwader bezahlen werde, was großes Vergnügen verursachte, hauptsächlich dem alten Pea, welcher den größten Nutzen davon zog. Der Fono trennte sich sodann in äußerst guter Stimmung.

Pea und einige andere Häuptlinge waren sehr begierig von mir zu erfahren, auf was für eine Insel Tuvai ausgesetzt werde, und stellten mancherlei Fragen hierüber, wobei sie jedoch immer wiederholten, ob es auf derselben auch Cocosnußbäume gebe, für sie die erste und beste Naturgabe. Da ich ihnen die beachsichtigte Strafe so schrecklich wie möglich vorstellen wollte, so erwiederte ich stets, daß es keine dergleichen dort gebe. Nachdem Tuvai wieder an Bord des Schiffes war, stattete ihm der alte Pea einen Besuch ab, in dessen Verlauf der erstere in Thränen ausbrach, bitterlich heulte und bat, man möchte ihn an das Ufer bringen und dort tödten, damit doch wenigstens sein Leichnam in der heimathlichen Erde begraben werde. Wir erfuhren jedoch, daß dieß ein vorher schon abgekarteter Plan sey, um eine weitere Milderung des Urtheils zu erlangen, und diese rührende Zusammenkunft nur deßwegen stattgefunden habe, um unser Mitleid zu erwecken. Als der alte Pea jedoch gewahrte, wie dieselbe nicht den erwarteten Erfolg habe, entfernte er sich mit schmerzlichen Gesichte vom Schiff, indem er ausrief; „Eloisa-ia-tu Tuvai" — habt Mitleid mit Tuvai.

Ich hatte gehofft, die Aufnahme von Upolu wenn auch nicht völlig, so doch nahezu beendigt zu finden; allein es war von dem „Flying-Fish," welcher dabei helfen sollte, bis jetzt noch weder etwas zu sehen noch zu hören gewesen. Dieß war keine geringe Unannehmlichkeit, da ich mich gezwungen sah, mit dem „Vincennes" in den Hafen einzulaufen und mich hier längere Zeit aufzuhalten. Bevor ich mich zu diesem Schritt entschlossen hatte, erfuhr ich, daß ein Häuptling, Namens Opotuno, dessen Gefangennehmung in den Augen unserer Regierung eine solche Wichtigkeit hatte, daß ein Kriegsschiff eigens zu diesem Zweck abgeschickt worden war, wieder unruhig zu werden beginne, und alle Weißen, welche in seine Gewalt fielen, mit seiner Rache bedrohe. Ich beschloß deßhalb einen Versuch zu machen, ob ich

mich seiner Person nicht durch List bemächtigen könne. Damit jedoch dieses Beginnen auf der Insel keine Unruhe errege, oder für die Weißen von nachtheiligen Folgen werde, beschloß ich, bevor ich zur Ausführung schritt, mich darüber mit dem hochw. Hrn. Williams, *) dem ersten Missionär auf diesen Eilanden, zu besprechen, theils um seinen Rath über die Art und Weise, wie ich meinen Plan am besten ausführen könnte, zu hören, theils um zu erfahren, welche Rückwirkung derselbe auf die Angelegenheiten der Missionäre haben könnte. Ich begab mich daher nach seinem Wohnsitz zu Fasetutai, etwa 20 Meilen westlich von Apia, in der Hoffnung ihn zu sehen, und Hr. Cunningham, brittischer Viceconsul, war so gütig mich zu begleiten.

Mit Sonnenuntergang verließen wir den „Peacock," und erreichten gegen Mitternacht die stille Hütte des Hrn. Williams. Dieser Mann erschien mir als das Muster eines Missionärs, fromm, heiter und sanft, dabei aber doch entschlossen. Alle seine Gedanken schienen auf die Wohlfahrt derer gerichtet zu seyn, deren Erleuchtung er sich zur Aufgabe gestellt hatte. Dabei richtete er sein Augenmerk nicht bloß auf die Verbreitung des Evangeliums, sondern ebenso auf die von nützlichen Künsten und alles dessen was dazu beitragen konnte die Lage der Eingebornen zu verbessern und die bei ihnen herrschenden Laster zu verdrängen.

Nach einer längern Berathung kam Hr. Williams zu dem Schluß, daß kein Grund vorhanden sey zu fürchten, daß aus der Gefangennehmung Opotuno's sich für die Weißen und die Missionäre irgend ein Nachtheil ergeben könnte. Er bezeichnete Opotuno als einen blutdürstigen Kerl, und erklärte, daß der Insel ein großer Dienst durch seine Entfernung geleistet würde. Es sey kein Schatten von Zweifel darüber, daß er schon zwölf Weiße, worunter mehrere Amerikaner, getödtet habe; er sey ein entschiedener Feind aller Weißen und sage offen, daß er keine Gelegenheit vorübergehen lassen werde, alle, welche in seine

---

*) Hr. Williams ist der Verfasser der wohlbekannten „Polynesian Missionary Researches," und es wird später unsere traurige Pflicht seyn zu erzählen, wie er als ein Märtyrer seiner Bemühungen um die Verkündigung des Evangeliums fiel.

Gewalt fielen, umzubringen. Hr. Williams zweifelte übrigens an dem Erfolg jeden Versuchs ihn gefangen zu nehmen, wenn man dabei keine Verstellung anwende, denn bei der Annäherung von Kriegsschiffen und während deren Anwesenheit ziehe er sich in die Berge von Savaii zurück, wo es unmöglich sey ihn zu finden.

Hrn. Williams Wohnung ist äußerst reizend gelegen. Sie steht nur wenige Ruthen von dem Strand entfernt und ist von einem reinlich gehaltenen freien Platz umschlossen, auf welchem sich verschiedene schöne Bäume befinden, während Cocosnuß-, Brodfrucht- und verschiedene andere Bäume den Hintergrund schließen. Nahe dabei befindet sich die kleine Werfte seines Sohnes, des Hrn. John Willams, der von seinem Vater nach England geschickt wurde und dort alle mechanischen Hanthierungen erlernt hatte. Seit wenigen Monaten war er mit seiner Frau von da zurückgekehrt, und hatte sich mit Hülfe einiger Eingebornen bereits ein Schiff von etwa 25 Tonnen Last gebaut, das er zum Handel zwischen den verschiedenen Eilanden benützen will.

Am nächsten Tage kehrten wir nach Apia zurück. Unterwegs hielten wir in Sagana an, um dem Malietoa, dem obersten Häuptling der Malo oder siegenden Partei, unsern Besuch zu machen. Man hatte zu unserem Empfang keine Vorbereitungen getroffen, denn wir kamen unangemeldet. Malietoa ist ein Mann in bereits vorgerücktem Alter, und uns allen fiel seine ungemeine Aehnlichkeit mit General Jackson auf, die nicht bloß äußerlich ist, denn Malietoa besitzt auch nicht wenig von derselben Energie des Charakters. Wir fanden den Häuptling zu Haus, und von allen seinen Weibern und Kindern umgeben. Er hieß uns herzlich willkommen und wollte uns in sein Faletele führen, allein ich gab dieß nicht zu. Hr. Wilson war ein ausgezeichneter Dolmetscher, und mit seiner Hülfe führte ich eine lange und angenehme Unterhaltung mit Malietoa, der, als das Gespräch auf seine Kriege kam, voll Feuer und Lebendigkeit wurde. Ich drückte ihm meinen Wunsch aus, eine Zusammenkunft mit den angesehensten Häuptlingen zu haben, worauf er sehr bereitwillig erklärte, er wolle einen Fono zusammenrufen, und den 4 November als den nächsten Tag bezeichnen, an welchem er die Häuptlinge versammeln könne, da ein Theil derselben

von Savaii kommen müsse. Diesen Tag bezeichnete er selbst, nachdem er die sechs dazwischenliegenden an den Fingern abgezählt hatte; ich bemerkte übrigens, daß er die Rechnung mehreremale wiederholen mußte. Nachdem ich dieses Geschäft abgemacht, und wir von den dargereichten Erfrischungen genossen hatten, nahmen wir Abschied.

Am folgenden Tage wurden Abtheilungen nach verschiedenen Richtungen ausgeschickt, um alle Theile der Insel zu gleicher Zeit zu untersuchen. Eine dieser Excursionen ging quer über die Insel. Bei der Ankunft auf dem höchsten Punkte des Gebirgsrückens, zwischen Siuma und Siusinga, der sich etwa 2050 Fuß über das Meer erhebt, fand man einen freien Platz, auf dem sich zwei Erdwälle, jeder etwa 15 Fuß hoch und 120 Fuß im Umfang haltend, erhoben. Außerdem sah man auch noch mehrere steinerne Mauern. In Betreff derselben besteht die Sage, sie seyen durch die Krieger von Vavao erbaut worden, die in Upolu einfielen und, nachdem sie ihren Raubzug längs der Küste beendigt hatten, diese beherrschende Stellung einnahmen, um die Verbindung zwischen den beiden entgegengesetzten Theilen der Insel abzuschneiden. Die auf diesen Erdwällen wachsenden Bäume haben nahezu zwei Fuß im Durchmesser, und die Missionäre brachten durch ihre Nachforschungen heraus, daß die erwähnte Invasion vor siebenzig oder achtzig Jahren stattgefunden habe.

Die HH. Dana und Couthouy besuchten einen See, Lauto genannt, der sich westlich von diesem Passe und im Mittelpunkt eines erloschenen Kraters befindet, dessen oberer Rand 2570 Fuß über dem Meer liegt. Die Entfernung zwischen dem Rand und dem Wasserspiegel des Sees beträgt 120 Fuß. Diesen beiden Herren gelang es den See zu untersuchen, indem sie Bäume fällten und daraus einen Floß machten. Sie fanden in der Mitte eine Tiefe von $9\frac{1}{2}$ Faden, welche von da aus in allen Richtungen gegen das Ufer zu allmählich abnahm. Der See hat eine fast kreisrunde Form und einen unterirdischen Abfluß. Der Berg, in welchem der Krater sich befindet, ist kegelförmig, und in einiger Entfernung gegen Süden erhebt sich ein niedriger Hügel, außer welchem sich aber keine andere Erhöhung über den Bergzug vorfindet.

Der Rand des Kraters ist mit dem diesen Eilanden eigenthümlichen Buschwerk bekleidet, das übrigens hier eine ganz besondere Schönheit entfaltet und mit verschiedenen äußerst lieblich duftenden Blumen geschmückt ist. Auch haben die Dichter der Insel die Schönheit dieses Ortes wohl zu würdigen gewußt und spielen auf das fortwährende Grün, welches die Ufer dieses Sees schmückt, in folgendem Vers an:

„Lauu to'o e le toi a e lau mea."
„Lauto, unberührt vom welkenden Laub."

Es besteht auch eine mit diesem See im Zusammenhang stehende Sage, welche mehr poetische Schönheit und Gefühl verräth, als man bei einem so rohen Volke vermuthen würde. Sie lautet folgendermaßen.

Es sind schon mehrere Generationen her, daß während eines Krieges zwischen Upolu und Savaii eine Anzahl Kriegscanoes vom letztern Eiland herüberfuhren, um Ulatamoa (oder, wie es jetzt heißt, Ulumo enga), die bedeutendste Stadt des Districts Aana, anzugreifen. Zur Zeit ihrer Annäherung ruderten zwei Brüder, To'o und Ata, gerade ihre Canoes in dem Canal zwischen dem Riff und dem Ufer, und wurden, ehe sie noch das Land hatten erreichen können, von einer Abtheilung der Savaiikrieger angegriffen. Nach einer tapfern Gegenwehr wurde Ata überwältigt und erschlagen, und To'o entging nur mit knapper Noth einem gleichen Schicksal. Vom Schmerz über den Verlust eines Bruders, den er zärtlich liebte, niedergedrückt, zog sich To'o in die benachbarten Berge zurück, vergrub sich in die finsterſten Schlupfwinkel der dortigen Wälder, und ließ sie von seinen bittern Klagen widerhallen. Endlich gelangte er auf seinen Wanderungen zur obersten Bergspitze, wo er sich niedersetzte, mit seinen Händen ein weites Loch grub und, indem er sich über dessen Rand beugte, seine Thränen so lange hineinfließen ließ, bis es voll war. Von der Zeit an hat der See den Namen Lauu-to'o. Die Achtung To'o's vor dem Andenken seines Bruders bewies sich noch weiter dadurch, daß er Ata's Namen annahm, denselben als Familientitel seinem eigenen beifügte, und bis auf den heutigen Tag führen seine Nachkommen, die noch immer bedeutende Häuptlinge auf Upolu sind und von denen

die Sage überliefert wurde, die Benennung Toomata, eine Zusammenziehung von To'o-ma-ata.

Der See Lauto wird von den Eingebornen mit abergläubischer Furcht betrachtet, denn sie halten ihn für den Aufenthaltsort der Geister, welche in früheren Zeiten mit großer Verehrung betrachtet und angebetet wurden. Man glaubt sie wohnen in dem Wasser in der Gestalt von Aalen, die so dick wie ein Cocosnußbaum und zwei Faden lang seyen. Die von obengenannten Herren unternommene Untersuchung des Sees wurde als eine so große Entweihung angesehen, daß ihre einheimischen Führer sie verließen und sie als Personen betrachteten, welche unfehlbar einem Unfall, wenn nicht gar dem Tode geweiht seyen. Die Aale wurden als so wild und bös geschildert, daß sie einem Menschen leicht das Bein abbeißen könnten. Es wurden jedoch in dem See weder Aale noch andere Fische bemerkt. In der Nähe des Kraters sah man weder Felsen noch Schlacken. Nur wenige einzelne Steine lagen zerstreut herum. Der Kegel des Lauto-Kraters ist platter als die übrigen ähnlichen welche man besuchte, und besonders als der des Berges Tofua. Dieß ist der westlichste von allen und liegt hinter Fasetutai. Er erhebt sich so schroff, daß man ihn vom Meere aus ganz genau unterscheidet. Alle diese Krater liegen auf dem Rücken des Hauptgebirgszweiges, und der beträchtlichste von ihnen ist der von Siusinga, der hinter Sagana und Faliata liegt. Auch auf dem Malata-Berg hinter Fangaloa befindet sich ein solcher, und ein anderer auf der Südseite der Insel, nahe bei Salomana.

Der Theil des Gebirgszugs, auf welchem Tofua liegt, ist viel niedriger als der Kegel selbst, steigt aber gegen Osten hin fortwährend an. Von Fasetutai an ist der Abfall des Gebirgs drei bis vier Meilen weit fast ganz unmerklich; dann aber wird die Böschung rasch steiler, bis sie endlich ganz abschüssig ist. Aber selbst an den steilsten Plätzen war der Felsen kaum sichtbar, sondern mit tiefer fruchtbarer Erde bedeckt, die sich aus dessen allmählicher Zersetzung bildete, womit sich dann Pflanzenerde mischte. Der ganze Abhang von der Spitze des Berges bis zum Strande ist, gleich andern Theilen der Insel, mit dichtem Wald bedeckt, welcher alle Aussicht auf das Meer, ausgenommen von dem obersten Gipfel aus, verhindert. Der Rücken,

auf welchem sich der Kegel erhebt, hat eine absolute Höhe von 1150 Fuß, und der Böschungswinkel von der See bis zur Spitze beträgt 40° bis 50°. Die Spitze des Gipfels, welche den Rand des Kraters bildet, ist nirgends mehr als 15 Fuß, ja oft kaum halb so breit. Er ist gleichmäßig hoch und von kegelartiger Form; der Umfang der innern Aushöhlung wird auf etwa $2^1/_4$ Meilen geschätzt und nimmt die ganze Kuppe ein. Als Tiefe des Kraters fand man 360 Fuß, und das Innere desselben ist ganz mit hohen Bäumen ausgefüllt. Der innere Abhang hat eine Böschung von 60°. Am Fuße derselben befindet sich eine unebene, mit Kohlen und Schlacken bedeckte Fläche. Auf dieser wachsen Bäume, von denen einzelne über 100 Fuß hoch sind, und zwischen denen dichtes Gesträuch wuchert.

Obgleich es mehrere Tage vor dem Besuche des Kraters anhaltend geregnet hatte, so fand man doch kein Wasser in demselben. Dieß schreibt man dem Umstande zu, daß viele Quellen und Bäche der Insel während ihres ganzen Laufes, andere aber während eines Theils desselben unterirdisch sind. Die erstern kommen in der Nähe des Ufers als große Quellen zum Vorschein und bilden natürliche oder künstliche Teiche, in welchen sich die Eingebornen baden. Nach unsern Beobachtungen sind diese Teiche an der Westküste der Insel so zahlreich, daß man im Durchschnitt jede Meile einen solchen trifft.

Die Felsen der Insel sind von jener vulcanischen Art, die man bei dem Vorhandenseyn so vieler Krater leicht erwarten kann. Sie bestehen hauptsächlich aus verschiedenen Arten von Basalt-Lava, in welcher man Augit, Feldspath, Albit und Chrysolith findet. Man sieht ausgedehnte Lavaströme, besonders auf der Südseite der Insel. Es scheint daß diese in verschiedenen Richtungen gegen das Seeufer hinabgeflossen sind und, nachdem sich ihre äußere Fläche abgekühlt hatte, die innere, flüssig gebliebene Masse vollens ausrann, und so eine Art Tunnel hinterließ. Diese Tunnels sind zahlreich, und sie bilden den unterirdischen Lauf der Ströme. Einige derselben sind sehr merkwürdig, und es kann einer, den wir in der Nähe von Sanga besuchten, als Muster für die übrigen dienen. Er bildete eine 958 Fuß lange Höhle, die sich in südöstlichrr Richtung hin ausdehnte und im Durchschnitt 15 Fuß breit war, während die Höhe 8 Fuß betrug.

Am Ende der Höhle befand sich ein 5 Fuß tiefer Teich, dessen Wasser eine Temperatur von 72° hatte, während die der Luft innen in der Höhle 77°,6 und die im Freien 77°,4 betrug. Man findet diese Lavaströme häufiger im südlichen Theil der Insel als im nördlichen, und sie sind dort auch breiter, indem manche an einzelnen Stellen vier Meilen breit sind.

Der von Vivimanga nach Sanga führende Pfad wird der Steinweg genannt, da er zum Theil aus Lavablöcken gebildet ist. In der Nähe desselben befinden sich auch viele Höhlen in den Lavaströmen. Unter ihnen ist die von Sanga die größte und ihre Beschreibung kann einen Begriff von den übrigen kleinern geben.

Die Höhle von Sanga war dem Gott „Moso" geweiht, der angeblich darin wohnte. Der Eingang in dieselbe war durch eine 3' dicke, 4' hohe und 6' lange, querüber gebaute Mauer verschlossen. Seiten, Boden und Dach der Höhle sind verhältnißmäßig glatt, und mit Tropfsteinen von hellgelber Farbe, die aber nicht kalkartig sind, bedeckt. Man sagte uns, in dieser Höhle hauste eine ganz eigene Art von Schwalben, welche niemals an das Tageslicht kämen. Hr. Peale, der mit bei der Gesellschaft war welche die Höhle besuchte, fand Schwalben in Menge, die einen Lärm wie losgeschossene Raketen machten. Es war dieß jedoch durchaus keine besondere Species, sondern die auf den Inseln gewöhnliche, und statt das Tageslicht zu scheuen, flogen sie beständig an der Höhle aus und ein, die von ihnen nur als Brüteort benützt wurde. Wir fanden ihre aus Moos gemachten Nester an den hervorspringenden Kanten der Wände und der Wölbung. Die Eier, von denen man nie mehr als eines in jedem Neste fand, waren weiß und, im Verhälniß zum Vogel selbst, ungewöhnlich groß.

Beim Durchstreifen der Insel Upolu sah man viele tiefe Schluchten mit Wasserfällen, von denen einer gemessen wurde. Er hatte eine Höhe von 750 Fuß, so daß die ganze Wassermasse sich in Staub aufgelöst hatte, ehe sie den Boden erreichte. Diese Schluchten sind äußerst wild, gewähren aber dabei, wegen der großen Verschiedenheit und des ganz eigenthümlichen Charakters des an den Wänden in üppigster Fülle wuchernden Gesträuchs, einen höchst malerischen Anblick.

Der südliche Theil von Upolu ist, gleich wie in Taheiti, weit fruchtbarer als der nördliche, was derselben Ursache zugeschrieben werden muß, nämlich daß er durch die in diesen Gegenden vorherrschenden Winde mehr Feuchtigkeit erhält. Die wilde Orange wächst überall in großer Menge, und an manchen Stellen war die Straße im wörtlichen Sinn des Worts mit dieser Frucht überstreut, die hier der künstlich gezogenen an Größe gleich kömmt.

Bei den verschiedenen Ausflügen in allen Richtungen der Insel wurden auch manche von den „Teufels-" oder unbekehrten Städten besucht, wo man die Reisenden stets mit großer Gastfreundschaft aufnahm. In der Stadt Siusinga war der Häuptling, welcher dieselben bewirthete, ein Priester der Gimblet-Religion. Dieser neue Glaube, welcher auf den Inseln bereits einige Fortschritte gemacht, hat folgenden seltsamen Ursprung. Ein Eingeborner von Savaii, Namens Seeovedi, wurde durch einen Wallfischfänger von dieser Insel weggeführt, und kehrte mehrere Jahre lang nicht mehr zurück. Während seiner Abwesenheit besuchte er verschiedene Häfen, wo er, wie es scheint, sich einige Kenntnisse der Gebräuche und Ceremonien der römisch-katholischen Kirche sammelte. Ohnehin schon ein Mann von vieler natürlicher Schlauheit, gründete er auf diese seine Kenntnisse den Plan, künftig jede Arbeit für sich dadurch unnöthig zu machen daß er sich Anhänger gewinne, auf deren Kosten er leben könnte. Während seiner Abwesenheit, und so lange er an Bord des Wallfischfängers war, hatte er, wie dieß in allen solchen Fällen gebräuchlich ist, statt seines eigentlichen Namens den von Joe Gimblet erhalten, und diese Benennung ist auf die Secte übergegangen die er stiftete. Nachdem er den Plan zur Bildung einer eigenen Secte gefaßt hatte, machte er sich über die Mittel denselben ins Werk zu setzen weiter keine ängstlichen Sorgen mehr, sondern verkündete kühn eine himmlische Sendung, indem er behauptete in persönlichem Umgang mit Gott zu stehen, und versicherte, daß er die Macht habe Wunder zu wirken, die Todten zu erwecken u. s. w. Er gewann bald viele Anhänger und hatte bereits großes Ansehen und Macht erlangt, und als er unglücklicherweise aufgefordert wurde seine angebliche Macht zur Erweckung von Todten auszuüben, und

dem Lieblingssohne eines angesehenen Häuptlings Namens Lelomiava, der ermordet worden war, das Leben wieder zu geben. Joe zögerte keinen Augenblick die Ausführung dieses Wunders zu unternehmen. Zuerst ordnete er an, daß man ein Haus zur Aufnahme des Körpers des Verstorbenen errichte, und als dasselbe fertig war, verlangte er daß man es mit den besten Nahrungsmitteln versehe. Diesem Verlangen entsprechend wurden Joe regelmäßig die allerausgesuchtesten Speisen, welche man nur auftreiben konnte, zum Gebrauch für den Hingeschiedenen eingehändigt, den er allein bediente, während jede andere Person, als er und der Häuptling, von dem Betreten des Gebäudes ausgeschlossen war.

Die auf solche Weise gelieferten Nahrungsmittel verschwanden ebenso regelmäßig, und Joe versicherte den Häuptling, daß sein Sohn sie gegessen habe, der dadurch bald wieder seine frühere Kraft erlangen und von dannen gehen werde. Auf diese Weise verstrich die Zeit, endlich aber begann der alte Häuptling die Geduld zu verlieren. Dieß beunruhigte unsern Joe einigermaßen, allein da er ein Mensch war der einen unerschöpflichen Vorrath von Auskunftsmitteln und Hülfsquellen besaß, so ging sein Bestreben vor allen dahin jede Untersuchung zu verhindern und die Sache so lange wie möglich hinauszuziehen, in der Hoffnung, daß sich irgend ein glücklicher Zufall ergebe, der es ihm möglich mache sich aus dem Dilemma zu ziehen. Unglücklicherweise für ihn gingen jedoch nach einem weitern Monat der ängstlichen Erwartung des alten Häuptlings Schweine und Taro auf die Neige, obgleich seinen Untergebenen schon seit geraumer Zeit der Genuß dieser Nahrungsmittel verboten war. Sie waren durch dieses gezwungene Fasten alle sehr heruntergekommen, nur Joe nicht, dessen wohlgerundetes Bäuchlein anzuzeigen schien, daß er wenigstens keinen Mangel leide. Ob nun dieses gute Aussehen den Verdacht des alten Lelomiava erregte, oder er überhaupt Zweifel in dessen übernatürliche Kräfte zu setzen begann, weiß man nicht; genug er beschloß eines Tages sich persönlich von den Fortschritten zu überzeugen, die sein Sohn in der Auferstehung mache. In dieser Absicht trat er eines Tages in das Haus, und fand hier den Leichnam seines Sohnes in einem Zustande eckelhafter Verwesung. Er ließ

den Joe augenblicklich rufen und machte ihm bemerklich, daß es jetzt endlich Zeit sey das versprochene Wunder zu vollführen, indem er zugleich hinzufügte, daß es mit dem Anbruch des nächsten Tages geschehen seyn müsse. Joe verdoppelte augenblicklich seine Bemühungen und betete hastig zu allen Heiligen seines Kalenders. Er wußte übrigens recht wohl, welches Loos er am nächsten Morgen von der Wuth des getäuschten alten Häuptlings zu erwarten habe, wenn er bleibe. Er entfloh deßhalb während der Nacht und begab sich nach seiner Geburtsinsel. Hier hielt er sich einige Zeit verborgen, aber jetzt wagt er es wieder öffentlich zu erscheinen, setzt seine Betrügereien auf freche Weise fort und ist der ärgste Widersacher der Missionäre. Diese Geschichte erzählte uns der alte Häuptling selbst, der, statt seinen Sohn zum Leben wiedererwacht zu finden, sich zur Bestattung von dessen Leichnam genöthigt sah, was er denn auch mit Ausnahme des Kopfes that. Diesen aber legte er in eine Kapsel und hängte diese an die oberste Kante seines Hausdaches auf, wo sie als Zeuge seiner Leichtgläubigkeit und des groben an ihm verübten Betrugs bleibt.

Während die Gesellschaft in Siusinga war, wurde ein kranker Eingeborner von der Küste in ein benachbartes Haus gebracht und ihr Wirth, der Gimblet-Priester, ersucht für ihn zu beten. Dieses gab ihnen Gelegenheit einiges über die Ceremonien dieser Secte kennen zu lernen, was ihnen ohne diesen Zufall wohl nicht möglich gewesen wäre. Der Priester näherte sich dem Hause, in welchem der kranke Mann lag, und zog, als er auf einer, vor dem Gebäude gelegenen steinernen Plattform angelangt war, ein Buch aus den Umhüllungen eines Stückes Tapa, in die es sorgfältig eingewickelt gewesen war. Sodann rief er Jehovah an, indem er zugleich seinen Dank darbrachte für die vielfachen Segnungen, welche er über sein Volk ausgegossen habe, und bat um die Fortdauer derselben, indem er dabei den Namen Jesus anrief. Zum Schlusse erbat er das göttliche Wohlgefallen für den kranken Mann und flehte um Vergebung und Gnade. Das Buch konnte nicht genau unterschieden werden, da der Priester es alsbald, nachdem die Ceremonie vorüber war, wieder in die Tapa wickelte.

Die Anhänger dieser Secte beichten sich, wenn sie krank werden, gegenseitig ihre Sünden, und haben eine gewisse Anzahl von Fasttagen, welche sehr streng gehalten werden. Sabbath haben sie nur einmal im Monat, und sie feiern ihn mit Gewehrschüssen und der kindischen Mummerei, in welcher ihr Gottesdienst besteht.

Um meinen früher gefaßten Plan auszuführen, fuhr Capitän Hudson am 30 October mit den Schiffsbooten ab, um Opotuno wo möglich zu fangen. Dieser angesehene Häuptling des nahen Eilandes Savaii hat, wie bereits erwähnt, verschiedene Morde und andere Freveltaten begangen. Unter andern hatte er sich zweier von dem Wallfischfänger William Penn an das Ufer geschickten Boote bemächtigt, und den Obersteuermann so wie zwei Seeleute getödtet. Auch der dritte Officier des Fahrzeugs wurde verwundet und als todt auf dem Strand zurückgelassen, wo ihn einige Weiber fanden, in eine Hütte brachten und durch ihre sorgsame Pflege wiederherstellten. Er ging jedoch nicht auf sein Schiff zurück, sondern blieb einige Zeit auf der Insel. Capitän Hudson traf auf seiner Fahrt nach Savaii auf den „Flying-Fish," und nahm ihn mit, um ihm in der Ausführung der List beizustehen, durch welche die Wachsamkeit und der Argwohn des kriegerischen Häuptlings eingeschläfert werden sollten.

Bei ihrer Ankunft an dem Theile der Insel, wo Opotuno gewöhnlich wohnt, begaben sie sich, unter dem Vorwande daß sie Untersuchungen anstellen wollten, ans Ufer und gingen in das Dorf Setipetea, welches zu dem von ihm bewohnten gehört. Wir erfuhren späterhin daß, sobald die Boote das Riff passirt hatten, Opotuno Vorbereitungen zur Flucht nach den Bergen getroffen habe. Die Nachricht von der Gefangennahme Tuvai's und das Wiedererscheinen der Boote eines Schiffes (des „Peacock"), das vor etwa zehn Tagen vorübergesegelt war, hatte dazu beigetragen, daß er noch mehr als sonst auf der Hut war. Er war jedoch so kühn geworden, daß er nicht sogleich floh, sondern deutlichere Anzeichen von Feindseligkeit abwartete, und als Capitän Hudson, nur von zwei Leuten begleitet, durch sein Dorf ging, und so seine Boote eine Meile weit hinter sich hatte, war es sogar seine Absicht auf ihn zu schießen. Er hatte zu

diesem Zwecke bereits den Hahnen gespannt, als einer seiner Begleiter ihm rieth nicht zu feuern, da er großes Unglück über die Insel bringe, wenn er einen Häuptling erschieße. Als später die Mannschaft des Boots in Opotuno's Dorf eindrang, zeigten die Bewohner große Furcht, allein der Häuptling fehlte. Es wurde deßhalb für räthlich erachtet keine feindseligen Demonstrationen zu machen, da es doch von keinem Erfolge gewesen wäre, wenn man ihm nach den Bergen hätte folgen wollen, wo es unmöglich gewesen wäre ihn gefangen zu nehmen.

Die Boote kehrten deßhalb zurück; obgleich der eigentliche Zweck der Expedition verfehlt war, so wurde doch das damit gewonnen, daß seine Besorgniß gefangen genommen zu werden wach gehalten wurde. Sein Dorf wurde nicht zerstört, weil man dadurch ihm selbst keinen Schaden zugefügt, sondern nur über dessen arme Bewohner großen Jammer verbreitet hätte. Er würde ohne Zweifel bei dem Gedanken gelacht haben, daß man ihn habe strafen wollen, indem man ihre Häuser verbrannte, wie er es gethan haben soll, als bei einer frühern Kreuzfahrt des „Vincennes" von dem Befehlshaber desselben ein ähnlicher Versuch gemacht und bei einem Besuche des Dorfes drei bis vier Häuser verbrannt wurden. Die Ungestraftheit, der er sich seither zu erfreuen hatte, diente nur dazu ihn noch verwegener zu machen, und es ist noch nicht lange her, daß er einen amerikanischen Matrosen umbrachte, welcher krank zurückgeblieben war.

Opotuno wird von den übrigen Häuptlingen verabscheut, weil er sich nicht bloß gegen die Fremden, sondern ebenso auch gegen seine Landsleute Gewaltthätigkeiten zu schulden kommen läßt. Kurze Zeit vor unserer Ankunft ver- und entführte er das Weib des Vavasa. Diese That wurde als ein solcher Frevel angesehen, und erregte so tiefen Unwillen, daß der Ausbruch eines offenen Krieges nur durch die nahe Verwandtschaft dieser beiden Häuptlinge verhindert worden seyn soll. Die Samoaner fassen nämlich nur mit Grausen den Gedanken, daß Leute, welche durch die Bande naher Verwandtschaft verbunden sind, gegeneinander fechten sollen. Opotuno ist übrigens nicht bloß mit Vavasa verwandt, sondern auch der angenommene Sohn des

alten Pea von Manono, welches Verhältniß nicht wenig zur Verhinderung von Feindseligkeiten beitrug.

Am 4 November wurde der mit Malietoa getroffenen Uebereinkunft gemäß in dem Fale-tele von Apia ein Fono gehalten, welchem alle Officiere, die von den Schiffen abkommen konnten, anwohnen mußten. Der alte Pea, der Häuptling von Apia, schien bei dieser Gelegenheit der Ceremonienmeister zu seyn. Für die Häuptlinge waren saubere Matten herumgelegt und diesen gegenüber zu unserem Gebrauch Stühle und Bänke aufgestellt, die man aus den Häusern der Missionäre entlehnt hatte. Alle die angesehensten Häuptlinge der „Malo" Partei waren anwesend, mit Ausnahme des Pea von Manono und zweier kleineren Häuptlinge von Savaii. Malietoa führte den Vorsitz. Sein ganzes Wesen war würdig, gesetzt und überlegt. Von seiner äußern Erscheinung wurde bereits gesprochen, und auch heute wieder erinnerten uns seine Kopfbildung, sein weißes Haar und seine würdige Haltung an den General Jackson. Er ist mager und groß, aber etwas vom Alter gebeugt. Man mußte bedauern, daß seine Kleidung übel gewählt war, und ihm viel von der Achtung benahm, welche er eingeflößt hätte, wenn er in seiner Landestracht erschienen wäre. Er trug nämlich weite Beinkleider, ein rundes Wamms und ein gestreiftes Baumwollhemd. Tua, Malietoa's Neffe, der als Wortführer functionirte, und dessen Gesicht deutlich die Wichtigkeit verrieth welche er diesem Geschäfte beilegte, erregte nächstdem unsere Aufmerksamkeit. Dann kam Mole, der Sohn des Malietoa, Maletau, der berühmteste Anführer in dem Kriege von Aana, und Tai-mai-le-lagi, Malietoa's Bruder. Außerdem war noch eine Anzahl minder ausgezeichneter Häuptlinge anwesend, darunter der alte Pea von Apia.

Die Verhandlungen wurden mit großer Ceremonie geführt, allein es war ein merklicher Unterschied zwischen diesem Fono und der Feierlichkeit bei den Rathsversammlungen unserer Indianer. Die der Samoaner erschien ruhiger, die Art wie die Geschäfte geführt wurden, zeugte von größerer Feinheit, und die Gebräuche trugen einen asiatischen Charakter. Bei allen solchen Zusammenkünften herrscht eine strenge Ordnung des Vorrangs, welche alle recht wohl zu kennen scheinen. Alle Unterhaltung

wird nur in flüsterndem Tone geführt. Man sieht nie einen in Gegenwart eines Höheren stehen, und mit ausgestreckten Beinen dazusitzen wird für unanständig gehalten. Nie tadelte man einen, und kein Eingeborner wagte es je mit einem Häuptling in Streit zu kommen. Der Hintergrund auf Seite der Häuptlinge war mit Bewohnern aus verschiedenen Theilen der Insel angefüllt.

Auf der entgegengesetzten Seite des Gebäudes bildeten die Officiere des Geschwaders und die Missionäre eine zahlreiche Gruppe. Unter den letztern befand sich auch unser Freund, Hr. Williams, und sein Sohn, welchen ich zu unserm Consul ernannt hatte. Hr. Heath, welcher die Samoa-Sprache am besten verstehen soll, war so gütig uns als Dolmetscher zu dienen. Die Absicht, in welcher ich um Zusammenberufung eines Fono gebeten hatte, war, einen förmlichen Beschluß über Gesetze und Bestimmungen zu Stande zu bringen, die unsern Wallfischfängern bestimmten Schutz und Sicherheit gewähren würden, und zugleich auch Betrügereien verhinderten, die sie sich gegen die einheimische Regierung zu Schulden kommen lassen, und über welche diese sich, wie bereits weiter oben erwähnt, beklagt hatte. Auf das Uebertreten dieser Gesetze sollte eine Geldstrafe gesetzt werden, um ihnen Gehorsam zu sichern.

Nachdem die Versammlung als solche constituirt war, stellte ich zuerst Hrn. John Williams als den Consul der Vereinigten Staaten vor, und die Häuptlinge erkannten ihn als solchen auch mit großer Willfährigkeit und vielem Vergnügen an. Wir begannen sofort eine Discussion über die vorgeschlagenen Bestimmungen, die in einer Form angenommen wurden, welche für beide Theile segensreich zu werden verspricht, da sie für die Insulaner sehr vortheilhaft ist, zu gleicher Zeit aber auch den amerikanischen Schiffen, welche die Insel besuchen, eine bestimmte Sicherheit verschafft, deren sie sich zuvor nicht erfreuten. Einer der Artikel bezog sich auf die Entschädigung für von den Eingebornen zugefügten Schaden und sah die Bestrafung derer vor, welche sich eines Verbrechens schuldig gemacht, indem sie ausgeliefert würden. Da ich nun diese Eilande von einem Menschen zu befreien wünschte, der für die Einheimischen ebensowohl wie für die Ausländer eine wahre Pest war, so verlangte

ich, mich auf den Geist dieses Artikels stützend, die Auslieferung des Mörders Opotuno, indem ich zugleich erklärte, daß die Einwilligung zu dieser Forderung alle zwischen uns bestehenden Streitigkeiten mit einemmal beendigen würde. Dieses Verlangen brachte bei den Häuptlingen eine lebhafte Bewegung hervor, und es herrschte darüber eine große Aufregung in der Versammlung. In Erwiderung darauf drückte sich Malietoa mit starker Entrüstung über Opotuno's Charakter aus, und versicherte, daß dessen Gefangennehmung ihm zur großen Befriedigung gereichen würde; allein er behauptete auch, daß die so eben festgesetzten Bestimmungen auf frühere Freveltaten keine Anwendung finden könnten, und daß derselbe erst dann denselben verfalle, wenn er sich neue Verbrechen zu Schulden kommen lasse. Kurz er suchte zu beweisen, daß das Gesetz nicht ex post facto anwendbar sey. Weiter führte er aus, daß die unvermeidliche Folge jedes Versuches von ihrer Seite sich Opotuno's zu bemächtigen, die ganze Inselgruppe in einen Bürgerkrieg verwickeln würde, da er nicht nur selbst ein mächtiger Häuptling, sondern mit andern noch weit mächtigeren verwandt sey. Einen Bürgerkrieg aber suche er am allermeisten zu vermeiden. Doch fügte er bei, daß, was ihn betreffe, er sich keinem Schritt widersetzen werde, den wir thun würden, um uns eines Mannes zu bemächtigen der, wie er recht wohl wisse, sich schon so viele Freveltaten habe zu Schulden kommen lassen; allein dazu helfen könne er in keiner Weise. Zum Schlusse sagte er, daß die Inseln bis auf die wenigen Jahre, seit er den Oberbefehl übernommen, der Schauplatz fortwährender Kriege gewesen seyen; daß ihnen jetzt die Vortheile des Friedens klar geworden und sie die Segnungen recht wohl zu würdigen wüßten, deren sie sich in Folge hievon erfreuten. Auch erklärte er, daß er allem aufbieten werde, um ihnen diese Wohlthaten des Friedens zu bewahren und den ihnen vorher fast ganz unbekannten Zustand friedlicher Wohlfahrt zu erhalten. Für diese Segnungen ließ er den Missionären volle Anerkennung widerfahren und drückte die Hoffnung aus, daß das samoanische Volk bei Zeit die ihnen gespendeten Lehren benützen und die Verbesserungen der Papalangis annehmen werde.

Wenige Personen noch haben mir tiefere Achtung eingeflößt als dieser alte Häuptling. Es war nicht meine Absicht sie auf

das äußerste zu treiben und auf eine augenblickliche Entscheidung zu dringen. Auch wünschte ich, daß sie die eben festgesetzten Bestimmungen überlegen und prüfen möchten, und bemerkte zugleich, daß sie über die lange Dauer der Verhandlung allgemach sich ermüdet fühlten. Ich schlug deßhalb vor daß, ehe sie mir ihre Schlußantwort in Beziehung auf Opotuno gäben, sie sich Zeit zum Nachdenken darüber nehmen möchten, zu welchem Zweck ich eine Verschiebung der Versammlung auf den nächsten Tag beantragte, was denn auch beliebt wurde.

Am 5 November kamen wir wieder zusammen. Die am vorhergehenden Tage geltend gemachten Ansichten wurden auch heute wieder vorgebracht und ihnen die Nothwendigkeit, daß Maaßregeln ergriffen werden müßten, durch welche Freveltaten gegen die Personen und Beschädigungen am Eigenthum der weißen Männer wirksam verhindert würden, nachdrücklich vor Augen gestellt. Sie begegneten diesen Vorstellungen mit Klagen gegen die Weißen, welche auf die Inseln gekommen oder dort zurückgelassen worden waren, indem sie sagten, daß viele von diesen böse Menschen seyen und vielfache Unruhe veranlaßt hätten. Ich erklärte hierauf daß, wenn sie diese unruhigen Bursche vor mich bringen wollten, ich sie von den Inseln wegschaffen würde, und daß die Gesetze, zu welchen sie so eben ihre Zustimmung gegeben, der Art seyen, daß dadurch ihre Bestrafung für alle künftigen Vergehen gesichert wäre.

Als wir in den Verhandlungen bis zu diesem Punkt gekommen waren, hielt der officielle Redner Malietoa's, ein alter blinder Häuptling, eine wohlbedachte Rede, zu welchem Zweck er aufstand und sich auf einen langen Stab stützte. In dieser Stellung sprudelte er einen solchen Strom von Worten heraus, wie wenige von uns je zuvor gehört hatten, und wenn die Beredsamkeit in einem geläufigen Vortrage und dem gewandten Fluß der Sprache besteht, so hatte er allen Anspruch auf das Lob, daß er sie besitze. So viel wir aus der Uebersetzung dieser Rede erfuhren, zielte sie dahin ab, die Unvermeidlichkeit eines Krieges zu beweisen, wenn man sich des Mörders Opotuno bemächtigen und ihn ausliefern wollte. Dieß geschah jedoch nur zum Scheine, und daß dieß nicht die wahren Gesinnungen Malietoa's seyen, wußten wir recht wohl. Diese Rede bestand aus

kurzen und bestimmten Sätzen, wurde mit lauter Stimme gesprochen und enthielt viele Wiederholungen.

Wie entgegengesetzt sie auch der kaltblütigen Ansicht Malietoa's gewesen seyn mochte, so schien sie doch die allgemeine Meinung für sich zu haben, und es läßt sich nicht sagen was die Folge davon gewesen wäre, hätten nicht die Missionäre sich bemüht den Ausbruch zu dämpfen. Es wurde nun vorgeschlagen, daß der Fono eine Erklärung annehmen und veröffentlichen solle, in welcher für die Gefangennehmung und Auslieferung Opotuno's, sey es todt oder lebendig, eine große Belohnung versprochen werde. Dieser Vorschlag erregte abermals große Aufregung, und der alte Malietoa rief mit Nachdruck aus: „Gebt mir das Papier! — Ich will es an meinem Hause anheften, wo Jedermann es sehen wird!" Eine Abschrift davon wurde an die Pfeiler des Berathungshauses angeheftet, wofür man Pea verantwortlich machte, und andere wurden an verschiedene Häuptlinge vertheilt. Die Versammlung wurde nun aufgelöst, und alle die derselben angewohnt hatten, legten die größte Zufriedenheit darüber an den Tag, daß die Geschäfte auf eine so befriedigende Weise abgemacht worden waren.

Die Insel Upolu ist in die drei Districte Atua, Tua-Masanga und Aana getheilt. Jeder derselben wurde früher von einem eigenen und unabhängigen Häuptling regiert, der Tui hieß. Atua liegt auf dem östlichen Ende der Insel und geht bis zur Stadt Lauli; Tua-Masanga ist der mittlere Theil und schließt noch die Städte Siuma und Safata auf der Südküste ein; Aana liegt westlich davon und enthält den übrigen Theil der Insel. Der erste dieser Districte hat die größte Ausdehnung, der zweite ist gegenwärtig der mächtigste und der dritte der fruchtbarste. Die Vereinigung der Districte unter Einer Regierung, wozu auch die Insel Savaii gehört, ist ein Ereigniß der neuesten Zeit. Vor dem Jahre 1830 hatte das Eiland viel gelitten durch die Usurpation eines Häuptlings von Manono, Namens Tamafago, der ein großer Tyrann war, es aber dahin zu bringen gewußt hatte, daß man seine Person für heilig hielt, und seinen Landsleuten die Idee beibrachte, daß es ein Frevel sey ihm nicht zu gehorchen, ihn zu verletzen, ja sogar ihn nur zu berühren. Nach der Eroberung eines rivalisirenden Districtes in Savaii hatte

er den Titel als König dieser Insel: „O le Tupu o Savaii" angenommen, dessen sich gegenwärtig Malietoa erfreut, doch ohne irgendwelche Macht davon zu haben.

Tamafago regierte nicht bloß in Savaii mit allen königlichen und göttlichen Attributen, sondern übte auch in Upolu solchen Einfluß aus, daß er hier alle Bewohner nöthigte ihm ihr Eigenthum abzutreten und die Weiber aller Classen seinen Begierden zu überlassen. Endlich aber überschritten seine Tyrannei und seine Ausschweifungen die Gränzen der Geduld; das Volk von Aana erhob sich, besiegte und tödtete ihn. Daraus entstand der Krieg von Aana, von dem noch die Rede seyn wird, indem die andern Häuptlinge sich für verpflichtet erachteten den Tod Tamafago's zu rächen. Die Bewohner der beiden andern Districte von Upolu vereinigten sich nicht zur Unterstützung ihrer Nachbarn in Aana, welche sich durch ihr hochmüthiges Betragen allgemein verhaßt gemacht hatten. Der Krieg war sehr blutig, und endete, nachdem er zwei bis drei Jahre gewährt hatte, mit der gänzlichen Besiegung des Volkes von Aana durch das von Manono, welch letzteres das erstere aus seinem Districte verjagte und ihm die Rückkehr dahin bei Todesstrafe verbot. So blieb diese fruchtbare Gegend völlig unbewohnt bis zur Ankunft der Missionäre; als aber der Einfluß des Christenthums sich zu äußern begann, wurde der Beschluß, welcher Aana zur Einöde verdammte, zurückgenommen, und es erhielten die wenigen von den früheren Bewohnern, welche dem allgemeinen Gemetzel entgangen waren, die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Heimath.

Die Insel Manono, deren Einwohner auf die letzten Scenen des Krieges mit Aana einen so entscheidenden Einfluß ausübten, liegt innerhalb des Seeriffs von Upolu. Sie enthält 1100 Einwohner, und ist der Aufenhalt des Häuptlings Pea, der von der minder bedeutenden Persönlichkeit des gleichnamigen, zu Apia wohnenden unterschieden werden muß. Die ganze Insel ist mit Wald bedeckt; ihr Umfang beträgt etwa vier Meilen und ist die Station eines der englischen Missionäre. Trotz ihres kleinen Umfanges und ihrer schwachen Bevölkerung concentrirt sich in Manono die politische Geschichte aller übrigen Inseln dieser Gruppe; denn während der Regierungen der beiden Tamafago's hatte sie die Oberherrschaft über dieselben. Die

Ursache warum sie dieses politische Uebergewicht erlangen und ausüben konnte, ist hauptsächlich dem Besitze des kleinen Eilandes des Apolima zuzuschreiben, das sie als ihre „Olo" oder Citadelle benützten. Nach diesem Zufluchtsort, der nur an einem einzigen Punkte zugänglich war, zogen sich die Bewohner von Manono zurück, wenn sie von einem übermächtigen Gegner bedrängt wurden, und von da aus kehrten sie, wenn die Gefahr vorüber war, mit ungeschwächter Zahl in ihre eigentliche Heimath zurück. Diese natürliche Festung liegt zwischen Manono und Savaii, und ist nur von einem kleinen Korallenriff umgeben.

Apolima wurde übrigens nach einer nur ganz flüchtig angestellten Untersuchung als der Krater eines ausgebrannten Vulcans erkannt. Senkrechte Felsen erheben sich aus der See rund um sie herum, ausgenommen an einem Punkte auf der nördlichen Seite. Hier ist der Rand des Kraters durchbrochen, wodurch das Wasser Zugang in eine kleine Bay erhält, die für Boote einen sichern Hafen abgibt. Der Eingang in dieselbe ist jedoch so schmal, daß nur Ein Boot auf einmal hineinfahren kann und bei jeder Brandung sehr gefährdet ist. Er läßt sich daher sehr leicht vertheidigen. Außerdem gibt es nur noch einen einzigen Punkt auf der ganzen Insel wo man landen kann, nämlich an einer kleinen Höhe westlich von der Bay, und auch hier ist dieß nur bei ganz ruhigem Wasser möglich. Allein selbst wenn ein Feind hier gelandet wäre, so hätte er damit noch nichts gewonnen, denn ehe man von hier aus in das Innere gelangt, bleiben noch die jähen und senkrechten Felsen zu erklettern. Der höchste Punkt Apolima's befindet sich auf der Südseite; er erhebt sich 472 Fuß über das Meer. Die senkrechten Felsen sind auf der Seite gegen das Meer zu aller Vegetation bar, sonst aber sind sie überall mit Cocosnuß-, Brod- und andern Bäumen, oder mit Taro- und Yams-Pflanzungen bedeckt. Im Mittelpunkte der Insel liegt ein Dorf von etwa 20 Häusern, dessen Bevölkerung aus nicht mehr denn 75 Personen besteht. Das Volk ist augenscheinlich eifersüchtig auf den Jungfernruf ihrer natürlichen Festung, und legte großen Kummer an den Tag, als wir sie besuchten; ja die Weiber gingen dabei so weit, daß sie sogar Thränen vergossen. Man wird aus dieser

Beschreibung von Apolima leicht ersehen, daß die Partei, welche die Insel im Besitz hat, sie gegen eine große Uebermacht vertheidigen, und jede Schwäche oder Unachtsamkeit ihrer Gegner von hier aus trefflich benützen kann.

Während wir mit Tutuila und Upolu beschäftigt waren, wurde die Insel Savaii von dem Lieutenant-Commandanten Ringgold in dem „Porpoise" untersucht. Er begann mit der großen Bay von Paluale, an dem östlichen Ende der Insel. Hier befindet sich eine Missionsstation unter der Leitung des Hrn. M'Donald, der seit etwa einem halben Jahre mit seiner Frau und seinen Kindern hier wohnt. Die Eingebornen sind friedlich, werden aber als neugierig und roh geschildert. Das Dorf ist sehr reizend gelegen und man nähert sich ihm durch einen schmalen Eingang in dem Riff. Die Südseite der Insel fand man felsig und mit starken Brandungen. Gegen das westliche Ende der Insel waren die Felsen an den vorspringenden Punkten ausgehöhlt.

Nahe beim nordwestlichsten Punkte von Savaii liegt das große und schöne Dorf Felialupo, mit einer schmalen und kleinen, nur für Boote tauglichen Bucht. Dieser Platz steht unter der Aufsicht eines Tonga-Missionärs. Die Eingebornen waren freundlich und geneigt ihr Geflügel und ihre Früchte gegen Werkzeuge und Tuch auszutauschen. Die nächste Bucht an der Nordseite war die von Asau. Von diesen Dorfe aus besuchten viele Canoes die Brick, und ehe sie wieder fort waren, entdeckte man einen Diebstahl. Dieß verusachte eine augenblickliche Bewegung, und der eingeborne Missionär bot sich sogleich als Geisel an, bis der vermißte Gegenstand (ein Wetzstein) beigebracht wäre. Man schickte ein Canoe an den Häuptling ab, und im Verlauf einer Stunde kam dieser an Bord und brachte den Stein. Sowohl der Häuptling als der Missionär drückten ihr tiefes Bedauern darüber aus, daß so etwas vorgefallen sey. Man machte ihnen verschiedene kleine Geschenke, und sie kehrten dann äußerst vergnügt ans Ufer zurück.

An dem nördlichen Ende der Insel befindet sich die Bay von Mataatua, welche einen guten Ankergrund gewährt. Dieß ist der einzige Hafen auf der ganzen Insel, wo ein Schiff mit Sicherheit ankern kann, und hier kann man auch Schweine, Geflügel und sonstige Nahrungsmittel im Ueberfluß haben; auch Holz und

Wasser sind leicht zu erhalten, letzteres aus zahlreichen Quellen in der Nähe der Bay.

Man bemerkte einen großen Unterschied zwischen der Form, dem äußern Ansehen und den Manieren dieser und der anliegenden Dörfer, und ebenso auch eine bedeutende Veränderung in dem Charakter mancher Manufacturartikel. So hatten die Kriegskeulen und Speere eine ganz ungewöhnliche Form und waren sehr hübsch gemacht.

Die Bay ist von einer weißen Korallenbank umgeben. Die Eingebornen zeigten sich als harmlos, legten aber große Neugierde an den Tag. Die Weiber sind hier weit reizender gebaut als auf den andern Inseln. Die eingebornen Missionäre scheinen großen Einfluß auf sie auszuüben, indem sie manche frühere üble Gewohnheiten abschafften.

Am 24 kam die Brick wieder in Sapapale an, nach einer Abwesenheit von neun Tagen. Hier wartete bereits Dr. Pickering und Lieutenant Maury. Auch fanden sie den alten Häuptling Malietoa und seinen Sohn Mole, welche äusterst artig waren. Dr. Pickering bemerkte, daß man hier die Fische in anderer Weise fange als auf den übrigen Eilanden. Man wandte sich an den Häuptling, und durch dessen Einfluß wurde eine Versammlung der bedeutendsten Männer der Stadt zusammenberufen, in welcher man sich zu einem großen Fischfang verstand. Das Netz, wenn man dieses Geräthe so nennen darf, wurde hergerichtet, und in zwei Tagen war alles bereit. Das Netz bestand aus einer nicht viel weniger als eine halbe Meile langen, mit Cocosnußbaumblättern umwundenen Leine, die bei der Fluth auf das Korallenriff gebracht wurde. Mit dieser schloß man einen großen Raum im Wasser ein, der nach und nach immer kleiner gemacht wurde, indem man das Netz doppelt nahm, was ungefähr dieselbe Wirkung hatte wie das Ziehen eines Schlagnetzes. Die Fische versuchten nicht über dasselbe hinauszugehen und wurden so nach einem gewissen Punkt hingetrieben, wo eine Art Sack aus Mattengeflecht angebracht war, der sie aufnehmen sollte. Wie die Fische nach und nach von der Matte gefaßt wurden und die Fluth fiel, gab es eine ungemein belebte Scene. Männer, Weiber und Kinder, wohl zwei- bis dreihundert an der Zahl, waren eifrig beschäftigt einzelne Fische, welche

im Wasser hüpften, zu fangen. Der ganze Raum wimmelte von Fischen, die nach allen Richtungen hineilten, die einen über die Köpfe der Eingebornen hinweghüpfend und so entfliehend, während andere wieder in die Handnetze hineinsprangen. Man bekam etwa eine Canoeladung, wohl dreißigerlei verschiedener Fische, wovon einige sechs bis acht Pfund schwer, die meisten aber kleiner waren. Der Fang wurde als ein ungünstiger angesehen, was man einem Mißverständniß und einer Unachtsamkeit unter den Eingebornen zuschrieb, indem ein großer Stein aus dem Netz herausfiel, wodurch viele Fische entkamen.

Savaii ist die westlichste Insel der Samoa-Gruppe und zugleich die größte, denn sie hat eine Länge von vierzig und eine Breite von zwanzig Meilen. Trotzdem aber ist sie weder so bevölkert noch von solcher Wichtigkeit, wie einige andere. Sie unterscheidet sich von den übrigen auch der äußern Gestaltung nach, denn ihre Ufer sind niedrig und die Steigung gegen den Mittelpunkt zu geschieht allmählich, ausgenommen da, wo man die Krater einiger ausgebrannter Vulcane bemerkt. In der Mitte der Insel erhebt sich ein Pik, der fast immer von Wolken umhüllt und der höchste Punkt auf der ganzen Gruppe ist. Wegen dieser Wolken konnte man keine genaue Winkelberechnung seiner Höhe anstellen, allein er übersteigt gewiß 4000 Fuß. In das Innere der Insel sind selbst die Eingebornen nur selten, Fremde aber noch nie eingedrungen. Die einzigen Ansiedelungen befinden sich am Ufer, an welchem hin die Eingebornen auch immer reisen, denn durch das Innere der Insel hin führen keine Pfade.

Ein anderer wesentlicher Unterschied zwischen Savaii und den übrigen großen Eilanden ist der Mangel an ständigen Flüssen, ein Umstand, der sich, trotz des häufigen Regens, durch die poröse Natur des Felsens (blasige Lava), aus dem sie meist besteht, erklären läßt. In der Nähe des Strandes quillt jedoch das Wasser aus vielfachen Quellen hervor, und wenn es einige Zeit hintereinander geregnet hat, so bilden sich in den Schluchten Ströme, welche jedoch wieder verschwinden, sobald der Regen aufhört.

Während unsers Aufenthalts in dieser Gruppe erfuhren wir zwei leichte Erdstöße, welche hier nicht ungewöhnlich sind, aber

noch niemals Schaden gethan haben. Ihre Bewegung ist im allgemeinen zitternd und horizontal, doch will man sich auch einen solchen mit wellenförmiger Bewegung erinnern. Bei Fremden sollen sie häufig dieselbe Wirkung hervorbringen, wie die Seekrankheit.

Am 10 November war das ganze Geschwader in dem Hafen von Apia versammelt, nachdem es seit dem 8 October auf das thätigste mit der Untersuchung der verschiedenen Inseln, ihrer Küsten, Häfen u. s. w. beschäftigt gewesen war. Diese Aufgabe wurde durchaus schnell und gut gelöst, mit Ausnahme der Südküste der Insel Upolu, wo die Ergebnisse in mancher Beziehung unvollständig waren; sie wurde deßhalb im nächsten Jahr von neuem untersucht und die Karten vervollständigt. Außer den Untersuchungen hatte man noch eine ganze Reihenfolge von magnetischen Versuchen gemacht, und ausgedehnte Sammlungen im Gebiet der Naturgeschichte, der Botanik u. s. w. erhalten, zu welchem Zweck mehrere Inseln nach allen Richtungen hin durchstreift worden waren.

Zehntes Capitel.

Die Samoa-Gruppe im Jahr 1839.

Während das Geschwader bei der Samoa-Gruppe verweilte, wurden alle Eilande, aus welchen dieselbe besteht, besucht; man begnügte sich übrigens nicht mit den in beiden vorhergehenden Capiteln besprochenen Untersuchungen, sondern es wurden auch die Küsten durch Boote auf das genaueste erforscht; die meteorologischen Instrumente wurden genau registrirt, astronomische und magnetische Beobachtungen gemacht, endlich fortwährend die Zeit der Ebbe und Fluth notirt. Auf diese Weise erfuhren wir manches, das in einer gedrängteren Fassung und im Verein mit einer Menge von Einzelnheiten über die ursprüngliche Bevölkerung verständlicher und dadurch noch interessanter werden wird, wenn man es dazu benützt eine allgemeine Ueber-

ficht über die Sitten, den Charakter und Stand der Civilisation unter den Eingebornen zu geben, statt als vereinzelte Bemerkungen in den Berichten über die Ausflüge, in welchen man sie erhielt.

Die Gruppe liegt zwischen 13° 30′ und 14° 30′ S. B. und von 168° bis 173° W. L. Wie bereits erwähnt, tragen die Eilande den allgemeinen Charakter einer vulcanischen Structur und haben Korallenriffe, reichen übrigens in den Einzelnheiten der hie und da beschriebenen Formationen von einander ab. Die Häfen liegen gewöhnlich innerhalb der Riffe; nur Tutuila macht von dieser Regel eine Ausnahme, denn diese Insel hat das tief in das Land hinein sich erstreckende Bassin von Pago-pago. Unter allen Häfen ist dieser am geeignetsten zur Ausbesserung der Schiffe; doch hat Apia auf Upolu, unter 13° 48′ 56.6″ S. B. und 171° 41′ 09″ W. L., keine so schwierige Einfahrt und ist, wegen der Nachbarschaft des fruchtbaren Districts von Aana, für Schiffe welche einen zeitweiligen Ankerplatz und frische Lebensmittel suchen, am besten gelegen.

Das Klima dieser Inseln kann man veränderlich nennen, und es ist auf ihnen häufig schlechtes Wetter, hauptsächlich während der Wintermonate, wo lange und häufige Regengüsse, zu Zeiten auch starke Nordwinde vorherrschen. Auch zerstörende Orcane laufen mitunter, und man erinnert sich noch eines solchen, der die Brodfruchtbäume niederriß und viele Häuser zerstörte. Die Luft ist feuchter als auf den Gesellschafts-Inseln und die Vegetation deßhalb auch üppiger. Donner und Blitz sind gewöhnliche Erscheinungen; während der Sommermonate bilden jedoch leichte und ruhige Winde den vorherrschenden Charakter des Klima.

Einige unserer Herren machten die Bemerkung, daß, nach der Zeit zu schließen in welcher die Brodfrucht eingeheimst wurde, ein großer Unterschied in den Jahreszeiten dieser Insel und Taheiti's bestehen müsse; denn als wir in Tutuila ankamen, war diese Frucht reif und im Ueberfluß vorhanden, während sie in Taheiti, das wir wenige Tage zuvor erst verlassen hatten, unreif und nicht zu haben war. Dieselbe Bemerkung wurde betreffs der Spondias dulcis gemacht. Vergleicht man jedoch die Reisen von Cook und Wallis', so scheint es, daß die

Zeit der Reife der Brodfrucht auf Taheiti nicht immer dieselbe ist, denn diese beiden Reisenden fanden sie in vollkommener Reife, obgleich sie jene Insel in verschiedenen Monaten besucht hatten. Besteht wirklich ein Unterschied in der Zeit der Reife der Brodfrucht auf den Gesellschafts=Inseln und dieser Gruppe, so ist er der größern Feuchtigkeit und höhern mittlern Temperatur des Klimas der Samoa=Gruppe zuzuschreiben.

Die Temperatur der Luft in Apia wechselte von 77.7° bis 80.2°, die des Wassers von 81.25° bis 83.75°. Die mittlere Barometerhöhe auf der Gruppe war 30.128.

Die Eilande der Samoa=Gruppe enthalten zusammen 2650 (engl.) Quadratmeilen, welche sich folgendermaßen vertheilen: Savaii 700, Upolu 560, Tutuila 240, Manono 9, Apolima 7, Manua 100, Olusinga 24, Otu 10.

Der Boden ist auf allen diesen Inseln fruchtbar, und rührt hauptsächlich von der Zersetzung vulcanischer Felsen her. In Tutuila bemerkten wir eine üppige Vegetation und Bäume von bedeutendem Umfange. Auf Upolu waren die Wälder düsterer als in Brasilien, obgleich dieselbe Gattung vorherrschend zu seyn schien. Die Bäume verästen sich erst nahe bei der Spitze, wodurch es schwer wird Zweige zu botanischen Zwecken zu erhalten. Die Stämme der Bäume und manchmal selst deren Spitzen sind von den Blättern der Freycinetia (einer Art Flagellaria), einer schlingartigen Pfefferstaude, und anderer Reben als der Hoya, Convolvulus u. s. w., bedeckt. Die untern Theile der Stämme sind von Farrnkraut, von dem es sehr verschiedene Arten gibt, so wie von einigen Arten Pothos eingeschlossen, was den ganzen Boden wie ein Mattengeflecht oder Gewebe erscheinen läßt. Die Wälder im Innern der Eilande sind sehr dicht und bestehen häufig aus großen und schönen Bäumen; unter diesen sind Farrnbäume, eine Art Banane, der Pandanusbaum und verschiedene Palmenarten. Unter den übrigen Pflanzen bemerkte man eine Gattung der Cerbera, mit schönen Büscheln großer und wohlduftender weißer Blumen, die eine Menge weißen klebrigen Saft gaben, welchen man nach der Meinung des Hrn. Rich, unsers Botanikers, leicht zu Kautschuk verwenden könnte. Im ganzen genommen sind die Bäume weit zahlreicher als auf Taheiti, und daher auch die Vegetation reicher und mannichfaltiger.

Die Wälder dagegen sind nicht durch schöne Blumen belebt, und die wenigen Arten, welche man sieht, haben einen weißen oder graulichen Hauch, was davon herrührt, weil sie des dichten und schattigen Blätterwerks wegen den Strahlen der Sonne zu wenig ausgesetzt sind. Viele Blumen, welche auf dem Boden wuchsen, waren unserem Botaniker unbekannt, ebenso auch verschiedene Früchte.

Unter den Bäumen, welche wir genannt, fiel uns eine Bananengattung (Ficus religiosa), auf diesen Inseln Ohwa genannt, am meisten auf. Wir sahen welche, deren herabhängende Aeste zu Tausenden in der Erde Wurzel gefaßt hatten, Stämme von einem Zoll bis zu zwei Fuß im Durchmesser bildeten, sich mehr denn achtzig Fuß über den Boden in demselben Stamm vereinigten und ein weitverzweigtes System horizontaler Aeste stützten, das sich gleich einem Schirm über die Gipfel anderer Bäume hinbreitete. Der Brodfruchtbaum ist am häufigsten und erreicht hier eine bedeutende Höhe; auch den Vi-Apfel-, den Cocosnuß- und wilden Orangenbaum findet man in großer Menge, und auf Tutuila wurde eine große Linde in voller Blüthe gesehen, die noch vor Ankunft der Missionäre gepflanzt worden seyn soll. Eine der seltsamsten Pflanzen ist der stachelige Baum, vor welchem die Eingebornen große Angst haben; denn wenn man seine Blätter berührt, so erfolgt eine Eruption, besonders wenn die Haut feucht ist, seine Blätter sind herzförmig und sehr weich. Die baumartigen Farrnkräuter sind nicht so häufig wie auf Taheiti, erreichen aber eine größere Höhe. Die Palmen geben der Landschaft wegen ihres verschiedenartigen Laubwerks den Charakter einer gwissen Ueppigkeit. Der Bambus und das wilde Zuckerrohr sind sehr gewöhnlich; letzteres benützt man als Bedeckung der Dächer; ebenso gibt es vielen wilden Ingwer. Von der wilden Muskatnuß (Myristica) sah man zwei Arten; sie bilden kleine Bäume und man würde sie leicht beim Vorübergehen übersehen, ohne die eigenthümliche Art wie die Aeste aus dem Stamm herauswachsen, was in gleichen Zwischenräumen und in Windungen geschieht, wie bei der weißen Pinie (Pinus strobus) unserer nördlichen Staaten.

Man bemerkte, daß der Charakter der Vegetation sich weit mehr dem Ostindiens als dem der Gesellschafts-Inseln näherte,

und die blätterlosen Akazien waren der Typus derjenigen, welche wir später in Neu-Holland sahen; einige Pflanzen jedoch scheinen diesen Inseln ganz eigenthümlich zu seyn. Viele von den hier genannten Bäumen und Pflanzen werden künstlich gepflegt; allein der zu diesem Behuf urbar gemachte Boden erstreckt sich nicht weit von der Küste hinweg, in dessen Nähe alle Dörfer liegen. Um das Land zu lichten wird die Rinde von den Bäumen weggebrannt, und darauf läßt man sie stehen bis sie ausgetrocknet sind, haut sie dann nieder und gebraucht sie als Brennholz. Die gepflegten Bäume und Pflanzen sind Brodfrucht (von der es zwanzig verschiedene Arten gibt), Cocosnuß, Ti (Dracaena), Bananen, Taro, Papiermaulbeerbaum, Tacca, woraus Pfeilwurz bereitet wird und von der es verschiedene Sorten gibt; Zuckerrohr, aus dem jedoch kein Zucker bereitet, sondern das nur als Dachbedeckung verwendet wird; Kaffee, Ava (Piper mythisticum), süße Bataten, Ananas, durch die Missionäre von den Gesellschafts-Inseln hieher gebracht, Yams, Melonen und Tabak in geringer Menge. Die Baumaloe ist noch nicht eingeführt worden; dagegen wird man in einigen Jahren große Massen von Citronen und süßen Orangen von Bäumen gewinnen, welche in der neuesten Zeit erst gepflanzt wurden. Der Cultivirung der Tacca wird nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, doch gilt die Qualität der aus ihr bereiteten Fecula (Pfeilwurz) für sehr gut.

Die Missionäre geben sich große Mühe den Eingebornen die beste Art der Pflanzung und Zubereitung des Zuckerrohrs zu lehren, und man sagte uns, daß auch bereits einige Personen die neue Methode sich angeeignet hätten. Gegenwärtig finden sie einen Ersatz für den Zucker in der Wurzel der Ti-Pflanze, die in Oefen gebacken wird und eine große Menge Zuckerstoff gibt, der den Melassen gleicht. Auf die Cultivirung der Yams wird viele Sorgfalt verwendet. Man pflanzt sie im October, und die Zeit der Reife tritt in den Monaten Februar und März ein. Die Reben schlingen sich an den Bäumen hinauf, und wenn sie absterben, so weiß man daß die Wurzel reif ist. Um sie zu pflanzen, theilt man sie, gleich der Batate, in Stücke, welche Augen enthalten, legt diese in Haufen und bedeckt sie bis der Sprosse sich zeigt; dann setzt man die einzelnen Stücke, je drei Fuß von einander entfernt, in die Erde.

Da ich hörte, daß sich auf Upolu einige ausgedehnte, mit wildem Zuckerrohr überwachsene Savannen befänden, so befahl ich dem Assistent-Wundarzt Whittle und Hrn. Couthouy sich nach dem östlichen Theile der Insel zu begeben, wo dieselben seyn sollten. Die Herren fanden jedoch nichts der Art, ausgenommen einige kleine Flecken Landes, auf welchen obengenannte Pflanze wuchs.

Man findet auf diesen Eilanden keine Spur von einem einheimischen Vierfüßler, noch von irgend andern Säugethieren, eine Fledermausart ausgenommen, die an den Brodfrüchten großen Schaden anrichtet. Schweine gibt es jetzt im Ueberfluß und die Missionäre haben auch Hornvieh eingeführt, das sich rasch vermehrt und in wenigen Jahren in hinreichender Menge für den Bedarf der Schiffe vorhanden seyn wird. Auch Pferde sind auf die Insel gebracht worden. Upolu hat gegenwärtig zwanzig Stück Rindvieh und sieben Pferde. Der erste große Vierfüßler, den diese Inselbewohner je zu Gesicht bekommen hatten, war ein Maulthier. Es wurde von ihnen nicht wenig angestaunt und als eine so große Merkwürdigkeit betrachtet, daß man es auf der ganzen Insel Upolu herumführte, um allen Bewohnern den Genuß des Anblicks zu verschaffen. Sie gaben ihm einen Namen der — „das auf dem Boden fortgehende Schwein" bedeutet.

Geflügel aller Art gibt es in Menge, hauptsächlich Tauben, die aber als heilig betrachtet und nicht verzehrt werden. Von dem letztern Vogel (Columba oceanica) bekamen wir zwischen sechzig und siebzig verschiedenerlei Arten, allein merkwürdigerweise glich keine von diesen denen, welche wir auf der Gesellschafts-Inseln gefunden hatten. In Betreff der nähern Einzelnheiten hierüber verweise ich auf den zoologischen Bericht. Es sind nur wenige Raubvögel vorhanden, und das Geschlecht der Habichte fehlt ganz. Eine Nachtigallart wurde von den Missionären als der hauptsächliche Singvogel bezeichnet, und die Wälder von Tutuila waren voll solcher Vögel. Der Gesang dieser Nachtigallen erschien mir übrigens nicht als sehr reizend, obwohl er ungemein gepriesen wurde. Die Taube wird gewöhnlich als Spielzeug gehalten, besonders von den Häuptlingen, und zu diesem Zwecke mit einem etwa zwölf Fuß langen Bindfaden an einen Pfahl festgebunden. Man lehrt sie nun von dem

Pfahl weg- und wieder dahin zurückfliegen, und haben sie dieses Kunststück gehörig inne, so wird es von dem Eigenthümer des Vogels mit vielem Stolz und großer Befriedigung producirt. Einer unserer Officiere schoß bei einer Gelegenheit unglücklicherweise eine Taube, was eine große Bewegung hervorbrachte, denn der Vogel war eine Königstaube, und eine solche zu tödten hält man für ein ebenso großes Verbrechen als einen Menschenmord. Das Volk beruhigte sich nicht eher, als bis der Dolmetscher ihm erklärte, der Officier gehöre zu dem Kriegsschiff, was sie, im Verein mit einem kleinen Geschenk, alsbald beruhigte, und damit war auch die Sache abgethan. Um ihre Ehrerbietung für diese Vögel zu rechtfertigen, sagten sie uns, daß, als vor etwa acht Jahren die Bewohner von Aana von dem Volke Manono's vertrieben wurden, die Tauben den District verlassen hätten, aber bei ihrer Rückkehr in ihre frühere Heimath auch alsbald wieder erschienen seyen.

Auf Upolu fand man Schlangen, und auf den übrigen Inseln will man auch Meerschlangen gesehen haben. Fische gibt es in den benachbarten Gewässern in großer Masse und Verschiedenheit. Außer andern Arten sie zu bekommen, werden sie an den Riffen von den Weibern gefangen, indem sie Körbe nahe an den Höhlungen aufstellen, wo sie Schutz suchen. Unter den Seefischen sind die Barben sehr zahlreich, und man sieht sie nicht selten in ungeheuren Haufen über den Wasserspiegel emporspringen. In Samatau waren wir Zeuge eine der Arten, auf welche die Samoaner die Fische fangen. Etwa ein Dutzend Canoes bildeten einen Kreis, innerhalb welchem in dem Wasser ein dunkler runder, etwa sechs Fuß breiter Streifen sich zeigte, der sich langsam und ungleich bewegte. Es war dieß eine Masse kleiner etwa zwei Zoll langer Fische, Lou genannt. Nachdem sie von den Kähnen völlig eingeschlossen waren, verengte sich der Kreis allmählig, bis die Fische, von allen Seiten eingeschlossen, aufhörten sich zu bewegen. Diesen Augenblick benützte der Hauptfischer, welchen man in einem Canoe aufrecht stehen sah, um ein Netz, das er zuvor schon in der Hand bereit gehalten, mit großer Geschicklichkeit über die ganze Fischmasse hinzuwerfen, worauf alle übrigen Männer mit einander aus den Booten sprangen, und mehrere Sekunden unter dem Wasser blieben, wo sie die

Seiten des Netzes fest machten. Beim Wiederauftauchen sprangen sie alle wieder in die Boote, mit Ausnahme von vier, welche im Wasser blieben und das Netz mit sammt der Beute dem Anführer brachten.

Diese Inseln liefern die für die Schiffe nöthigen Erfrischungen im Ueberfluß, bis jetzt aber nur erst wenige Gegenstände, welche man im auswärtigen Handel verwerthen könnte. Schildpatt, wovon man sich zu Zeiten weniges in Savaii verschaffen kann, Cocosnußöl und Pfeilwurz ist beinahe alles, was in größerer Menge als für die unmittelbaren Bedürfnisse der Besucher zu haben ist. Doch ließe sich der Liste der Ausfuhrartikel leicht noch Kautschuk, arabischer Gummi, Ricinusbohnen, Schwertelwurzel, Ingwer und Kaffee beifügen. Als Austausch für ihre Waaren begehren die Eingebornen jetzt nur Gegenstände von wirklichem Nutzen für sie; nach Glasperlen und Maultrommeln, sonst so sehr begehrt, wird nun kaum mehr gefragt, dagegen sind jetzt hauptsächlich Baumwollzeuge, Schreibpapier und Eisenwaaren, vornehmlich Nadeln und andere nützliche Gegenstände diejenigen Manufacturwaaren, welche man am meisten sucht.

Die Samoa-Sprache ist weich und sanft, und der einzige von allen polynesischen Dialekten, wo man den Laut S findet. Der Buchstaben, welche die Missionäre zum Schreiben derselben für nöthig gefunden haben, sind nur vierzehn, nämlich: A, E, F, G, I, L, M, N, O, P, S, T, U, V. Wenn sie versuchen Wörter aus andern Sprachen auszusprechen, so gebrauchen sie L für R, S für H und P für B. Das G hat einen Nasenlaut wie in o n g. Die Sprache hat beinahe dieselbe Construction wie die taheitische Sprache, obwohl der Samoaner von den Eingebornen der Gesellschafts-Inseln durchaus nicht verstanden wird. Die Samoaner sagen, daß sie dieselbe niemals erlernen könnten, — „ihre Kinnbacken seyen zu steif.“ Auch den Missionären fällt es sehr schwer sie zu sprechen, und sie machen häufig und leicht Fehler, welche den Eingebornen lächerlich vorkommen.

Die Häuptlinge haben einen eigenen Dialekt, welcher für alle ihre Handlungen, Körpertheile u. s. w. andere Namen festsetzt, als bei dem Volke gebräuchlich sind.

Viele Samoaner erreichen ein Alter von 70 bis 80 Jahren. Unter den jungen Kindern herrscht jedoch eine große Sterblichkeit,

was wahrscheinlich davon herrührt, daß sie schon sehr frühe jeder Witterung ausgesetzt werden. Diejenigen, welche am Leben bleiben, werden aber dafür desto kräftiger und gesünder. Unter den Krankheiten, von welchen die Erwachsenen betroffen werden, ist am häufigsten ein Leiden am Rückgrat, das sich als Beinfraß äußert und bucklig macht, und ohne Zweifel der eigenthümlichen Art zuzuschreiben ist, mit welcher die Kinder getragen werden. Außerdem sind Katarrhe und Halsleiden vorherrschend, und während unserer Anwesenheit starb auch ein weißer Ansiedler an der Schwindsucht. Die Ruhr als Epidemie ist unbekannt, aber sporadische Fälle derselben, durch Unvorsichtigkeit in der Diät verursacht, kommen vor. Ferner gibt es eine Ausschlagkrankheit, Ilamea genannt, welche viele Kinder unter zehn Jahren mit Geschwüren bedeckt und hauptsächlich Gesicht und Kopf angreift. Sie wird auf eine ganz eigenthümliche Weise behandelt. Man reibt nämlich das Kind mit Cocosnußfasern so lange, bis alle Geschwüre weg sind; darauf legt man eine weiche aus Brodfrucht bereitete Masse auf und wascht diese zuletzt ab. Gibt es keine Brodfrucht, so braucht man statt ihrer ein Decoct von Cocosnußfasern. Unter den Männern, welche über das mittlere Alter hinaus sind, herrscht der Aussatz in hohem Grade, und es kommen mitunter Fälle vor, welche wahrhaft schaudererregend sind. Auch gibt es einzelne Fälle, daß Frauen davon befallen werden. Es scheint übrigens, daß sie nicht die geringste Unruhe und Sorge errege. Als Ursachen für das häufige Vorkommen dieser Krankheit führt man an: die Gewohnheit ihre Speisen ungesalzen zu genießen und den Gebrauch des Cocosnußwassers, und man wird diesen noch beifügen dürfen, daß sie sich der Nachtluft unvorsichtigerweise aussetzen und sich keine hinreichende körperliche Bewegung machen. Mag nun aber auch der letztere Grund mit Veranlassung seyn zu dieser Krankheit oder nicht, so ist es doch außer aller Frage, daß er existirt; denn sie haben die Gewohnheit, oft mehrere Stunden lang mit unterschlagenen Beinen ruhig dazusitzen, was nothwendigerweise eine ungesunde Stockung des Blutes bewirken muß. Faulheit kann man ihnen jedoch nicht als Nationalfehler zuschreiben, denn sie arbeiten gerne und lassen sich auch gerne zu Geschäften verwenden. Es ist deßhalb auch zu vermuthen, daß, wenn sie erst gehörige

Belehrung erhalten und durch die Civilisation neue Bedürfnisse bekommen haben werden, sie ein arbeitsames und wohlhabendes Volk geben. Augenentzündungen, die man dem Reflex der Sonnenstrahlen von den sandigen Gestaden, in deren Nähe die Dörfer meist gebaut sind, zuschreibt, sind so allgemein, daß nicht weniger als ein Fünftel der ganzen Bevölkerung von dieser Krankheit ergriffen ist. *) In den meisten Fällen beginnt sie in dem innern Augenwinkel, von wo aus sie sich nach und nach über die Pupille verbreitet, bis das Gesicht völlig verloren ist. In dem Maaße als die Krankheit fortschreitet, wird das Häutchen dicker, und wenn es das Auge bedeckt hat, erweitert sich dieses Organ und scheint hervorzustehen. Nach dem äußern Anblick zu schließen sollte es nicht schwer seyn das Häutchen zu operiren, und so das Auge zu heilen; allein die Eingebornen haben noch keinen derartigen Versuch gemacht. Die Lustseuche existirt auf Tutuila nicht, und ist auch auf den andern Inseln kaum bekannt. Dieser Umstand mag als Beweis dienen, wie weit höher dieses Eiland, wo im allgemeinen die eheliche Treue mit großer Strenge gehalten wird, in Betreff der Keuschheit der Weiber steht als Taheiti. Fieber sind selten und Wechselfieber ganz unbekannt; die geologische Formation dieser Insel ist aber auch jener Art von Miasmen, durch welche die genannten Krankheiten erzeugt werden, durchaus nicht günstig.

Der englischen Mission sind keine Mittel zum ärztlichen Beistande gegeben, und die Missionäre können darum auch nur wenig für Linderung der Krankheiten der Eingebornen thun. Doch bringt schon ihre geringe Kenntniß der Heilmittel einige Hülfe, und ihre Praxis ist der Methode der Eingebornen, welche die Schwerkranken immer sorglos ihrem Schicksale überlassen, weit vorzuziehen.

Unter den wenigen heilenden Mitteln, welche die Eingebornen anwenden, ist eine Art Frictionsmethode. Dieß wird ausgeführt, indem man Leib und Glieder mit den Händen reibt, zuerst nur sanft, dann aber immer stärker und rauher. Diese

*) Auf Savaii ist dieselbe so allgemein, daß man in jeder Familie wenigstens einen Fall der Blindheit, sey es auf einem oder auf beiden Augen, trifft.

Manipulation wendet man als Stärkung nach einer großen Anstrengung und zur Linderung von Schmerzen an. Für den erstern Zweck ist sie wirksam, und mildert auch oft die Schmerzen, wenn sie dieselben nicht ganz vertreibt.

Unter allen polynesischen Inselbewohnern kommen, was das Aeußere des Körpers betrifft, die Männer von Samoa gleich nach den Tongesen, und man findet bei ihnen viele Beispiele männlicher Schönheit. Von den Weibern läßt sich nicht dasselbe sagen. Diese sind im Gegentheil ziemlich mißgestaltet und derb. In ihrer ersten Blüthe sind sie übrigens manchmal ziemlich hübsch, und sie haben eine helle Hautfarbe, welche nur wenig dunkler ist als die einer Brünette oder einer spanischen Südamerikanerin. Die Mädchen sind munter, haben einen angenehmen Gesichtsausdruck, und, was eine große Seltenheit in Polynesien ist, selbst einen gewissen Grad von Schamhaftigkeit.

Die mittlere Größe der Männer ist fünf Fuß zehn *Zoll*, und einige von den Häuptlingen, deren Glieder hübsch gerundet sind, würden selbst in jedem andern Theile der Welt für hübsche Männer gelten. Ihre Züge sind im allgemeinen nicht ausgezeichnet, aber scharf gezeichnet und bestimmt, und haben alle einen gemeinschaftlichen Typus. Die Nase ist kurz, und an der Basis breit; der Mund groß und mit weißen und starken Zähnen so wie mit wohlgestalteten Lippen versehen. Die Augen sind schwarz und häufig groß und glänzend; die Stirne schmal und hoch; die Backenknochen hervorstehend. Man machte die Bemerkung, daß bei einigen die Augen am äußern Winkel aufwärts standen, wie bei den Chinesen. Sie haben nur einen ganz schwachen Bart, aber starkes straffes und sehr schwarzes Haar; an Einzelnen bemerkt man übrigens auch, daß es in ein fuchsiges Roth übergegangen war, was davon herrührte, daß sie es, zur Vertreibung des Ungeziefers (Pediculus humanus) mit Kalkwasser wuschen. In der Schädelbildung der beiden Geschlechter bemerkte man nur geringen Unterschied. Zu solchen Beobachtungen bieten die zum Christenthum Uebergetretenen besonders gute Veranlassung, weil sie sich die Haare abschneiden. Der Schädel ist im allgemeinen kurz und breit, und in der Nähe des Wirbels am höchsten.

Die ersten Besucher dieser Inseln schilderten deren Bewohner als wild und verrätherisch. Dieß rührte großentheils von dem blutigen Conflict her, den sie mit den Booten des Geschwaders von La Perouse hatten, und diese Meinung erhielt sich durch die gerechte Ahndung, welche sie in einigen Fällen über Frevel ergehen ließen, welche von gesetzlosen Abenteurern begangen worden waren. Das Beispiel Opotuno's zeigt übrigens, daß diese Idee von ihrem Charakter nicht ganz ungegründet ist. Betrachtet man sie in einem günstigeren Lichte, so sind sie wie wir es z. B. fanden, artig, gutherzig, gescheidt, vergnügungs- und gefallsüchtig, dabei auch sehr gastfreundlich. Beide Geschlechter legen große Güte und Liebe für ihre Kinder an den Tag, und das Alter ist so sehr geachtet, daß nur betagte Männer in den Rath zugelassen werden. Als Schattenseite dieses Gemäldes muß genannt werden, daß sie indolent, habsüchtig, wankelmüthig, versteckt und unzuverlässig sind. Zur weitern Hervorhebung dieser ihrer Charakterzüge wollen wir Folgendes anführen: empfängt ein Häuptling einen Besuch, so ist die erste Frage, welche er stellt: „Was für ein Geschenk werdet Ihr nehmen?" denn sie halten es für Pflicht einen Beweis der Achtung zu geben und das Unterlassen eines solchen Anerbietens würde unschicklich seyn. Dieser Sitte wurde immer nachgekommen, wenn einer unserer Officiere sie besuchte, und obgleich es augenscheinlich war, daß sie keine ihrer Sachen von Werth gerne weggegeben hätten, so wurden doch ihre auserlesensten Besitzthümer ausgelegt, damit der Fremde wählen könne. Schlug man die angebotenen Geschenke aus, so machte sich auf ihren Gesichtern und in ihrem Benehmen stets eine große Freude bemerklich, ein Beweis daß sie vergnügt darüber waren, einem ihnen drohenden Verluste entgangen zu seyn und doch zu gleicher Zeit die vorgeschriebenen Regeln der Gastfreundschaft erfüllt zu haben. War diese Gefahr einmal vorüber, dann fühlten sie sich überglücklich, uns mit Cocosnüssen und Früchten versorgen zu können. Allein trotz der anscheinenden Freigebigkeit, mit der sie uns damit versahen, thaten sie es doch bloß in der Erwartung einer reichlichen Vergeltung. Ein weiteres Gesetz der Gastfreundschaft ist, daß wenn ein Fremder durch ein Dorf geht ohne anzuhalten, man ihm folgt und Speisen anbietet.

Die Samoaner legen gewöhnlich große Neugierde an den Tag, und es war äußerst unterhaltend dieselbe zu erregen. Unter andern sagte man ihnen in dieser Absicht, daß die weißen Menschen häufig falsche Zähne und Perrücken trugen. Der letztere Brauch namentlich kam ihnen äußerst seltsam vor und sie nannten ihn: „den Kopf decken.“ Einigen wies man auch einen Erdglobus, und zeigte ihnen darauf die Lage ihrer Inseln und besonders die ihres eigenen unbedeutenden Eilandes. Dieß erregte großes Erstaunen, denn bis vor wenigen Jahren noch hatten sie keine Idee davon gehabt, daß es außer ihrem eigenen Lande auch noch ein anderes gebe.

Wenn die Häuptlinge freigebig damit sind ihren Besuchern Geschenke anzubieten, so nehmen sie auf der andern Hand auch keinen Augenblick Anstand alles zu verlangen, was sie sehen, und man kann sie in Wahrheit freche Bettler heißen. Einer der zudringlichsten von ihnen war niemand Geringeres, als Vavasa, der stolze und anmaßende Häuptling von Manono. Sie begannen in der Regel damit, das niederst gestellte Individuum anzubetteln und beim höchsten aufzuhören; und hatten sie alles erhalten was sie konnten, so gingen sie über Bord und lachten uns über unsere Thorheit ihnen so viel gegeben zu haben, aus. Als wir dem alten Pea vorwarfen, daß er ein großer Bettler sey, entschuldigte er sich damit, daß er von dem, was er verlange, nichts behalte; es sey eben einmal Brauch bei den Samoanern um alles zu bitten was sie sehen. Es that nichts zur Sache, wenn seine Bitte verweigert wurde, er war eben so zufrieden als ob er das Gewünschte erhalten hätte, allein er sagte, daß er sich selbst getadelt haben würde, wenn er es nicht verlangt hätte.

Die wohlthätigen Wirkungen der Bestrebungen der Missionäre treten bei den Samoanern mehr zu Tage als auf Taheiti. Der Ausbreitung des Evangeliums trat nicht derselbe hartnäckige Charakter entgegen, und die Eingebornen dieser Gruppe wurden von ihren Lastern leichter zurückgebracht als die der Gesellschafts-Inseln. Das größte Hinderniß für die Erfolge der Missionäre ist aus der Anwesenheit einiger verworfenen Weißen erwachsen, welche sich den heidnischen Häuptlingen anschließen. Obwohl nun ihre Opposition der Sache der Missionäre schadet, so bringt sie ihnen selbst doch wenig Vortheile, denn sie mußten alles was

sie erwerben, mit den Häuptlingen, unter deren Schutz sie stehen, zur Hälfte theilen, und obgleich man ihrer Abreise von den Inseln noch niemals Widerstand entgegengesetzt hat, so dürfen sie doch durchaus nichts von ihrem Besitzthum mitnehmen. Die Lasterhaftigkeit dieser Weißen erregt den Abscheu der Gutgearteten unter den Eingebornen, welche oft ihre Verwunderung über deren Unwissenheit in heiligen Dingen aussprechen und fragen, ob es denn möglich sey, daß solche Menschen in einer civilisirten Gemeinschaft aufgewachsen seyen.

Der erste Versuch zur Einführung des Christenthums soll, wie man erzählt, auf folgende Weise gemacht worden seyn. Einige Jahre vor der Ankunft der Missionäre wurde auf der Insel Upolu ein Schiff auf den Strand geworfen und dessen Ladung von den Eingebornen weggenommen, von denen viele noch bis zum heutigen Tage bedauern, daß sie damals nicht gewußt hätten, welche Reichthümer auf diese Weise in ihre Hände gegeben waren. Die Art, wie sie mit ihrer Beute umgingen, war im höchsten Grade komisch; aus Leuchtern wurden Pfeifen gemacht, Tuch als werthlos weggeworfen und viele verwundeten sich mit den Feuerwaffen. Die Schiffsmannschaft wurde gut behandelt und lange Zeit ernährt, obgleich die Eingebornen über die Menge von Schweinen, welche verlangt wurden, nicht wenig staunten, und fürchteten, es möchte zuletzt eine Hungersnoth im Lande entstehen. Der Capitän gab seiner Mannschaft den Rath sich als Missionäre zu geriren und ging mit gutem Beispiel voran. Seine Bemühungen hatten vielen Erfolg und er baute mehrere Kirchen, mußte aber bei Ankunft der englischen Missionäre das Feld räumen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Capitän große Kenntnisse in der Religion gehabt habe, und jedenfalls gewiß, daß die Mannschaft gar keine solche besaß; allein ihre Erfolge scheinen in der großen Ehrfurcht ihren Grund gehabt zu haben, mit welcher die Weißen anfangs von den Samoanern betrachtet wurden. Sie sahen sie als eine Art Geister an, welche zu verletzen oder zu tödten unmöglich sey, und die Schiffe, welche sie zuerst an ihrer Küste sahen, begrüßten sie als himmlische Boten, welche irgend ein fürchterliches Unglück prophezeiten. Die schlechte Aufführung der Seefahrer hat dieses Gefühl der Ehrfurcht vernichtet, und Fremde finden im allgemeinen

nicht mehr dieselbe freundliche Aufnahme wie früher; diese Bemerkung bezieht sich jedoch nicht auf die Missionäre, welchen alle Ehre erwiesen wird, die ihre gute und von den Eingebornen auch vollkommen anerkannte Absicht verdient.

Die wesleyanischen Missionäre und die der brittischen Bibelgesellschaft kamen fast zur selben Zeit auf die Inseln, oder vielleicht sind die erstern früher hingekommen. Der Einfluß der wesleyanischen Lehre und die Anzahl ihrer Anhänger vermehrte sich rasch unter der Oberleitung des ehrw. Hrn. Turner. Es entstanden jedoch unter den beiden Missionsparteien Zwistigkeiten, welche zuletzt von den beiden Gesellschaften in London dahin beigelegt wurden, daß die Wesleyaner dieses Feld ihrer Thätigkeit verließen und nach der Fidschi-Gruppe übersiedelten. Allein trotz der Entfernung derselben hängen noch sehr viele Eingeborne an den ihnen von Hrn. Turner gelehrten Grundsätzen und Formen und legen noch eine große Anhänglichkeit für ihn an den Tag. Die Missionäre wurden gleich von Anfang an von den mächtigsten Häuptlingen unter ihren Schutz genommen, und haben noch nie von irgend einem der Eingebornen eine Beleidigung oder Beschimpfung erfahren. Sie errichteten zwar in vielen Dörfern Schulen, allein es ist sehr schwierig für sie eingeborne Lehrer zu erhalten.

In Upolu ist ebenfalls eine Druckerpresse errichtet worden, und die Uebersetzung der Bibel, von der schon einzelne Theile veröffentlicht sind, macht rasche Fortschritte. Von dieser Presse sind schon mehrere Schriften ausgegangen, aber mit Bedauern mußte ich darunter auch eine kleine Abhandlung sehen, welche einen heftigen Angriff auf die römischen Katholiken enthält. Dieser Umstand überraschte mich, da sie meiner durch mehrfachen Umgang mit den Missionären zuvor gefaßten Meinung von deren Freisinnigkeit und Toleranz widersprach. Der einzige Zweck dieser Flugschrift war, die Gemüther der Eingebornen gegen die Missionäre der päpstlichen Kirche, im Falle solche die Inseln besuchen sollten, zum voraus einzunehmen. Dieß überraschte mich als im Widerspruch mit den ersten Grunsätzen unserer Religion, und ich konnte mich nicht enthalten meine Meinung offen dahin auszusprechen, daß diese Abhandlung großen Schaden thun würde.

Die Bemühungen der englischen Missionäre sind durch die Hülfe der einheimischen Assistenten bedeutend unterstützt worden. Unter den letztern haben die von Raratonga das Verdienst vorangegangen zu seyn. Sie wurden dabei von Hrn. Williams geleitet, der ihrem Eifer lautes Lob zollte. Ich war Zeuge einer höchst interessanten Zusammenkunft dieser eingebornen Missionäre, um neun aus ihnen auszuwählen, welche Hrn. Williams nach den Neu-Hebriden begleiten sollten, und es hat diese Versammlung vielleicht wegen des traurigen Erfolges jener Mission einen um so tieferen Eindruck in meinem Gemüthe hinterlassen. Die Candidaten legten großen Eifer an den Tag, und ich sah noch nie dem Gegenstande entsprechendere Gefühlsäußerungen, oder hörte richtigere Ansichten, als bei dieser Gelegenheit ausgesprochen wurden. Alle schienen ihrem Beruf völlig ergeben und einige von ihnen sprachen sehr beredt. Nachdem die Wahl bekannt gemacht war, äußerten die, auf welche sie gefallen, eine große aber durchaus nicht unpassende Siegesfreude, während die abgewiesenen Candidaten augenscheinlich betrübt und verstimmt waren. Die erstern wurden sodann mit neuer Kleidung versehen, welche, obwohl aus nichts weiter denn einem gestreiften Baumwollhemd *) bestehend, ihnen bei ihren Brüdern dennoch eine Art von Ansehen gab, was für uns, die wir diese einfache Kleidung mit den sonstigen stolzen Pontificalien vergleichen konnten, viel Spaßhaftes hatte. Jeder der anwesenden Missionäre hielt nun eine lange Anrede, welche von einem der Auserlesenen wiederholt wurde. Die Gegenstände dieser Reden waren auf der einen Seite Rathschläge über die Pflichten, welche sie im Begriffe waren anzutreten, und auf der andern

*) Dieß Kleidungsstück ist die einzige Belohnung, welche sie jedes Jahr aus dem Missionsfonds erhalten und mit der sie auch vollkommen zufrieden sind. Ich muß bei dieser Gelegenheit aussprechen, wie sehr ich mich den Missionären, sowohl jedem einzelnen als der ganzen Corporation, für ihre Freundlichkeit und Aufmerksamkeit verpflichtet fühle. Sie thaten alles, was in ihren Kräften stand, um die Zwecke der Expedition zu fördern, und das Geschwader ist ihnen großen Dank schuldig, denn ihnen verdanken wir großentheils die Leichtigkeit, mit der wir uns mit den Gebräuchen, Sitten und Gewohnheiten der Samoaner bekannt machen konnten.

ein Herausheben des ganzen Gewichts der Verantwortlichkeit, welche die glücklichen Bewerber auf sich genommen. Die meisten, wenn nicht alle der zu der neuen Mission Ausgewählten waren hübsche Männer und den vielen Bewerbern ihres sittlichen Lebenswandels wegen vorgezogen worden. Die Dauer ihres neuen Amtes war auf drei Jahre festgesetzt, worauf sie zu ihren Weibern und Kindern, die sie nicht begleiteten, sollten zurückkehren können.

Wie ausgedehnt und einflußreich die Bemühungen der Missionäre sind, mag man am ehesten aus einer Vergleichung der ganzen Bevölkerung der Inseln und der Zahl derer ersehen, welche das Christenthum angenommen haben und die Schulen besuchen. Die ganze Bevölkerung der Gruppe wird auf 56,000 geschätzt, von denen 14,850 das Christenthum angenommen haben und 12,300 die Schulen besuchen. Die Zahl der fremden Missionäre ist eilf, von denen einer in Tutuila, sechs auf Upolu, drei auf Savaii und einer auf Manono wohnt. Der eingebornen Lehrer sind es hundert und achtunddreißig, von denen fünf auf der östlichen Gruppe, einunddreißig auf Tutuila, fünfzig auf Upolu, sechsunddreißig auf Savaii, zwölf auf Manono und vier auf Apolima sind. Außer denen, welche wir als wirklich zum Christenthum übergetreten aufgezählt haben, sollen, wie man uns sagte, zwei Drittheile der ganzen Bevölkerung zur christlichen Partei gehören.

Von denen, welche die Schulen besuchen, können ungefähr 10,000 lesen, und es hat diese neue Einrichtung in den Gewohnheiten eines großen Theils der Bevölkerung eine bedeutende Veränderung bewirkt, doch ist die Anzahl der Heiden noch groß genug, um eine Idee von den ursprünglichen Sitten und Gewohnheiten zu geben, die in wenigen Jahren entweder völlig verloren gegangen oder durch die Ausbreitung des Evangeliums ihren Charakter völlig geändert haben werden. Die Raschheit, mit welcher dieser Wechsel vor sich geht, ließ es uns als wünschenswerth erscheinen, über die ursprünglichen Sitten dieses Volkes so genaue Nachrichten als möglich einzuziehen.

Bezüglich ihrer alten Religion haben wir folgende Einzelnheiten über die Heiden erhalten. Sie erkennen einen großen Gott an, welchen sie Tangaloa-lagi nennen, zollen diesem jedoch

weniger Verehrung als ihren Kriegsgöttern Tamafaiga, Sinleo und Onafanua. Der erste verlockt sie zum Krieg, der zweite führt sie darin an und der dritte ist eine weibliche Gottheit, die sie zum Fechten anfeuert. Mafuie ist der Gott der Erdbeben, dem früher große Macht zugeschrieben wurde, von welcher er aber jetzt, den Samoanen zufolge, viel verloren hat. Auf welche Weise dieses geschehen sey, darüber erzählen sie folgendes. Ein gewisser Talago, der eine Zaubermacht besaß, durch die er die Erde theilen konnte, rief, als er an einen wohlbekannten Ort kam: „Felsen theile dich! Ich bin Talago und komme um zu arbeiten!" Als die Erde sich auf seinen Befehl theilte, stieg er hinab, um sein mit Taro bepflanztes Feld zu bearbeiten. Sein Sohn, der Tiitii hieß, wurde mit dem Zauber bekannt, lauerte seinem Vater auf, und sah wie dieser hinabstieg und die Erde sich hinter ihm wieder schloß. An demselben Orte sagte Tiitii: „Felsen theile dich! Ich bin Talago und komme zu arbeiten!" Der Felsen öffnete sich aber nicht, aber als er die Worte wiederholte und zugleich heftig mit dem Fuß auf den Boden stampfte, that sich die Erde auf und er stieg hinab. Da er ein junger Mann war, so machte er viel Lärm und Geräusch, trotz seines Vaters Rath ruhig zu seyn, damit Mafuie ihn nicht höre. Der Sohn fragte: „Wer ist denn dieser Mafuie, daß ich Angst vor ihm haben sollte?" Da er in einiger Entfernung Rauch bemerkte, so erkundigte er sich nach der Ursache desselben. Talago sagte: „es ist Mafuie, der seinen Ofen heizt." Tiitii beschloß hinzugehen und zu sehen, trotz alles Zuredens seines Vaters, und begegnete Mafuie, der ihn fragte, wer er sey. „Bist du ein Taropflanzer, ein Baumeister oder ein Taudreher?" „Ich bin ein Taudreher," sagte Tiitii; „gib mir deinen Arm, ich will es dir zeigen." Somit nahm er den Arm Mafuie's und drehte ihn in einem Nu heraus. Solch eine praktische Darstellung seiner Kunst machte Mafuie laut schreien: „Na fia ola, na fia ola!" (Ich wünsche zu leben, ich wünsche zu leben!) Tiitii hatte Mitleid mit ihm und ließ ihn gehen. Wenn nun die Eingebornen ein Erdbeben spüren, so rufen sie: „Dank daß Mafuie nur einen Arm hat! hätte er zwei, so würde er die Erde in Stücke brechen."

Der Gott Salefu stützt die Erde. Weiter haben sie Mesua, Faana, Tinitini, Lamamau, welche Götter des Lichts, des Regens, der Wirbelwinde u. s. w. sind. Diese Gottheiten sollen auf einer gegen Westen gelegenen Insel wohnen, aus welcher Gegend ihr schlechtes Wetter gewöhnlich kommt. Ebenso hatten sie viele Götter niedrigern Ranges, welche über besondere Districte wachten. Diese verschiedenen Götter wurden durch gewisse Thiere: Reptilien, Fische und Vögel dargestellt. In einigen wenigen Districten verehrte man auch leblose Gegenstände, so z. B. wurde auf Manono ein am obern Ende mit einem Büschel Cocosnußfasern umwickelter Bambuszweig verehrt, und weitere Gegenstände des Cultus waren ausgehauene Holzblöcke und Steine, welche zum Andenken an verstorbene Häuptlinge errichtet waren.

Ueber die Erschaffung ihres Eilandes geben sie folgende Erzählung: Tangaloa, ihr großer Gott, der in dem Himmel lebt, sendete den Vogel Tuli (eine Art Schnepfe), seine Tochter, herab, um zu sehen was da unten sey. Sie berichtete ihrem Vater, daß sie nichts sehe als Meer. Tangaloa rollte nun einen Stein vom Himmel herab, aus welchem die Insel Savaii wurde, dann einen zweiten, der die Insel Upolu bildete, und sofort für die übrigen. Dieß genügte der Tuli jedoch nicht, und sie kehrte zurück um Bewohner zu verlangen. Er gab ihr Befehl wilde Weinreben (Fuefue) zu pflanzen, und nachdem diese groß gewachsen waren, befahl er sie auszureißen und auf Haufen zu tragen, aus welchen sodann Würmer hervorkamen. Später wurde es aber wünschenswerth, daß sie zu Menschen würden, und zu diesem Ende sendete ihnen Tangaloa durch die Tuli Geister, und die Würmer wurden Mann und Frau.

Ihre Begriffe von einem zukünftigen Leben sind völlig vag. Sie glauben übrigens an einen glücklichen künftigen Zustand, wo alles Gute und Angenehme im Ueberfluß vorhanden ist. Einige sagen dieß sey auf ihrer eigenen Insel, andere auf entfernten Eilanden, und für die Häuptlinge in dem Aufenthaltsort der Götter auf Pulotu, einer im Westen gelegenen Insel. Sie glauben auch, daß der Geist unmittelbar nach dem Tod dahin gehe, und daß es an diesen Orten niemals regne; ferner daß sie essen und trinken können, ohne zu arbeiten und dabei

von den schönsten Weibern bedient werden, die stets jung seyen, oder, wie ein Häuptling sich gegen einen unserer Officiere ausdrückte, „deren Brüste niemals niederhingen.“ Die Geister kommen, ihrem Glauben zufolge, oft hernieder, um bei Nacht um ihre früheren Wohnungen zu wandeln; ferner hegen sie die Ansicht, daß einige Geister sterben, während andere unsterblich seyen; daß die einen an unterirdischen Orten wohnen und die andern mit den Göttern essen. Einige Personen glauben, daß sie nach dem Tod „Aitus,“ oder Götter niedrigern Ranges werden. Sie glaubten ferner an viele Vorbedeutungen, welche sorgfältig beobachtet wurden. Wenn der schwarze Storch, Matuu genannt, bei einem Kriegszug vor ihnen herflog, so galt dieß ihnen als ein Zeichen des glücklichen Erfolges; flog er aber in einer andern Richtung, so war es ein böses Omen. Bemerkte man eine Mondsfinsterniß, ein sehr helles Sternlicht oder einen Kometen, so zeigte dieß immer den Tod eines Häuptlings an, und ein Regenbogen war das Zeichen eines Krieges. Das Quicken der Ratten war eine unglückliche Vorbedeutung; auch das Niesen galt für unheilvoll, und wenn Jemand bei einer Unternehmung nieste, so wurde sie verschoben.

Man sagte mir, daß die Samoaner sich sehr fürchten in der Dunkelheit außer dem Hause zu seyn, und wenn sie die Nacht außerhalb ihrer Dörfer zubringen müßten, Fackeln benützen, welche sie aus den getrockneten Stengeln der Cocosnußblätter anfertigen, um ihren Weg zu erhellen. Diese Furcht rührt theilweise von dem Aberglauben her, daß sie einem Geiste oder Aitu begegnen möchten, mit denen ihre Einbildungskraft die Wälder, Bäche, Felsen, Bäume u. s. w. bevölkert. Sie haben die Gewohnheit, dem Aitu des Königs gelegentlich ein Fest zu bereiten, indem sie eine Anzahl Tauben zurichten und eine Menge Taro, Früchte u. s. w. sammeln. Die für den Aitu bestimmte Portion wird in der Nähe seines vermeintlichen Aufenthaltsortes gelegt, während die Unterthanen und andere Leute sich an dem übrigen laben.

Vordem herrschte auch die Sitte, die ersten Früchte den Aitus und Häuptlingen darzubringen, und bei den Heiden besteht sie noch, während die Christen dieselben den Missionären schenken. Die Ceremonie findet gewöhnlich im Januar oder Februar statt.

Wenn sie Ava tranken, wurde die erste Schale immer den Göttern dargebracht.

Es herrscht eine Sage von einer großen Eidechse, die auf der Südseite der Insel hausen soll und als Aitu verehrt wird. Der Beschreibung zufolge wäre sie zwei Faden lang und so rund und dick wie ein Cocusnußbaum, mit ungeheuren Schuppen und einem mit scharfen Zähnen versehenen Rachen Sie soll sich in einem Strome nahe bei Safata aufhalten, in welchen die Eingebornen häufig Speisen werfen. Einige behaupten sie gesehen zu haben und daß sie schon fünfzig Jahre da sey. Es ist übrigens nicht auffallend, daß eine solche Sage bei ihnen geht, sondern nur ein weiterer Beweis dafür, daß sie häufigen Verkehr mit den Tonga- oder Freundschafts-Inseln gepflogen haben, wo eine ähnliche Sage besteht, die in „Mariner's Tonga-Inseln" erzählt wird.

Unter andern abergläubischen Ansichten haben sie auch die von einem bösen Geiste, der in der Gestalt eines ungeheuren, sechs bis zehn Faden langen und verhältnißmäßig breiten Aals in der Nähe von Apolima hause, die Canoes angreife und versenke. Man erzählt in dieser Beziehung eine Geschichte, die erst vor wenigen Jahren stattgefunden haben soll. Während zwei Eingeborne von Manono über den Canal innerhalb des Riffs schwammen, sanken sie Angesichts vieler andern unter. Man bemannte augenblicklich ein großes Canoe und suchte sie auf. Die in dem Canoe befindlichen Männer trafen auf das Ungeheuer und verwundeten es. Das Canoe wurde jedoch umgeworfen, und es konnten sich nur wenige durch Schwimmen an das Ufer retten, während der größere Theil umkam. Auf die Frage, ob es kein Haifisch sey (von denen es zwei Arten gibt, den Tanifan oder großen weißen Hai, und den Masi, oder kleinen blauen), erwiederten sie, es sey ein ungeheurer Pasi, was der Name für die Muräne oder den Meeraal ist.

Ihre Täuze und übrigen Belustigungen sind größtentheils abgeschafft; nur in den heidnischen Dörfern dauern sie noch fort, und auch christliche Weiber lassen sich zuweilen verleiten die erstern auszuführen, die bei ihnen Siva heißen. Sie sind zwar von denen der Taheitier verschieden, aber ebenso schlüpfrig, und keiner von ihnen würde nach unsern Begriffen Tanz genannt

werden. Der Tanz wird gewöhnlich von jungen Mädchen ausgeführt, welche sich vor den Zuschauern erheben, indem sie Arme, Beine, Füße und Hände auf höchst seltsame und mannichfaltige Weise, die alles nur nicht reizend ist, verrenken. Die andern, welche anwesend sind, singen lustige Worte in zwei oder drei Stimmen, während ein vierter Theil ein rauhes Brummen oder ein Grunzen im Baßschlüssel unterhält. Die Worte sind in kurze Sprüche zusammengefaßt, von denen jeder plötzlich mit einer Staccato-Note und einer leidenschaftlichen Gebärde endigt.

Man findet bei den hiesigen Weibern nicht wie bei den Taheiterinnen viele musikalische Stimmen, aber sie haben, gleich andern uncivilisirten Racen, eine vollkommene Kenntniß des Zeitmaßes. Die Männer dagegen haben gerundete und volle Töne, einen ziemlich tiefen Tenor, aber so wild, als sie selbst sind. Der Tanz der Mädchen auf Upolu bestand einzig nur in Körperbewegungen und war so schamlos, daß er förmlich Ekel erregte. Der Gesang, welcher als Begleitung diente, wurde mit hoher Stimme gesungen, drei oder vier Weiber schlugen mit kurzen Stäben den Tact auf den Matten, und die meisten Zuschauer thaten dasselbe mit ihren Händen. In allen Fällen wurde aber der Tact mit der größten Pünktlichkeit eingehalten.

Die Tänze der Männer sind durchaus nicht unanständig. Zur Ausführung derselben vereinigen sich zwei bis zwölf. Sie theilen sich in zwei Partien, die abwechselnd vor- und zurückgehen, was dem Ganzen ein sehr belebtes Ansehen gibt. In die Hände klatschend, sie hin und her schwingend oder über dem Kopf zusammenschlagend, folgen sie einander im Kreise, lassen sich schnell nieder, springen eben so rasch wieder auf und drehen sich plötzlich rund um, indem sie dabei immer Tact halten. Die Tänze währen eine beträchtliche Zeit und endigen mit einem plötzlichen Händeklatschen und einem gleichzeitigen Schrei. Diese Tänze werden gewöhnlich in dem Fale-tele aufgeführt, wo man auch die Fremden bewirthet. Die Einwohner und ihre Gäste nehmen die verschiedenen Enden des Gebäudes ein und unterstützen abwechselnd den Tanz und den Gesang. Durch den letztern werden alle Neuigkeiten bekannt gemacht, Vorfälle erzählt und Fragen gestellt und beantwortet. Manche Nächte werden auf

diese Weise zugebracht, ein großer Theil des Tags dagegen mit Essen, Baden und Schlafen.

Außer diesen Tänzen haben sie noch verschiedene andere Spiele. Eines derselben „Lupe" genannt, wird von zwei Personen gespielt, welche einander gegenüber sitzen. Eine von ihnen bietet ihrem Gegner die geschlossene Faust hin, hält dann plötzlich einen, zwei, drei oder alle Finger nebst dem Daumen in die Höhe, und schlägt zu gleicher Zeit mit dem Rücken der Hand auf die Matte. Verfehlt es der Gegner, im Augenblick dieselbe Anzahl Finger in die Höhe zu halten, so verliert er einen Punkt, und zehn Punkte beendigen das Spiel. „Lafolitupa" wird gleichfalls von zwei Personen gespielt, welche etwa fünfzig Bohnen der Mimosa vor sich hinlegen, dann vier zumal aufheben, in die Luft werfen und mit dem Rücken der Hand auffangen; wer auf diese Weise am ehesten hundert gefangen hat, ist der Gewinner. Tuan-fua wird von fünf oder sechs Personen gespielt und gleicht dem Spiel der chinesischen Jongleurs mit eisernen Kugeln. Der erste Spieler nimmt manchmal acht Orangen, wirft sie nach und nach in die Luft, und sucht sie fortwährend in Bewegung zu halten. Sie besitzen darin eine große Geschicklichkeit; wer ein Stück dreimal fallen läßt, hat das Spiel verloren. Das Tui-muri gewährt den Eingebornen viel Unterhaltung. An diesem Spiele können so viel Personen Theil nehmen als wollen. Sie setzen sich in einen Kreis und theilen sich in zwei Partien. Man hängt etwa zwei Fuß vom Boden entfernt eine Orange auf, und jede Person ist mit einem kleinen scharfzugespitzten Stäbchen versehen. Die Orange wird nun in Schwung gebracht, und es bestrebt sich jeder sie im Vorbeifahren zu spießen, wobei die einen große Hast, die andern dagegen große Ruhe und Besonnenheit an den Tag legen, was den Zuschauern vielen Spaß gewährt. Diejenige Partie gewinnt, welcher es gelungen ist die Orange zuerst fünfzigmal ordentlich zu treffen. Man spielt um Matten, Spielsachen u. s. w., meist aber um eine gebackene Taube, die verzehrt wird, wenn das Spiel vorüber ist. Litia ist ein allgemeines Spiel, wobei oftmals ganze Dörfer gegen einander spielen, und besteht im Speerwerfen: zwei Partien versehen sich mit leichten Stäben des Hibiscus tiliaceus, die acht bis zehn Fuß lang und so dick sind wie

ein Finger. Die Rinde wird weggeschält, was sie sehr leicht macht. Beide Partien stellen sich in eine Linie und suchen die Stäbe so weit wie möglich fortzuwerfen; diejenige welche fünfzig am weitesten bringt, hat gewonnen. Die gewöhnliche Weite in welcher sie treffen, ist ungefähr vierzig Yards, was eine reine Unmöglichkeit scheint. Ein großes Festmahl, das die verlierende Partie zahlen muß, beendigt gewöhnlich dieses Spiel.

„Lafe" ist ein auf die Häuptlinge beschränktes Spiel, das von diesen zum Zeitvertreib gespielt wird. Vier Personen setzen sich auf die Ecken einer zehn bis zwölf Fuß langen Matte, in deren Mittelpunkt eine andere zehn Zoll im Gevierte haltende liegt; die Personen an den entgegengesetzten Ecken sind Partner; jede Partie hat fünf kreisförmige Stücke von Cocosnußschalen, von zwei Zoll im Durchmesser, bis zu einer halben Cocosnuß. Der erste Spieler legt sein kleinstes Stück auf die kleine Matte, und sein Gegner sucht nun dasselbe wegzustoßen und sein eigenes dafür hinzulegen. So bemüht sich jeder, seines Gegners Stück wegzustoßen. Die Partie, welcher es gelingt ihres Gegners Stücke zuerst hundertmal wegzubringen, gewinnt. Die verschiedenen Cocosnußstücke sind sorgfältig polirt und mit einer Menge eingeschnittener Devisen versehen.

Scheingefechte mit Keulen und Ringkämpfe sind allgemein, und endigen gewöhnlich mit zerschlagenen Köpfen, Genicken und Beinen oder eingebrochenen Zähnen.

Eine wunderliche Unterhaltung der Eingebornen sahen wir im Walde, auf einer Hellung in der Nähe eines der heidnischen Dörfer, nicht weit von Apia. Ein großer schöner Baum war von allen seinen Zweigen (mit Ausnahme des Gipfels) sorgfältig gesäubert worden, so daß er wie ein Mast aussah, und um ihn herum ein Flechtwerk aus Baumzweigen nach dem Modelle eines Schiffes ausgeführt, am Bug stand ein langes und starkes Stück Holz heraus, und am Spiegel war ein Steuerruder angebracht; allein statt seiner gewöhnlichen Bewegung wie bei uns, sollte letzteres vertical arbeiten, in der Weise wie sie ihre großen Canoes vermittelst eines Ruders lenken. Das Tafelwerk hatten sie aus Reben und Schlingpflanzen gebildet und in den Kielraum sogar Ballast gelegt. Dieß machte ihnen viel Vergnügen, und sie bewiesen große Kunstfertigkeit in der Construction

dieses Papalangi-Schiffes, das sie viele Zeit und Mühe gekostet haben mußte.

Die Geburten geschehen ohne die allergeringste Ceremonie und ohne Unbequemlichkeit für die Mutter; diese geht meistens augenblicklich zu einer Quelle, badet und wascht ihr Kind, und verrichtet zu gleicher Zeit ihre Geschäfte wieder, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre; das Kind erhält gewöhnlich schon einige Zeit vor der Geburt seinen Namen, denn das Geschlecht macht keinen Unterschied in den Namen, die für Männer und Weiber gleich lauten. Die Mütter säugen ihre Kinder oft bis ins sechste Jahr, und man erzählte mir ein Beispiel, wo eine Mutter drei Kinder von verschiedenem Alter auf einmal nährte, und das älteste das jüngste oft mit Gewalt von der Mutter-Brust hinwegriß. Sie haben die Gewohnheit ihre Kinder häufig in dem kalten Flußwasser zu baden.

Wenn ein Eingeborner ein Weib zu nehmen wünscht, so muß er zuerst die Erlaubniß des Häuptlings erhalten. Dann nimmt er einen Korb voll Brodfrucht, und bietet ihn dem Mädchen seiner Wahl an. Seine Werbung ist angenommen, wenn sie davon nimmt. Er muß dann ihren Eltern einen gewissen Preis für sie bezahlen, der nach dem Stande und Vermögen der beiden Theile verschieden ist. Die Tochter eines Häuptlings steht hoch im Werth, z. B. ein halbes Dutzend Beile und ebensoviele Faden Tuch. Eine andere Art der Huldigung ist, in das Haus des Gegenstandes seiner Neigung zu gehen und sich bewirthen zu lassen. Wenn die Familie sich gegen den jungen Mann freundlich erweist und mit ihm ißt, so ist seine Bitte günstig aufgenommen. Nun bietet man der Familie des Mädchens die üblichen Geschenke an; werden diese angenommen, so ist die Heurath geschlossen; werden sie dagegen zurückgewiesen, so ist es aus mit der Huldigung. Die Eltern erwarten, daß die Kinder nichts ohne ihre Entscheidung thun. Die „Malo" Partei hatte die Gewohnheit ihren besiegten Feinden die Weiber wegzunehmen, wenn sie ihnen gefielen. Die Heurath wird durch ein großes Festmahl gefeiert, hauptsächlich wenn sich ein Häuptling vermählt. Dem Manne steht es frei sein Weib zu verstoßen und unter gewissen Bedingungen eine andere zu heurathen;

aber eine Frau kann ihren Mann nicht ohne dessen Einwilligung verlassen.

Ehebruch wurde früher mit dem Tode bestraft, und kam sehr selten vor. Bei ledigen Weibern gilt der Umgang mit einem Samoaner vor der Hochzeit für eine Schande, aber nicht so der mit einem Fremden.

Es ist ein ganz gewöhnlicher Brauch, daß Eltern ihre Kinder Häuptlingen zum Geschenke machen, welche dieselben dann adoptiren und stets wie ihre eigenen Kinder behandeln. Sind sie erwachsen, so gehört die Hälfte ihres Erwerbs den Adoptiveltern. Diese Sitte verschafft den Häuptlingen natürlich viele Adoptivkinder beiderlei Geschlechts, welche mit ihnen leben und in jeder Beziehung ganz wie die eigenen behandelt werden. Auf Upolu herrscht bei den Begräbnissen nur wenig Ceremonie. Der Leichnam wird in viele Stücke Tapa gewickelt und auf dieselbe Weise, wie wir schon bei Tutuila beschrieben haben, beigesetzt. Man gibt dem Verstorbenen keine Geräthschaften, Waffen u. s. w. mit, denn nach ihrem Glauben ist im Elysium hinlänglich für diese Dinge gesorgt. Für die Leidtragenden wird ein Mahl bereitet, bestehend aus Ferkeln, Taro, Brodfrucht u. s. w.; die Familie des Verstorbenen erhält von allen Verwandten Geschenke, und wenn dieselbe es vermag, so wird ein kleines Canoe als Sarg genommen. Hat der Leichnam einige Zeit im Grabe gelegen, so nehmen sie den Schädel heraus, und bewahren ihn in einer Büchse in ihren Häusern auf. Der Grund dieser Sitte ist, um die Feinde zu verhindern sich in den Besitz desselben zu setzen, denn sie pflegten bei ihren früheren Kriegen die Heiligkeit der Gräber zu verletzen. Wir hörten, daß die Leichname einiger Häuptlinge durch Oel und Hitze erhalten worden seyen, und die Missionäre sagten mir, daß sie einige auf diese Weise erhaltene Leichname von Eingebornen gesehen hätten, die schon vor dreißig oder vierzig Jahren gestorben seyen.

Ihren Kummer und Schmerz drücken sie dadurch aus, daß sie sich Blasen brennen (die unvertilgbare Narben zurücklassen), und zwar mittelst kleiner Rollen zusammgedrehter Tapa, die wenn man sie anzündet bald verkohlen. Sie zerkratzen sich auch den Leib. Die Weiber sollen, wie man uns sagte (als Beweis ihrer Trauer um befreundete Todte), Löcher in den Leib stoßen

und das Blut heraussaugen. Alle diese Gebräuche sind aber jetzt außer Uebung und fast völlig verwischt.

Es ist schon ein großer Unterschied, nicht bloß in der Kleidung, sondern in der ganzen äußern Erscheinung zwischen denen welche das Christenthum angenommen haben, und denen welche noch Heiden sind. Die Letztern haben einen wilden Blick, wozu ihr langes, hinten in einen Büschel gebundenes Haar nicht wenig beiträgt. Ziehen sie in den Krieg, so lassen sic es in wilder Verwirrung herabhängen, was ihr fürchterliches Aussehen vermehrt. Die Christen dagegen schneiden ihre Haare kurz ab, eine Sitte die von den Missionären eingeführt wurde. Den Kindern wird das Haar hart am Kopf abgeschnitten, mit Ausnahme einer Locke an jeder Seite des Kopfes. Das Benehmen des Volkes in den christlichen und den heidnischen Dörfern ist ebenso verschieden wie ihre äußere Erscheinung. In den letztern sieht man keine Schulen, noch irgend ein Merkmal der beginnenden Civilisation. Die Fremden werden in christlichen Dörfern stets artig und gastfreundlich aufgenommen, obwohl dabei, wie bereits erwähnt, auf eine Wiedererstattung gerechnet wird. Bei den Heiden dagegen kann man auf die Art der Aufnahme nicht sicher zählen, denn sie bewillkommen das einemal die Besucher auf eine herzliche Weise, während sie sich ein andersmal roh und unverschämt zeigen und alles gerne haben möchten, was der Fremde besitzt. Wenn sie gut gelaunt sind, so unterhalten sie ihre Gäste durch die bereits beschriebenen schlüpfrigen Tänze, welche die Mädchen aufführen. Ihr ganzes Wesen und Benehmen ist so sehr verschieden von dem der Leute in ganz nahe gelegenen Dörfern, daß die Wirkung der den Letztern von den Missionären zu Theil gewordenen Belehrung fast als wunderbar erscheint.

In den heidnischen Dörfern kann man die Kleidung der Samoaner noch in ihrer unsprünglichen Einfachheit sehen. Sie besteht aus nichts weiter als dem Titi, d. h. einer kurzen Schürze und einem Gürtel aus den Blättern des Ti (Dracaena), der um die Lenden gebunden wird und auf die Schenkel herabreicht. Die Weiber schmieren sich mit einer Mischung von Cocosnußöl und Gelbwurz ein, was ihnen eine gelbliche Hautfarbe macht, die für eine große Schönheit angesehen wird; auf jeder Brust

haben sie einen schmutzigbraunen Fleck von eigenthümlicher Gestaltung und verschiedener Größe, von der eines Dollars bis zu der eines Desserttellers. Sie legen nicht das geringste Zeichen weiblichen Schamgefühls an den Tag, während die Weiber in den christlichen Dörfern ihre Brüste bedecken, und ebensoviel Scham beweisen als in irgendeinem andern Land. Während der letzten zehn Jahre ist in der Kleidung der Eingebornen eine große Veränderung vor sich gegangen, das Titi ist länger geworden und umgibt den Körper ringsum; als neu sieht es hübsch und zierlich aus, allein es muß häufig gewechselt werden, da die Blätter schon nach wenigen Tagen welken; diese Kleidung paßt gut für das Klima, da sie kühl ist und die Nothwendigkeit eines häufigen Wechsels Reinlichkeit nothwendig macht. Die wesleyanischen Missionen haben von den Freundschafts-Inseln auf Tonga den Siapo eingeführt, der nun allgemein im Gebrauch ist. Er ist weich, biegsam, nicht geglättet, und dient hauptsächlich als Umschlag, in der Art wie die Taheitier den Pareu gebrauchen. Die Häuptlinge tragen gewöhnlich ein Stück Baumwolltuch als Siapo.

Der Maro wird bei körperlicher Anstrengung oder auf Kriegszügen getragen, da er weniger lästig ist. Die Weiber tragen oft eine schöne weiße haarige Matte (ie sina), welche von dem Nacken bis zu den Füßen herabreicht, und aus den feinen Fäden des Hibiscus mit der Hand gewoben wird. Sie tragen auch manchmal Umschlagtücher in Form des Siapo, und die Tiputa, eine Art Poncho aus demselben Stoff, nach der alten Sitte der Taheitier, welche zuträglicher ist als das weite, von den Missionären auf diesem Eiland eingeführte lange Hemd. Es gibt noch eine andere Art Matten, die sehr schön gewoben ist, nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten getragen und bei ihren Tänzen als eine Art Mantel benützt wird. Sie ist mit einer Einfassung von rothen Federn verziert. Dieß ist das Werthvollste was sie besitzen, denn dieser Stoff macht viele Mühe und Arbeit, sie brauchen um ihn fertig zu bringen, oft ein bis anderthalb Jahre; Verzierungen wenden sie nur selten an. Die Männer tragen gewöhnlich eine Muschel (die ovula) an einer Schnur um den Hals.

Auf ihren Haarputz verwendeten sie sonst viele Sorgfalt, wie dieß bei den Heiden noch immer der Fall ist, die das Haar, wie schon erwähnt wurde, lang tragen, zierlich kämmen und am Wirbel in einen Knoten aufgebunden haben. Die Weiber pflegten früher häufig einen Blumenkranz zu tragen, was ihnen ein malerisches und gefälliges Aussehen gab; allein jetzt ist der Gebrauch der Blumen als Zierrath von den Missionären verboten worden. Man kann sagen, daß das Tättowiren wenn auch nicht in Wirklichkeit, so doch dem Anscheine nach einen Theil ihrer Kleidung bildet. Dasselbe wird von Personen ausgeführt, welche ein eigentliches Geschäft daraus machen. Das Alter, in welchem es stattfindet, ist vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahr, und wird gewöhnlich als Einweihung in die Mannbarkeit betrachtet. Die Farbe dazu gewinnt man aus dem Kern der Mehlbaumnuß. Das Tättowiren wird hier Ta-tatau genannt und mit viel Geschmack ausgeführt. Es kostet die Familie viel, denn der Operateur erhält für seine Mühe immer einen hohen Preis, bestehend in den feinsten Matten, Siapo's und andern Gegenständen, die schon vorher ausbedungen werden, ehe die Operation beginnt; das dazu verwendete Instrument ist aus Bein, scharf wie die Zähne eines Kamms, und es bedarf bloß eines schwachen Schlags, um es in die Haut eindringen zu machen. Der tättowirte Theil des Körpers geht bei den Männern von der Lende bis zu den Schenkeln, während die Weiber nur einige Linien an ihren Händen und Leibern haben.

Die Gegenstände, aus welchen ihre Kleidung besteht, werden von den Frauen angefertigt, die ungemein arbeitsam sind. Die gewöhnliche Kleidung, d. h. die Tapa, wird aus der innern Rinde des Papiermaulbeerbaums gemacht, den man zu diesem Zweck in großer Menge pflanzt. Er wird niedergehauen, wenn der Stamm etwa anderthalb Zoll im Durchmesser hat, man trennt die innere Rinde ab, und wascht sie in Wasser, wodurch das Gummi herausgezogen wird; dann klopft man sie so lange, bis die vielen Fasern sich zu einer festen Masse zusammenhängen. Der hiezu gebrauchte Hammer hat zwei Zoll im Gevierte, vierzehn Zoll Länge und an dem einen Ende eine Handhabe, zwei der Seiten sind ausgehöhlt und zwei sind glatt. Man legt die Rinde auf ein Brett und klopft sie mit dem Hammer so, daß

die Streiche rechtwinklig auf die Fasern fallen. Die ausgehöhlten Seiten dienen dazu die Fasern auszubreiten, und die flachen um sie zusammenzukneten.

Diese Methode weicht von der auf Taheiti gebräuchlichen ab, wo die Rinde mit einem kleinern Klöpfel geschlagen wird, die hier verfertigte Tapa ist aber von geringer Qualität. Sie erhält häufig durch Model einen Farbendruck. Dieß geschieht auf dieselbe Weise wie in Europa, ehe die Kupferwalzen eingeführt wurden. Statt der eingegrabenen Rollen machen sie Tafeln, etwa so dick wie Pappendeckel, aus Stücken großer Cocosnußblätter, welche sie zusammennähen. Eine Seite der Tafel wird flach und glatt gelassen, und auf dieser näht man Cocosnußfasern so zusammen, daß sie den beabsichtigten Model bilden, der also auf der Oberfläche der Tafel erhaben ist. Diese Tafeln benetzt man mit einem in der Farbe wohlgetränkten Stück Tuch, worauf die zu diesem Ende schön weiß gebleichte Tapa aufgelegt und fest zusammen gepreßt wird. Die Farbe wird aus Kräutern und Wurzeln gemacht und ist verschiedenartig.

Die Weiber fertigen auch die Matten. Einige Arten derselben haben wir bereits bei Beschreibung der Kleidung der Eingebornen erwähnt. Die feinsten werden aus der innern Rinde des Papiermaulbeerbaums, die gröbern aus den Blättern des Pandanus verfertigt, welche man zu diesem Zweck schabt und bleicht. Die Matten werden alle mit der Hand und durch Einflechten von Fasern gemacht, eine der feinsten Art erfordert ein Jahr Arbeit. Unter den Matten gibt es welche von so feinem und weichem Gewebe, als ob sie von Baumwolle wären. Jetzt macht man diese jedoch gar nicht oder nur selten mehr, und sie befinden sich einzig noch in dem Besitz der Häuptlinge, in deren Familien sie als Erbstücke vom Vater auf den Sohn gekommen sind. Sie werden als die theuersten Schätze betrachtet und sind so sehr gesucht, daß schon Kriege deßhalb stattgefunden haben, um sie zu erlangen. Der letztern Ursache halber nennt man sie Fala-taua.

Außer dem Tättowiren treiben die Männer noch einige andere bestimmte Gewerbe; darunter ist das angesehenste das Bauen von Canoes, worin sie nicht geringe Geschicklichkeit entwickeln.

Das gewöhnliche Fischercanoe wird aus einem einzelnen Baum gemacht, mit einem kleinen Mast, um es im Gleichgewicht zu halten. Sie haben keine großen doppelten Canoes, so wie man sie in Tonga und auf den Fidschi-Inseln sieht. Die größten Canoes sind dreißig bis sechzig Fuß lang und können zehn bis zwölf Personen fassen. Man macht sie aus verschiedenen Brettern, die durch Platting mit einander verbunden werden. Diese Bretter haben keine regelmäßige Größe oder Form. An der Spitze jeder Planke befindet sich eine Leiste oder ein Vorsprung, der dazu dient das Platting festzumachen und sie fest mit der nächsten zu verbinden. Man ist überrascht, wenn man sieht welche Mühe sie sich geben, um auf diese Weise kleine Bretterstücke miteinander zu verbinden, während sie große und breite haben könnten. Bevor die Bretter aneinander gefügt werden, verkittet man sie mit dem aus der Rinde des Brodfruchtbaums gezogenen Gummi, um das Leckwerden zu verhindern. Diese Canoes halten sich übrigens weit besser als man glauben sollte, und ich sah wenige, deren ursprüngliche Form durch den langen Gebrauch sich verändert hätte. An der Außenseite sind die Stücke so eng mit einander verbunden, daß es oft genauer Untersuchung bedarf, ehe man die Fugen entdeckt. Diese Vollkommenheit der Arbeit überrascht um so mehr, wenn man die Werkzeuge sieht, womit sie ausgeführt wird. Diese bestehen nämlich aus nichts weiter als einem an ein Holz festgebundenen Stück Eisen, das als Hohleisen dient. Dieß, nebst einem Bohrer, ist alles was sie haben, und bevor sie Eisen erhielten, benützten sie statt dessen harte Steine oder Fischgräten.

Diese Canoes werden mit einem Deck vorn und hinten gebaut. Sie sind lang und schmal und haben eine zierliche Form. Sie werden von zwei nebeneinandersitzenden Männern gerudert und von einem Steuermann geleitet. Der Ehrensitz ist auf dem vordern Deck, in dessen Mitte sich eine Reihe Pflöcke befindet, zwischen denen die weiße Ovula-Muschel als Verzierung angebracht ist. Die Eingebornen finden es durchaus nicht schwierig diesen Platz einzunehmen, da sie fast in jeder beliebigen Art mit Bequemlichkeit zu sitzen gelernt haben; allein ein Fremder, der es versucht und eine Zeit lang auf einen solchen Ehrenplatz eingeschränkt ist, wird die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung

noch geraume Zeit nachher schmerzlich fühlen. Diese Unbequemlichkeit rührt übrigens nicht bloß von dem kleinen Raume her der zum Sitzen übrig ist, sondern ebenso von der Furcht, in der man beständig schwebt, in die See geworfen zu werden. Diese Faa Samoa oder samoanische Sitte ist alles, nur nicht angenehm. Da diese Canoes ein Vordertheil und einen Spiegel haben, so kann man mit ihnen nicht manövriren ohne zu wenden, deßhalb steht auch der kleine Mast, auf welchem ihre Sicherheit beruht, wenn sie die Segel gebrauchen, abwechselnd leewärts und windwärts. Man wendet hier seltener das Segel an als auf den andern Inseln Polynesiens, und um sich gegen die Gefahr des Auffitzens zu sichern, hat man ein Bugspriet oder eine lange Stange (Suati), welche auf der dem Steuer entgegengesetzten Seite hervorsteht. Diese Stange ist mittelst Tauen befestigt, die an die Spitze des Mastes gehen. Wenn der Wind scharf bläst, gehen einige von den Männern auf dieselbe hinaus und halten so dessen Gewalt ein Gegengewicht, und die auf der andern Seite des Canoe befindlichen halten sich bereit auf das Steuerruder hinauszusitzen, wenn solches nöthig werden sollte. Das Segel besteht aus einer dreieckigen mit der Spitze nach unten gekehrten Matte, die zuweilen eine Größe von zehn Fuß hat. Keines der Canoes, die wir auf der Samoa-Gruppe sahen, ist auf eine lange Reise berechnet. Diejenigen welche sie zu ihrem Verkehr mit den Tonga-Eilanden benützen, sind die großen doppelten Fidschi-Canoes, von denen ich in meinem Berichte über diese Inselbewohner sprechen werde. Ihre Reisen von Stadt zu Stadt sind meist nur Vergnügungspartien, Malauga genannt, und man begegnet ihnen häufig, wo sie dann meist ihre Schiffslieder singen. Diese Gesänge haben nur wenig Abwechslung, sind aller Melodie bar und können keinen Anspruch auf Harmonie machen. Sie bestehen meist aus zwei kurzen Strophen, die man wechselsweise wiederholt, indem die erste nur von einer einzigen Person, die zweite dagegen von mehreren gesungen wird. Ihre Stimmen sind sehr laut und haben meist einen Tenorcharakter.

Das Geschäft, in welchem die Samoaner die meiste Kunstfertigkeit beweisen, ist der Bau ihrer Wohnungen, und hauptsächlich ihrer Faleteles oder Berathungshäuser, von denen einige sehr große Dimensionen haben. Sie werden aus dem Holz des

Brodfruchtbaums aufgeführt, und es sind zwei Bauarten üblich, die eigene einheimische und die von den Freundschafts-Inseln entlehnte. Das eigentliche samoanische Haus ist ziemlich oval, während die Wohnungen auf den Freundschafts-Inseln ein längliches Viereck bilden. Man kann sagen, daß sie aus drei Theilen bestehen, nämlich aus dem Mittelpunkte und den beiden Enden; den mittlern Theil baut man zuerst, und errichtet zu dem Ende die drei Mittelpfosten, welche 25 bis 30 Fuß hoch sind und auf welchen der Dachbalken ruht. Dann richtet man ein Gerüst auf, fast in Form eines Daches, das als Leiter und zur einstweiligen Dachstütze dient. Das Dach wird am First angefangen und abwärts gebaut. Die Querbalken werden in verschiedener Höhe eingesetzt, verbinden die mittlern Theile des Daches mit einander und werden an den aufrechtstehenden Mittelpfosten befestigt. Die Sparren bestehen aus kurzen, in gleichen Entfernungen von einander liegenden Stücken und bilden die zur Construction des Daches nöthige Curve. Einen Fuß von den breitesten Sparren entfernt werden kleinere angebracht, und quer über dieselben viele kleine etwa einen Zoll im Durchmesser haltende Stäbe gelegt. Das Ganze wird zierlich mit Zuckerrohr- oder Pandanusblättern gedeckt, und die Sparren endigen mit einem kleinen Wandvorsprung, der aus kleinen, untereinander und mit den Sparren befestigten Holzstücken besteht und die für das Dach nöthige Ellipse bildet. Nun treibt man hohe Pfähle drei Fuß von einander in den Boden, und befestigt das Wandstück an ihren obern Enden. Man gebraucht kein anderes Bindemittel als das Platting, das aus Cocosnußfasern gemacht wird. Die Sparren fertigt man gewöhnlich aus dem Hibiscus, der leicht und stark ist. Die Dachrinne steht etwa einen Fuß über die Pfosten vor. Die kleinern Häuser haben gewöhnlich feste Wände; die größeren dagegen sind meist rundherum offen, und werden nöthigenfalls mit Matten verhängt, die zugleich auch als Thüren dienen. Wenn das Ganze fertig ist, so hat das Innere wegen der Menge Querbalken, auf denen sie ihre Geräthschaften, als Tapas, Matten u. s. w. aufheben, — manchmal wird sogar das Lieblingscanoe der Häuptlinge darauf gelegt —, das Aussehen eines großen Flechtwerks. Wenn man ein solches Machwerk ganz genau besichtigt hat, so kann man nicht umhin, diese Eingebornen nicht

nur als sehr industriös, sondern auch als sehr kunstfertig und erfinderisch anzuerkennen. Die Dachbedeckung hält vier bis fünf Jahre. Das Haus hat keinen Estrich, sondern der Boden wird mit Steinen von der Größe eines kleinen Eies bedeckt. Außen ist gewöhnlich eine drei Fuß breite gepflasterte Plattform angebracht. In manchen Fällen ist dieselbe einen Fuß über den Boden erhoben und dient dazu das Haus trocken zu halten, da von den Steinen das Wasser abläuft. Auf dieses Pflaster werden grobe Matten gelegt, und über diese wieder feinere gebreitet, welche fast die halbe Grundfläche einnehmen.

Diese feinen Matten werden aufgerollt, bis man sie braucht. Es hängen viele Körbe herum, so wie Cocosnußschalen mit Wasser und die Avaschale. Bei Nacht hat jeder Schläfer gewöhnlich einen Muskitovorhang, Tai-namu genannt, der eine Art Zelt bildet, indem man ihn über eine Stange oder ein Seil zieht von wo er auf den Boden herabfällt, und seinem Zwecke vollkommen entspricht. *) An einer und oft an beiden Seiten des mittleren Pfostens der Häuser befindet sich ein kleiner runder Herd, der von großen Steinen eingeschlossen ist; dieß ist der Platz, wo sie die getrockneten Blätter des Cocosnußbaums verbrennen, die ihnen des Nachts als Licht dienen. Obgleich sie nicht stark rauchen, selbst wenn sie lange brennen, so setzt sich im Hause doch nach und nach überall Ruß an, da der Rauch keinen Ausgang hat. **) Da sie sich bei der Heimkehr von ihren Festen immer der Fackeln bedienen, so gewährt es einen eigenthümlich reizenden Anblick eine solche Versammlung aufbrechen und die verschiedenen Partien mit ihren Leuchten sich durch die Gehölze hinwinden zu sehen. Eine rohe Lampe ist gleichfalls im Gebrauch, aus Cocosnußschale gemacht, mit ein wenig Oel darin und einem Stück Rebenstengel als Docht; außerdem verwendet man noch dazu die Nuß des Mehlbaums (Aleurites triloba), von denen man mehrere an einem dünnen Stäbchen aufreiht.

---

*) Die Muskitos fallen dem Fremden ungemein beschwerlich, allein ich bemerkte nicht, daß sie die Eingebornen sehr beunruhigt hätten; denn der Umstand, daß sie ihre Körper häufig einölen, schützt sie sehr gegen den Stich dieser Insecten.

**) Das häufige Vorkommen böser Augen wird diesem Rauch zugeschrieben.

Gegenwärtig sieht man viele weiß angestrichene Häuser, denn die Eingebornen haben den Gebrauch des Kalks von den Missionären kennen gelernt, und fangen jetzt an denselben bei ihren Häusern anzuwenden. Sämmtliche Missionshäuser haben steinerne Wände sowie Bodendecken und sind sehr bequem eingerichtet. Es gibt auf diesen Inseln eine große Menge schönes Bauholz; die Eingebornen benutzen jedoch bloß das Holz des Brodfruchtbaums und des Hibiscus. Die Missionäre lassen ihre Bretter mit der Hand und meist von fremden Zimmerleuten sägen.

Die Speisen der Samoaner werden auf dieselbe Weise wie in Taheiti zubereitet, und bestehen hauptsächlich aus Brodfrucht, Bananen, Taro, süßen Kartoffeln und Yams. Fische fängt man im Ueberfluß, und man ißt außerdem noch die große Kastanie, Vi-Aepfel und Pfeilwurz. Obgleich man glauben sollte, daß dieß in einem Lande wo die Natur für alles so reichlich sorgt, kaum nöthig wäre, so legen sie doch Vorräthe für die Zeiten der Noth und für ihre Reisen an, indem sie die Brodfrucht, so lange sie noch grün ist, zu einer Art Teig machen und in Bananenblätter einwickeln. Hier unterliegt sie einer Art Gährung und wird dann Mahi genannt. Sie ist halbgebackenem Teig nicht unähnlich und hat einen sauern verdorbenen Geschmack. Die Eingebornen essen Vögel u. s. w., aber ein großer Holzwurm, den man an den Bäumen findet, wird als der größte Leckerbissen betrachtet.

In ihrer Zubereitungsweise haben sie große Mannichfaltigkeit und einige ihrer Gerichte sind ausnehmend wohlschmeckend. Sie kochen den Taro auf sehr verschiedene Weise; eine davon ist daß sie ihn mit dem Mark der Cocosnuß zusammenbacken, wodurch er einen Geschmack wie der mit Rahm gekochte Spinat erhält, nur daß er süßer ist. Ein anderes Gericht heißt Faiai, und besteht aus dem gequetschten Mark der Cocosnuß, das mit Eierrahm gekocht wird. Man ißt es warm und kalt.

Die Samoaner führen ein sehr regelmäßiges Leben. Sie stehen mit der Sonne auf und nehmen alsbald ein Mahl ein. Dann baden und ölen sie sich ein, und gehen hierauf an ihre Tagesarbeit. Diese besteht in der Cultivirung des Taro und des Yams, so wie in dem Bau von Häusern und Canoes.

Einige fischen, andere fangen Vögel, zu welchem Endzweck sie sich an lange Stangen befestigter Netze bedienen. Sie haben gewöhnlich den ganzen Morgen zu thun, um für ihre täglichen Bedürfnisse zu sorgen. Ist dieß gethan, so gehen sie müßig oder spielen ihre verschiedenen Spiele, essen etwa um 1 Uhr zu Mittag, Abends wiederum, und begeben sich ungefähr um neun Uhr zur Ruhe. Die Männer verrichten alle schwereren Arbeiten, selbst das Kochen.

Die Frauen stehen bei diesem Volke in hoher Achtung; sie werden mit großer Aufmerksamkeit behandelt, und man gibt nicht zu, daß sie etwas anderes thun als ihnen von Rechtswegen zukommt. Sie besorgen das Hauswesen und die Kinder, bereiten die Speisen zum Kochen vor, und fertigen Matten und Tapa. Sie sind reinlich und nehmen täglich ein Bad, worauf sie sich mit Oel und Gelbwurz einreiben. Ich bin überzeugt, daß diese Gewohnheit viel zur Erhaltung ihrer Gesundheit beiträgt, indem dadurch die vom heißen Klima bewirkte übermäßige Ausdünstung des Körpers etwas geschwächt wird. Manchmal wird sie aber geradezu widrig, da das Oel leicht ranzig wird.

Die Samoaner sind sehr geselliger Natur, weit mehr als die übrigen Bewohner der polynesischen Eilande, und ebenso lieben sie das Reisen sehr. Die Gründe zu solchen Ausflügen sind verschieden: tritt z. B. in einer Gegend ein Lebensmittelmangel ein oder schlägt die Ernte fehl, so machen sie einen „Faatamilo" oder eine Rundreise um einen Theil dieser Inseln, so daß zur Zeit ihrer Heimkehr (was gewöhnlich nach einem Vierteljahr geschieht) ihr eigener Taro wieder gewachsen und die Brodfrucht reif ist. Sie sind aber ebenso bereitwillig andern dieselbe Gastfreundschaft und Willfährigkeit zu erzeigen. Die alten Leute bleiben gewöhnlich in dem Dorfe zur Aufsicht zurück, während der jüngere Theil der Bevölkerung sich auf eine dieser „Malangas" oder Reisen begibt. Während dieser Expeditionen wird häufig auch eine Art Handel getrieben. Die verschiedenen Theile der Bevölkerung sind je wegen eines besondern Artikels berühmt. Die einen zeichnen sich in der Anfertigung von Matten aus, andere im Bau von Canoes. Die Districte, in welchen sich Seehäfen befinden, erhalten eine Menge Artikel durch die

Schiffe, die sich hernach von da aus über die ganze Gruppe hin verbreiten. Man kann sich leicht denken, daß es viele Umstände gibt, welche diese Art der Communication höchst beschwerlich machen, namentlich wenn die Reisepartie sehr groß ist, in welchem Falle sie unvermeidlich eine Hungersnoth in ihrem Gefolge hat.

Ich habe schon früher gesagt, daß jedes Dorf ein „Faletele" habe, welches Eigenthum des Häuptlings ist. In diesem werden ihre „Fonos" oder Rathsversammlungen gehalten und Fremde empfangen. Die Art wie sie diese empfangen, ist sehr ceremoniös. Eine Partie geht in ein Dorf ohne zu fragen wo oder wie man sie aufnehmen wolle, und quartiert sich in dem „Fale-tele" ein, wo sie in kurzer Zeit von dem Häuptling und den angesehensten Personen besucht wird, die den fremden Gästen in einer wohlgesetzten Rede das Vergnügen ausdrücken, das ihnen ihre Ankunft mache, und ihre Freunde bewirthen zu können. Dieß wird meistens in der sogenannten „Tala-gota" oder Lippensprache gesprochen, und darauf beginnen von beiden Seiten große Complimente. Die Samoa-Sprache hat eine Menge von Phrasen zu diesem Behufe, die eines verfeinerten Volkes würdig wären.

Nach diesem gegenseitigen Austausch von Complimenten versammeln sich die jungen Weiber, um die Fremden mit „Ava" zu bewirthen. Dieselbe wird auf die gewöhnliche Weise zubereitet, nämlich durch das Kauen des Piper mythisticum. Während der Zeit bringen die jungen Männer die Lebensmittel zusammen und kochen dieselben. Dieß alles wird mit großer Schnelligkeit ausgeführt. Die Schweine werden getödtet, der Taro gesammelt, der Ofen geheizt und Körbe zur Aufnahme des Fleisches zurechtgemacht. Sie wissen recht wohl, daß sie an dem Mahl Theil nehmen, und dieß ist für sie ein starker Reiz zur möglichsten Anstrengung. Die Fremden geben nämlich immer einen Theil der erhaltenen Speisen zurück, und so nimmt das ganze Dorf an dem Mahle Theil, daraus entsteht eine fortwährende Scene von Fröhlichkeit, bis die Fremden es für passend erachten sich zu verabschieden. Bei den Heiden folgt auf das Gastmahl Abends immer ein Tanz; in den christlichen Dörfern dagegen sind die Tänze völlig abgeschafft.

Diese Besuche werden übrigens nicht immer im Geiste der Gastfreundschaft gemacht oder empfangen, sondern es benützt der Häuptling eines mächtigen Districts diese Sitte dazu, um von seinen schwächern Nachbarn Tribut zu erheben, und bei solchen Gelegenheiten sind die Gäste gegen ihre Wirthe ausnehmend übermüthig und unverschämt.

Für Verbrechen haben sie viele Strafformen, z. B. man stößt den Frevler aus dem Dorfe aus, in welchem er wohnt; man setzt ihn bei nacktem Leibe den Sonnenstrahlen aus; schneidet ihm Nase und Ohren ab; zieht sein Eigenthum ein, und zwingt ihn schädliche Kräuter zu essen. Wird ein Mord begangen, so stehen die Freunde der erschlagenen Person zusammen, um deren Tod zu rächen, und die Strafe fällt dann nicht bloß auf den Schuldigen allein, sondern auch auf seine Freunde und Verwandten, welche mit ihrem Vermögen einstehen müssen. Tritt eine Verzögerung in einem solchen Sühnverlangen ein, so wird dieß als eine Andeutung betrachtet, daß die beleidigte Partei, nämlich die Familie, die Freunde, das Dorf oder der ganze District zu welchem der Ermordete gehörte, gewillt seyen einen Ersatz für den erlittenen Frevel anzunehmen. Die Freunde des Mörders sammeln dann so viel als ihrer Ansicht nach zur Sühne hinreicht, und es werden Unterhandlungen zur Festsetzung des Ersatzes eingegangen. Ist man darüber übereingekommen, so wird er dem nächsten Verwandten des Ermordeten angeboten, indem zugleich diejenigen Personen, welche dieses Geschäft über sich genommen, einen Act der Unterwerfung üben, indem sie vor dem Todten einen Fußfall thun. Damit ist die Sache beendigt.

Gewisse Verbrechen konnten früher nur durch den Tod des Thäters abgebüßt werden. Dahin gehörte Ehebruch, und wenn die Weiber von Häuptlingen mit Männern aus andern Districten entliefen, so entstand meistens Krieg daraus. Dieß war auch eine der Ursachen der von Malietoa geführten Kriege. Es gab übrigens Mittel, wodurch das Gesetz minder blutig wurde, nämlich Zufluchtsorte für Verbrecher, z. B. Gräber von Häuptlingen, die als heilig und unverletzlich betrachtet wurden. Vor der Einführung des Evangeliums waren Kriege unter den Samoanern häufig, und es verging nicht leicht ein Monat ohne daß es Streitigkeiten und Schlägereien gab. Der letzte und vielleicht

blutigste Krieg von allen, die je auf diesen Eilanden statthatten, war ungefähr um die Zeit des ersten Besuches des Missionärs Hrn. Williams im Jahre 1830, wo die Bevölkerung eines der schönsten Districte, des von Aana, auf dem Westende von Upolu, fast ganz ausgerottet wurde. Dieser Krieg dauerte acht Monate und es retteten sich nur diejenigen, welche nach den Olos oder unzugänglichen Zufluchtsorten flohen, oder von der „Malo=", d. h. herrschenden oder siegenden Partei beschützt wurden.

Im Jahre 1836, wo die Missionäre ankamen und noch ein Jahr später hatte Aana keinen einzigen Bewohner mehr; aber dem Einfluß der Missionäre auf die Malo-Partei gelang es, daß in einem Fano der Beschluß gefaßt wurde, den Verbannten die alten Wohnsitze zurückzugeben. Aana ist jetzt (1839) wieder einer der schönsten Theile der Insel, und wird in wenigen Jahren einem völligen Garten gleichen. Diese Kriege hatten, wie alle Kriege der wilden Völker, große Grausamkeiten in ihrem Gefolge, und man schonte weder Jugend, noch Geschlecht, noch Alter. Man erzählt, daß nach der letzten Schlacht von Aana mehrere Tage lang ein Feuer brennend unterhalten wurde, in welches man Hunderte von Weibern und Kindern warf. Ihre Kriege wurden selten in offenem Gefecht geführt, sondern man nahm zur List seine Zuflucht, und es wurden alle Feinde getödtet, welche man entweder in ihren Häusern oder auf ihren Taropflanzungen, wenn man sie da zufällig beschäftigt traf, ergriff.

Ihre Waffen bestanden in Keulen und Speeren aus Eisenholz (Casuarina), Bogen und Pfeilen, und in den letzten Jahren auch in Feuergewehren. Wer zu gleicher Zeit einen Schlag abwehren und seinem Gegner eine Wunde beibringen konnte, wurde als der beste Krieger betrachtet. Jedes Dorf hatte seinen besondern Befehlshaber und es gab keinen allgemeinen, dagegen wurden ihre Operationen von Zeit zu Zeit in den Rathsversammlungen entschieden. Ihre Speere hatten als Spitze den Stachel des Rochfisches, der, wenn er im Leibe abbrach, gewissen Tod brachte.

Die vorerwähnten Olos waren meist auf einem hohen Felsen oder unzugänglichen Berge, wo sich eine kleine Zahl gegen die Uebermacht vertheidigen konnte. Einer dieser Olos des Volks

von Aana während des letzten Kriegs befand sich auf einem hohen, senkrechten Berggrath, der die westliche Begränzung der der Bay von Faleletai bildet und der Schauplatz manchen blutigen Kampfes war. Das Manono-Volk kam mehreremale bei Nacht an, landete an dem Fuße des Hügels und versuchte dessen Abhang zu ersteigen, während die auf der Spitze große Steine herabrollten, welche die Angreifer meist sicher trafen und sie mit großem Blutbad wieder den Berg hinabwarfen. Die Letztern nahmen übrigens eine schreckliche und wahrhaft wilde Rache für diese verschiedenen Niederlagen. Sie legten sich nämlich ins Versteck und lauerten, bis die Weiber herabkamen, um auf dem Riff zu fischen, warfen sich dann auf diese und brachten sie alle um. Das Anzünden der Häuser, das Zerstören der Brodfrucht- und Cocosnußbäume, der Taropflanzungen und Yamsgärten u. s. w. waren die gewöhnlichen Erscheinungen dieser Kriege.

Eilftes Capitel.

Neusüdwales.

Am 10 November lichteten wir von Apia die Anker und steuerten mit vollen Segeln gegen Westen; am 11 hatten wir Savaii aus dem Gesicht verloren. In den folgenden drei Nächten wurden Officiere auf die Wache gestellt, um den periodischen Fall von Meteoren zu beobachten, aber die Nächte waren wolkig, und keine Meteore waren zu sehen. Am 12 erblickten wir Uea oder Wallis-Insel, und um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir ihr südliches Ende unter 13° 24′ S. B. und 176° 9′ 22″ O. L. Statt einer einzelnen Insel, wie man dem Namen nach erwarten sollte, sind es neun verschiedene Inseln von einer bis zehn Meilen im Umfang, und von einem einzigen weiten Riff umschlossen. Diese Inseln scheinen wohl bewaldet und ich sah viele große Häuser der Eingebornen darauf. Als wir näher kamen, bemerkten wir auf einer Felsenfläche einige Eingeborne, die eine weiße Flagge schwangen; ein Eingeborner kam an Bord, und

versicherte mich, die Eingebornen seyen sehr zahlreich und es befänden sich zehn Weiße unter ihnen. Die katholischen Missionäre, welche von Taheiti vertrieben wurden, waren an dieser Insel ans Land gesetzt, und sogleich nach ihrer Landung aller Habe beraubt worden, nichts destoweniger begannen sie ihr gutes Werk und sollen merkliche Fortschritte gemacht haben. *)

Die Einfahrt in die Lagune ist auf der Südseite der Gruppe, und der Lootse, wenn man ihn so nennen kann, benachrichtigte mich, daß Raum genug für das Schiff vorhanden sey, um innerhalb des Riffs hinzufahren. Man kann hier Holz, Wasser und Erfrischungen einnehmen.

Gegen Abend setzten wir unsern Weg bei starkem Winde fort, und bedauerten, daß die Zeit uns nicht gestatte zu landen und diesen wenig bekannten Fleck näher kennen zu lernen. Aber die Jahreszeit zu Operationen in hohen südlichen Breiten rückte rasch heran, und ich wußte, daß ich, abgesehen von dem weiten Meeresraum den ich noch zu durchfahren hatte, eine bedeutende Zeit zu Sydney zubringen müsse, um die nöthigen Vorbereitungen für die lange und gefährliche Kreuzfahrt zu treffen.

Am nächsten Tage erreichten wir die Hoorn-Insel, welche im Jahre 1616 von Schouten und Lemaire entdeckt wurde; ihr höchster Punkt liegt 2500 Fuß über dem Meere; auf der Nordseite sind viele Felsen sichtbar, und die ganze Oberfläche scheint schroff und steil angehend, so daß, soweit wir beobachten konnten, wenig Raum zum Anbau übrig blieb. Auf einem niedrigen Landvorsprung an der Südseite bemerkten wir indeß zahlreiche Cocospalmen. Die Insel ist bewohnt, und ich erfuhr, daß im Jahre 1840 von den Katholiken ein unglücklicher Versuch gemacht wurde eine Mission daselbst zu begründen.

Wir fuhren von der Hoorn-Insel ab, steuerten mit vollen Segeln gegen Süden und kamen etwa 60 Meilen westlich von der Fidschi-Gruppe vorüber, die wir später genauer untersuchen

*) Während ich auf der Fidschi-Gruppe war, vernahm ich, daß dort eine katholische Mission sich bereits festgesetzt habe, daß sie in gedeihlichem Fortschreiten sey, und schon ein englisches Schiff durch zeitige Benachrichtigung der Mannschaft von der Ueberrumpelung durch die Eingebornen gerettet habe.

wollten. Als wir den Meridian von 180° überschritten, merzten wir den 14 November aus unserem Kalender aus, um unsere Zeit mit der der östlichen Hemisphäre, auf welche unsere Operationen nun für mehrere Monate beschränkt waren, in Uebereinstimmung zu bringen. Am 18 sahen wir den Matthews-Felsen, dessen Höhe wir auf 1186 Fuß berechneten. Er ist von konischer Form, hat etwa eine Meile im Umkeis, und besteht hauptsächlich aus Conglomeraten. Ein Gang Basalt nahm etwa ein Drittel der Breite der Insel ein. Um Proben zu erhalten, wurde ein Boot abgeschickt, und eine Landung versucht; das Unternehmen war schwierig, wurde aber doch von Dr. Fox und Midshipman Henry ausgeführt, welche durch die Brandung schwammen. Sie brachten einige Proben von porphyritischem Gestein und einige kleine Selenitkrystalle mit. Auf der Nordseite der Insel bemerkte man einige Flecken, die wie mit Schwefel bedeckt waren. Wie bei andern unbewohnten Inseln sah man auch hier eine Menge Vögel. Die Insel liegt unter 22° 27′ S. B. und 172° 10′ 33″ O. L.

Mehrere Tage vor dem 18 hatten wir eine gegen Südwesten fließende Strömung bemerkt, sie wurde hier gemessen und drei Faden in der Stunde gefunden. Der Wind begann hier gegen Norden und Osten umzuspringen. An diesem Tage hatten wir das Unglück einen unserer Thermometer zu verlieren, nachdem wir die Temperatur in 200 Faden Tiefe gemessen hatten. Der Unterschied betrug 14°, die Temperatur der Oberfläche war 76°. Am folgenden Tag machte der Peacock eine Messung in 600 Faden Tiefe, und fand die Temperatur 50°, während sie oben 73° betrug. Am 24 hatten wir ein ausnehmend heftiges Gewitter, das Schiff schien angefüllt mit elektrischen Blitzen; die Spitzen der Conductoren, die Mastspitzen und Raaen waren von Corpo-Santos illuminirt, und mehrere Officiere erklärten, sie hätten elektrische Schläge gefühlt. Der Sturm blies heftig, anfangs aus Nordwest, dann aus Südwest, und der Thermometer fiel während dessen Dauer um 17°.

Am 26 November erreichten wir Ball's Pyramide, einen dürren Felsen, der schroff aus der See aufsteigt. Am 24, 25, 26 und 27 bemerkten wir eine Strömung, welche 24 Meilen des Tages gegen NO. ging, am 28 ging sie 25 Meilen des

Tags gegen O. N. O., und von diesem Tage an wandte sie sich stark gegen Südwesten, ein Zeichen, daß wir in diejenige Strömung gekommen waren, welche in dieser Richtung längs der Küste von Neusüdwales hinab ging.

Am 29 gegen Sonnenuntergang erblickten wir den Leuchtthurm von Port Jackson; wir hatten guten Wind zum Einlaufen, und obwohl die Nacht dunkel war, und wir keinen Lootsen hatten, so beschloß ich, da es mir von Wichtigkeit war keine Zeit zu verlieren, dennoch einzulaufen. Ich faßte den Entschluß, weil wir alle mit dem Canal gut bekannt waren, und weil ich überzeugt seyn konnte, daß unsere Karten zuverlässig seyen. Um 8 Uhr Abends war der Vincennes und Peacock am Eingang des Hafens. Ein erst in neuerer Zeit auf einer Sandbank errichtetes Feuersignal veranlaßte eine kurze Zögerung, es wurde indeß bald ermittelt, warum dieß Signal hier aufgestellt sey, und so liefen wir ohne weiters ein. Um 10½ Uhr Abends warfen wir in der Bucht Anker, mitten unter den übrigen Schiffen, ohne daß irgendjemand an unsere Ankunft dachte. Als die guten Leute von Sydney Morgens sich umsahen, waren sie nicht wenig erstaunt, mitten unten ihren Schiffen zwei Kriegsschiffe zu sehen, die trotz der Schwierigkeiten der Einfahrt ohne Lootsen und ohne Anmeldung hereingekommen waren. Wenige Tage vor unserer Ankunft hatte man im Rathe debattirt, ob nicht zum Schutze des Hafens wirksamere Vertheidigungsmittel nothwendig seyen. Die Mehrzahl hatte über die Behauptung, daß solches der Fall sey, gelacht, aber das Einlaufen unserer Schiffe bei Nacht scheint diese Ansicht geändert zu haben. Wären wir im Krieg mit England gewesen, wir hätten die Schiffe in Brand stecken, einen großen Theil der Stadt in Asche legen und uns in vollkommener Sicherheit vor Tagesanbruch zurückziehen können.*)

Der Porpoise und der Flying-Fish kamen am nächsten Tage, den 30, an; es war ein prächtiger Morgen, und die Scene die sich uns darbot, und die so sehr vor allem was wir auf unserer Reise sahen, abstach, machte uns durch diese Aehnlichkeit mit der Heimath ein unbeschreibliches Vergnügen. Unser Consul,

---

*) Seit unserem Besuch sind auch wirklich mehrere neue Festungswerke angelegt worden.

J. W. Williams, kam alsbald an Bord, um uns zu bewillkommen. Von ihm erfuhren wir, daß das Schiff Relief glücklich angekommen sey und alle unsere Vorräthe ans Land gesetzt habe; wir konnten sie mit aller Leichtigkeit einnehmen. Die Aufnahme, die wir von Seite der Behörden sowohl als der Einwohner überhaupt fanden, war ausnehmend herzlich. Der sogenannte australische Club öffnete uns bereitwillig den Zutritt, und Gesellschaften, Bälle u. s. w. wurden zu unserer Ehre veranstaltet.

Am Tage nach unserer Ankunft zu Sydney langte auch die Brick Camden an, und brachte die traurige Nachricht von dem Tode des ehrw. Hrn. Williams, den wir erst kurz zuvor auf der Samoa-Gruppe verlassen hatten. Er stand, wie wir früher berichtet, eben damals im Begriff das Evangelium unter den Einwohnern der neuen Hebriden zu verbreiten, war in voller Gesundheit und lebte der guten Hoffnung, daß sein Werk ihm gelingen werde. Meine Nachrichten über dieß traurige Ereigniß rühren von seinem Gefährten Hrn. Cunningham her. Sie hatten eingeborne Missionäre nach Rotuma und Totuna gebracht, Hr. Williams landete hierauf zu Tanna, das sie sehr gut angebaut fanden, und wo sie von den Eingebornen gastfreundlich aufgenommen wurden. Dieß waren Papuas, welche eine Sprache ähnlich der der Hervey-Insulaner redeten. Zu Tanna wurden gleichfalls samoanische Missionäre zurückgelassen, und Hr. Williams fuhr mit seinen Gefährten weiter nach Erromango. Hier fanden sie ein unfruchtbares Land und einen verschiedenen Menschenstamm, schwarz mit wolligen Haaren, der kein Wort von den den Missionären bekannten Sprachen verstand. Die Eingebornen, obwohl augenscheinlich argwöhnisch, zeigten doch keine offene Feindseligkeit. Hr. Williams mit den HH. Harris, Cunningham und dem Capitän des Schiffs landeten, gingen am Ufer umher und lasen Muscheln auf. Während dieser Beschäftigung hatten sie sich von einander getrennt, und die HH. Williams und Harris waren den andern voraus. Auf einmal ertönte Kriegsgeschrei und Hr. Harris lief fort, verfolgt von einem Haufen Eingeborner; bald ward er eingeholt und getödtet. Hr. Williams wandte sich um und suchte das Boot zu erreichen, aber er hatte zu lange gezögert, und obwohl er noch das Wasser erreichte, wurde er dennoch eingeholt und gleichfalls erschlagen.

Hr. Cunningham und der Capitän entkamen mit genauer Noth, und nach einigen fruchtlosen Versuchen die Leiche zu erhalten, verließen sie die Insel. Hr. Cunningham glaubte, der Angriff sey ohne Vorbedacht geschehen, und nur aus dem augenblicklichen Wunsche entsprungen, sich der Kleider der am Ufer befindlichen Personen zu bemächtigen; auch war er überzeugt, ein einziges geladenes Gewehr in den Händen derer, die im Boote geblieben waren, hätte das Leben dieser beiden achtungswerthen Männer gerettet. Ich hatte in einer Unterredung mit Hrn. Williams zu Upolu die Ansicht ausgedrückt, es möchte nicht gerathen seyn, die wilden Bewohner der neuen Hebriden ohne Waffen zu besuchen; er hatte aber sich gegen den Gebrauch der Feuerwaffen und überhaupt aller andern Waffen bei Ausbreitung des Evangeliums erklärt, da er glaubte die Verbreitung desselben sey leichter und wirksamer ohne dieselben. Die Sache der Missionen hat durch Hrn. Williams Tod einen schweren Verlust erlitten, denn in ihm wohnte der ächte Geist der *Unternehmung* und des feurigen Eifers, verbunden mit großer Ausdauer und einer vollständigen Kenntniß des Charakters der Eingebornen.

Die Stadt Sydney kann man bequem in zwei Theile theilen, und die Theilungslinie bildet die George Street; die alte Stadt liegt auf der Ostseite dieser Linie und nimmt das östliche Vorgebirge der Bucht ein; es ist der schlechtere Theil der Stadt und fast ganz mit Branntweinschenken und Bordellen angefüllt, außer am östlichsten Ende, wo einige sehr anständige Häuser in hübschen Lagen sich erheben. Die Straßen südlich und westlich von der George Street sind gut angelegt, und füllen sich rasch mit schönen Häusern. Sydney enthält etwa 24,000 Einwohner, ungefähr den fünften Theil der ganzen Colonie, *) und etwa ein Viertheil der Zahl sind Verbrecher. Die Thatsache, daß dieß eine Verbrecheransiedlung ist, kann man alsbald aus der Zahl der Polizeibeamten und Soldaten schließen, und Gewißheit gibt die Erscheinung der Kettenzüge (chain-gangs). Die letzteren mahnten uns, die Farbe abgerechnet, an die kaffeetragenden

*) Damals im Jahre 1839, jetzt ist die Zahl wahrscheinlich über 160,000 Seelen. A. d. Ueb.

Sklaven in Rio, nur fehlten die muntern Lieder und die augenscheinliche Lustigkeit, welche die brasilianischen Sklaven bei ihrer Arbeit zeigen.

Schöne Equipagen sind zahlreich und ebenso die Miethkutschen. Diese, so wie die Kleidung und das Benehmen des achtungswerthern Theils der Gesellschaft mahnten uns mehr an die nordamerikanischen, als an die europäischen Städte. Alles hat ein neues Aussehen, und die Leute zeigen mehr die Geschäftigkeit und Thätigkeit unserer geldmachenden und unternehmenden Bevölkerung, als man dieß in alten Ländern sieht. Die Erwerbung von Vermögen scheint hier der einzige Zweck aller Anstrengungen, und die Speculation geht hier so eifrig, wie in den Vereinigten Staaten. In der That gleicht auch das Volk von Sydney dem amerikanischen in manchen Beziehungen, namentlich zeigt sich dieß auch in der öffentlichen Presse, doch ist sie in Australien weit zügelloser und greift Privatverhältnisse auf eine unverantwortliche Weise an. In einer Hinsicht aber ist ein sehr schroffer Contrast zwischen Sydney und den Städten in den Vereinigten Staaten. Dieß ist die am hellen Tage ungescheut sich zeigende Trunkenheit, auf die man zu allen Zeiten stößt, die aber an Feiertagen alles übertrifft, was ich je sah. Selbst Frauen kann man in den belebtesten Straßen umherschwanken, Lärm in den Häusern anfangen und von der Polizei hinweggeführt sehen. Die Gelegenheit zur Befriedigung dieses Lasters ist in Fülle geboten, nicht weniger als 250 Branntweinschenken sind von der Regierung patentirt, also mehr wie eine auf 100 Seelen. Die Masse Rum, welche in der Colonie verbraucht wird, kann man aus dem Umstand entnehmen, daß der Zoll von den eingeführten Spirituosen im Jahre 1838 189,450 Pfd. St. betrug, und daß die Masse derselben etwa acht Gallonen jährlich auf den Kopf macht. Dieser Zustand der Dinge entsprang ursprünglich daraus, daß eine Menge von Verbrechern den Kern der Bevölkerung bildete. Es wäre demnach die Pflicht der verschiedenen Gouverneure gewesen, dem Laster Einhalt zu thun oder es durch das Verbot einer Einfuhr von Spirituosen unmöglich zu machen. Man hat nun zwar allerdings einem jeden, der vor dem Friedensrichter der Trunkenheit überführt wurde, fünf Schilling Strafe auferlegt, auf der andern Seite

war aber Rum eine Zeitlang der einzige Werthmesser, alles, Landbesitz, Arbeit, Lebensmittel wurden nur nach Branntwein bemessen und auch allgemein dagegen ausgetauscht. Gouverneur Macquarie gab sogar zu dem mildthätigen Zweck, ein Spital zu gründen, vier Personen, welche die Kosten der Einrichtung übernahmen, das Monopol des Ankaufs von allem in die Colonie eingeführten Branntwein, eine zollfreie Einfuhr desselben und noch einen Zuschuß aus den königlichen Rumvorräthen. — Die Bevölkerung von Neusüdwales nach dem Census von 1841 betrug 130,856 Seelen mit Einschluß von 26,977 Verbrechern.

Doch ich kehre zu unserm Geschwader und unserer Beschäftigung zurück. Am 18 October hatte ich meine Beobachtungen beendigt, und um den Gouverneur und den übrigen Beamten meine Erkenntlichkeit für die mir gewordene freundliche Aufnahme zu bezeugen, gab ich im Fort Macquarie ein Frühstück, bei welchem auch der Pole Graf Strzelecki erschien. *) Während unsers Aufenthalts zu Port Jackson wurden wir durch Personen *aller* Classen besucht, und eine große Menge Fragen über unsere Vorbereitungen zu einer antarktischen Fahrt gestellt. Alle schienen erstaunt, daß sie nicht dieselbe vollständige Ausrüstung, wie bei der englischen, von Capitän James Roß befehligten Expedition bemerkten. Sie fragten, ob wir nicht die Abtheilungen in unsern Schiffen hätten, um uns vor dem Sinken zu retten. Wie wir uns warm halten wollten? Welche antiscorbutische Mittel wir hätten? Wo unsere großen Eissägen seyen? u. s. w. Auf alle diese Fragen mußte ich zu ihrem großen Erstaunen antworten, daß wir nichts hätten, und ihnen zugestehen, daß es unklug sey einen solchen Seezug in gewöhnlichen Kreuzfahrzeugen zu unternehmen, wir hätten jedoch den Befehl es zu thun, und dieß sey genug. Dieser Mangel an Vorbereitung erweckte allerdings hier keine sonderliche Meinung von der vorschauenden Klugheit unserer Regierung, aber man sah uns alle munter, jung und kräftig, und gestand uns, wie im allgemeinen unsern Landsleuten zu, daß wir Leib und Leben nicht achteten. Der Tender Flying-Fish erregte besonders ihre Verwunderung wegen seiner Kleinheit und

*) Bekannt durch seine bedeutenden Arbeiten über die Naturgeschichte Australiens. A. d. Ueb.

seines eigenthümlichen Takelwerks. Indeß betrachtete man uns, wie einer der Besuchenden mir gestand, ziemlich allgemein als dem Tod durch Erfrieren ausgesetzt; ich fürchtete dieß nicht, obgleich ich gestehen muß, daß die Wage sehr gegen uns stand, im Fall wir genöthigt waren innerhalb des antarktischen Kreises zu überwintern. Nach allen Berechnungen konnten wir nicht für zwölf Monate Lebensmittel unterbringen, selbst bei schmalen Rationen; unser Brennmaterial reichte uns höchstens sieben Monate aus, und die Mittel uns in den Schiffen einen Winter über gegen die Kälte zu schützen, waren höchst unzureichend. Ich war natürlich über alle diese Punkte nicht wenig besorgt, besonders wenn ich den Zustand des Peacock betrachtete. Der Schiffszimmermann hatte kurz nach unserer Ankunft zu Sydney dem Befehlshaber Capitän Hudson berichtet, daß das ganze Oberwerk faul sey und einer Ausbesserung bedürfe. Das Schiff wurde untersucht und sein Zustand noch schlechter gefunden als ihn der Zimmermann dargestellt hatte. Ich pflog lange Berathungen mit Capitän Hudson, und es ward unmöglich befunden, die nothwendigen Ausbesserungen vorzunehmen, wenn man nicht dieß Schiff von der Kreuzfahrt ausschließen wollte. Wir erkannten jedoch, daß es zur Ehre der Expedition und unsers Landes unerläßlich sey es daran Theil nehmen zu lassen, denn wir erkannten wohl, daß man die Ausschließung nur unlautern Beweggründen zuschreiben würde. Alle Schiffe erhielten die nöthige Ausbesserung wie Kalfaterung u. s. w., und der Flying-Fish erhielt zwei neue Masten aus neuseeländischen Kauri-Fichten, die einige Fuß kürzer, aber im Durchmesser stärker waren als die frühern. Die Gelegenheit zu Schiffsausbesserungen ist hier so, wie man sie nirgends sonst in der Südsee antrifft. Die Handwerker sind gut, aber der Lohn, den sie erhalten, unmäßig hoch und man ist meistens genöthigt ihren Forderungen sich zu unterwerfen; noch dazu muß man sie streng beaufsichtigen, daß sie die vertragsmäßige Arbeit auch wirklich leisten.

Nachdem ich endlich meine Abschiedsbriefe geschrieben, nahmen wir das Mittagsmal am Christtag noch mit vielen unsrer Freunde ein, und am Morgen des 26 um 6 Uhr, gerade an dem schon

in den Vereinigten Staaten zur Abfahrt bestimmten Tag, lichteten wir den Anker und fuhren die Bay hinab, aus der wir jedoch erst Nachmittags die offene See gewinnen konnten.

Zwölftes Capitel.

Die antarktische Kreuzfahrt.

Die Gegenstände, die ich jetzt zu behandeln habe, sind ausschließlich nautischer Art, ich werde sie deßhalb mehr in der Form eines Logbuches behandeln, und die täglichen Vorfälle mit mehr Genauigkeit schildern, als ich bisher für nöthig hielt. Dieß geschieht, um die Natur jener entfernten Striche deutlicher zu machen, und genauer über die Vorfälle dieses Theils *unserer* Kreuzfahrt zu berichten, da dieser Zweig unserer Arbeiten allen unsern Landsleuten, welche einigen Nationalstolz besitzen, besonderes Interesse gewähren muß. Eine fremde Nation hat den Ruhm dieser Entdeckungen in Anspruch genommen, und eine andere deren Ausdehnung, ja deren Existenz in Zweifel gezogen. *) Beide schienen, zu welchem Zweck, will ich hier nicht untersuchen, geneigt uns die Ehre der Entdeckung zu rauben, indem sie die Wichtigkeit ihrer eigenen Forschungen herunterseßen, und von dem antarktischen Land nur die kleinern Theile gelten lassen wollen, die sie wirklich sahen. So geneigt ich als Privatmann seyn könnte ihre Angaben nicht zu bestreiten, und der Wahrheit es zu überlassen sich selbst den Weg zu bahnen, so bin ich es doch der Ehre unserer Flagge schuldig, der amerikanischen Expedition den Anspruch auf die erste und umfassendere Entdeckung zu vindiciren.

Daß Land innerhalb des antarktischen Kreises existirt, ist jetzt durch das vereinte Zeugniß französischer und englischer Seefahrer bestätigt. D'Urville, der berühmte französische Seefahrer,

*) Das erstere thaten die Franzosen, das zweite die Engländer. A. d. Ueb.

berichtet, daß seine Boote, wenige Tage nachdem drei unserer Schiffe Land gesehen hatten, an einem kleinen Felsenvorsprung landeten, vermuthlich an der Stelle, die uns in Piners Bay zugänglich schien, von wo aber der Vincennes durch einen heftigen Sturm weggetrieben wurde; er nennt dieß Clarie-Land und spricht seine Ueberzeugung aus, daß ein mächtiger Landstrich sich finde in einer Gegend, wo unsere eigenen Augen keinen Zweifel an dessen Wirklichkeit übrigließen. Roß dagegen drang im folgenden Jahre bis zum 79° S. B. vor, fuhr eine Strecke weit längs einem hohen mit unserm antarktischen Continent verbundenen Lande hin, und er bestätigt über allen Zweifel hinaus die Richtigkeit unserer Behauptung, daß wir nicht eine Reihe einzelner Inseln, sondern einen mächtigen antarktischen Continent entdeckt haben. In wie weit Capitän Roß in seinen Forschungen durch unsere früheren Entdeckungen geleitet wurde, geht am besten aus der Karte hervor, die ich ihm nebst einem Bericht über unsere Fahrt zusandte. Obwohl ich nie von ihm persönlich eine Empfangsanzeige erhielt, so habe ich doch von anderer Seite her erfahren, daß Karte und Bericht ihm einige Monate vor seiner antarktischen Kreuzfahrt zukamen. Ich beklage mich nicht hierüber, und fühle nur den entschuldbaren Wunsch hinsichtlich eines unbestreitbaren Anspruchs das Recht der Wahrheit zu behaupten. Die nachfolgende Erzählung wird bei jedem, der nicht zum voraus eingenommen ist, keinen Zweifel über die Richtigkeit der Behauptung zurücklassen, daß wir einen mächtigen Continent entdeckt haben; ich möchte aber im voraus fragen, wo in Europa oder in Amerika je vor 1840 die Ansicht war, daß südlich von Neuholland ein bedeutendes Land sich finde, und wer jetzt noch die Thatsache bezweifle, möge er nun einen zusammenhängenden Continent oder nur eine große Anzahl von Inseln annehmen? Man untersuche alle frühern Karten und man wird keine Spur eines solchen Landes finden, aus dem einfachen Grund, weil niemand das Daseyn eines solchen kannte oder auch nur ahnte. Wir selbst erwarteten keine solche Entdeckung, und nahmen die ersten Andeutungen mit Zweifel und Zögerung auf, und ich wagte die Gewißheit eines großen Landes in meinem Privattagebuch erst dann aufzuzeichnen, als die mit dem Aussehen des Landes in solchen Breiten bestbekannten Leute sich von der Sache

überzeugt hielten; endlich um jeden möglichen Zweifel zu entfernen, wurden Ansichten des Landes an drei verschiedenen Punkten von den Schiffen aus aufgenommen, mit Bezeichnung der Lage ihrer Gipfel und Vorgebirge, wodurch dieselben fast so sicher bestimmt wurden als der Gipfel irgend einer Insel, die wir von der See aus aufnahmen. Alle Zweifel über die Wirklichkeit unserer Entdeckung schwanden allmählich, und gegen Ende der Kreuzfahrt des Vincennes längs der Eisschranke wurden die Berge des antarktischen Continents uns so bekannt und zeigten sich so sehr Tag für Tag, daß das Logbuch, welches über die Zeit und den Tag der ersten Beobachtungen ein vorsichtiges Schweigen beobachtet, jetzt fortwährend von dem „Lande" spricht.

Nachdem wir Sydney verlassen, hatten wir bis zum 31 December schönes Wetter und günstigen Wind. Wir benützten dieß um alle Oeffnungen zu schließen, und das Innere der Schiffe so viel wie möglich gegen Kälte und Nässe zu schützen. Zu diesem Ende kalfaterten wir alle Ritzen, bedeckten die Nahten der Planken mit getheerter Leinwand, über welche wir Streifen von gewalztem Blei nagelten. Die Matrosen zeigten sich sehr eifrig in diesen Zurüstungen, und suchten emsig sich alles so bequem wie möglich zu machen; alle unnützen Gegenstände wurden in den Schiffsraum gebracht, denn wir waren bis zum Ueberfließen voll, und Plätze, die sonst immer vorzugsweise rein gehalten werden, waren überfüllt. Unter andern Vorbereitungen erhielten auch alle Ganglücken Brettereinfassungen und die Thüren wurden mit Gewichten und Zügen versehen, um sich zu versichern, daß sie nicht offen gelassen würden. Nach diesen Vorsichtsmaßregeln zur Ausschließung der kalten Luft begnügte ich mich Anstalten zu treffen, daß die Temperatur im Innern des Schiffes nicht höher als 50^0 F. erhalten würde. Ich zog diese ziemlich niedrige Temperatur einer höhern vor, um den nachtheiligen Folgen eines plötzlichen Ueberganges von einer wärmern Temperatur im Innern zu einer kältern auf dem Verdeck vorzubeugen. Ich hielt es für weit wichtiger, die Temperatur trocken als warm zu halten, namentlich da eine niedrigere Temperatur die Wirkung haben mußte, die Mannschaft zum Behuf der Anregung der thierischen Wärme zu körperlicher Bewegung zu veranlassen. Eben solche Aufmerksamkeit wurde auf die Kleidung

der Mannschaft verwendet, und zu demselben Zweck die Trockenöfen, deren Zahl man in Sydney vermehrt hatte, so angebracht, daß alle Theile des Schiffes stets möglichst schnell von Feuchtigkeit befreit werden könnten. Thermometer wurden an passenden Plätzen aufgehängt, um eine gleiche Temperatur zu sichern, und um darauf achten zu können, wenn man der Oefen ganz oder theilweise entbehren könne, da wir ohnehin auch genöthigt waren, unsern Vorrath von Brennmaterial bestens zu Rathe zu halten.

Der erste Januar war einer von den Tagen, wo augenscheinlich die Anzeichen der Wetterveränderung vorhanden sind; die See war glatt und ruhig, aber die Wolken gingen niedrig, und hatten ein winterliches Ansehen, woran wir seit langer Zeit nicht mehr gewöhnt waren; bald sank die Temperatur, der Wind stieg und das Wetter wurde neblig; am 2 Januar wurde der Nebel dichter und wir verloren den Flying-Fish ganz aus dem Gesicht, so daß wir bald die Hoffnung aufgeben mußten, ihn früher als an der Macquarie-Insel, dem ersten Stelldichein, dem ich gerne ausgewichen wäre, wieder zu finden. Düstere Besorgnisse verbreiteten sich über das Schicksal des Flying-Fish. Der Thermometer sank nun unter 50°, der Nebel blieb auch am 3 sehr dick, und nun verloren wir auch den Peacock aus dem Gesicht. Der Wind wandte sich hierauf (5 Jan.) gegen Nordwest, bei Donner und Blitz, und wir erwarteten deßhalb, daß er nach Südwest umspringen würde; zu meinem Erstaunen aber kehrte er bei dickem, regnichtem Wetter nach Nordosten zurück. Dieser Rückkehr des vorigen Windes folgte ein Fall des Barometers auf 29,60 Zoll, und wenige Stunden später auf 29,30, während das Wetter erträglich blieb; eine große Anzahl Albatrosse, Port-Egmont-Hühner und Sturmvögel ließen sich sehen.

In den letzten Tagen hatten wir keine Beobachtungen machen können, aber am 6 wurden wir von einem Sonnenblick begünstigt, und fanden uns unter 53° 30′ S. B. und 157° 35′ O. L.; wir waren also $15\frac{1}{2}^{0}$ weiter östlich gekommen. Um Mitternacht waren wir noch 50 Meilen von Macquarie-Insel, aber das Wetter war am folgenden Morgen so ungestüm, daß wir ohne großen Zeitverlust sie nicht hätten erreichen können, und nach unserem zweiten Stelldichein, Emerald Inseln steuerten,

an deren vermeintlicher Stelle wir am 9 vorüberkamen, doch ohne etwas von Land zu erblicken. Hier stießen wir, wie am vorhergehenden Tag, auf eine südöstliche Strömung von 20 Meilen des Tages. Wir waren jetzt 22° weiter ostwärts gekommen, fuhren in Gesellschaft des Porpoise mit allen Segeln weiter, und bemerkten etwas Tang. Die Temperatur war fortwährend 38°, und zahlreiche Heerden grauer Sturmvögel umgaben uns.

Am 10 trafen wir den ersten Eisberg und die Temperatur des Wassers fiel auf 32°. Wir kamen hart daran vorüber und fanden ihn eine Meile lang und 180 Fuß hoch. Wir waren jetzt unter 61° 8′ S. B. und 160° 32′ O. L. Die Strömung war in derselben Richtung, wie früher, etwa eine halbe Meile in der Stunde. Den zweiten Eisberg sahen wir etwa 33, den dritten 55 Meilen südlich vom ersten. Diese Eisinseln waren augenscheinlich vom Meer stark angegriffen, Höhlen und Spalten fanden sich darin, als sollten sie zerbersten; auch zeigten sie eine offenbare Schichtung und waren stark gegen den Horizont geneigt. Das Wetter wurde nun neblig und wir hatten hie und da etwas Schnee. Ich wünschte mir Glück sehr wenig Kranke zu haben, und alles war guten Muthes über den neuen Anblick, den die Kreuzfahrt darbot. Den 11. Wir trafen nun fortdauernd Eisberge, von denen einige, wenn schon gegen den Horizont geneigt, doch eine ebene Oberfläche hatten. Der gute Nordwestwind machte es möglich unsere Fahrt gegen Süden immer weiter fortzusetzen; die Eisberge wurden jetzt so zahlreich, daß wir öfters unsere Richtung ändern mußten, sie waren fortdauernd derselben Art, Höhlen in ihren senkrechten Seiten durchgebrochen, und mit flachen Gipfeln, die aber jetzt in Einer Linie mit dem Horizont liefen. Gegen 6 Uhr Abends bemerkten wir kleinere Eisstücke, von denen manche nicht über eine Achtelmeile Länge hatten. Mit der Zunahme der Eisberge wurde die See ruhiger. Gegen 9 Uhr bemerkten wir eine niedere Eisspitze, umschifften sie, und hatten nun eine weite Bay vor uns, in deren Tiefe bald aller Fortgang durch eine compacte, große viereckige Eisberge einschließende Schranke von Eis gesperrt wurde. Die Schranke bestand aus über einander gehäuften Massen von jeder Gestalt und Größe; wir legten die Nacht über bei. Die Nacht war schön, alles schien in Schlummer

versunken, nur das ferne dumpfe Rasseln des Eises schlug hie und da ans Ohr. Wir waren jetzt unter 64° 11′ S. B. und 164° 30′ O. L. Unser aller Hoffnung, den Weg gegen Süden offen zu finden, war getäuscht. Was mich am meisten in Erstaunen setzte, war die Veränderung der Wasserfarbe ins Olivengrüne und einige schwache Andeutungen fernen Landes, an die ich nicht glauben konnte, obwohl einige Officiere zuversichtlich behaupteten, es seyen keine Eisberge. Der Barometer stand auf 29,20 Zoll, die Temperatur der Luft auf 33°, die des Wassers auf 32°. Wir legten bei bis 4 Uhr. Als der Tag graute, trat ein Nebel ein, so dicht, daß wir den Porpoise aus dem Gesicht verloren und auch keine Antwort auf unsere Signale vernehmen konnten. Ich beschloß deßhalb westwärts an der Eisschranke hinzufahren. Wir befanden uns den ganzen Tag in einem dichten Nebel, hart an der Eisschranke, manchmal auch fast in Berührung mit Eisbergen. Während des ganzen Tages konnten wir eine weiter als eine Viertelmeile und selten weiter als eine Schiffslänge voraussehen. Der dichte Nebel oder vielmehr das Nebelreißen schlug sich als Eis an unserm Tauwerk nieder. Bei der Neuheit unserer Lage und der gespannten Aufmerksamkeit, welche sie rege machte, dachten wir nicht an Gefahr.

Ich will jetzt den Vincennes und Porpoise ihren Lauf westwärts fortsetzen lassen und den Peacock gleichfalls nach der Eisschranke bringen. Ehe wir am 3 Januar uns trennten, war die Mannschaft dieses Schiffes gleichfalls emsig beschäftigt gewesen sich auf alle Weise gegen Nässe und Kälte zu schützen. Nach der Trennung steuerte Capitän Hudson alsbald nach dem ersten Stelldichein, der Insel Macquarie, die er glücklicher als wir erreichte, obgleich er ziemlich dasselbe Wetter hatte. Als sie sich der Insel näherten, entdeckten sie große Strecken Tang, und sahen eine Menge Sturmvögel und Albatrosse um das Schiff. Am 10 Januar erreichten sie die Insel, und bemerkten ein Felsenriff, das sich drei Viertelmeilen vor dem Südende derselben ausdehnte. Von den verabredeten und erwarteten Signalen des Geschwaders sahen sie nichts, dennoch wurde ein Boot ausgesetzt, aber die Brandung schlug so heftig gegen das Felsenriff, daß es nur mit der größten Anstrengung Hrn. Eld und einem Quartiermeister gelang ans Land zu kommen. Instrumente hin

zu schaffen war indeß unmöglich. Als sie der Insel sich näherten, schien diese mit weißen Flecken bedeckt, was allerlei Vermuthungen rege machte, nach der Landung aber ließen die Ausdünstungen keinen Zweifel mehr, daß es Vogelmist sey.

Hr. Eld gibt in seinem Journal von diesem Besuche folgenden Bericht: „Obwohl ich so oft schon von der großen Menge Vögel auf unbewohnten Inseln gehört hatte, so war ich doch nicht darauf vorbereitet, sie in solchen Myriaden wie hier zu sehen. Ganze Abhänge der steilen Berge waren wörtlich damit bedeckt. Nachdem ich eine tiefe Spalte im Felsen überschritten, stieg ich einen Gipfel hinan, welcher mich an einen Platz führte, den ich für ihren Hauptsammelplatz hielt, und mit jedem Schritt stieg mein Erstaunen. Ein solches Quäken, Pusteln und Kreischen hatte ich von Vögeln nie gehört und nie für möglich gehalten Es war unmöglich seine eigenen Worte zu hören, und jeder Vogel schien nur bemüht, wo möglich noch mehr Lärm zu machen als sein Nachbar. Bald fand ich auch, daß meine Anwesenheit *mißfiel*, denn sie schnappten nach mir, packten meine Hosen, zwickten mich ins Fleisch so heftig, daß ich mich vertheidigen mußte, und da wir einige der Vögel zu haben wünschten, schlug ich etliche, die mich angefallen hatten, auf den Kopf. Nachdem ich eine Anzahl derselben nebst etlichen Eiern gesammelt, legte ich sie bei Seite und stieg weiter hinein. Kaum war ich acht Schritte davon entfernt, so stießen zwei Albatrosse herab auf die todten Vögel; da diese aber sich nicht bewegten, so nahmen sie vorsichtig zwei von den Eiern mit den Schnäbeln auf und flogen damit hinweg, trotz meiner Versuche es zu hindern. Die Eier waren von der Größe eines Gänseeies, und die ursprüngliche Farbe schien weiß gewesen zu seyn, aber sie waren so schmutzig, daß man es nicht mit Bestimmtheit sagen konnte. Es waren ohne Zweifel Fettganseier, da ich sie aus ihrem Nest nahm, welches nur aus einem kleinen in den Boden gekratzten Fleckchen bestand, gerade groß genug um ein oder zwei Eier zu fassen, und sehr wenig oder gar kein Gras, Holz oder sonstiges Material zu einem Nest hatte. Ich las nachher eine Menge dieser Eier auf, und fand auch ein anderes von der Größe eines Hühnereies, weiß mit einer leichten grünen Färbung. Als ich den sehr steilen, aus vulcanischem Gestein, losem Geröll und etwas Erde

mit Vogelexcrementen gemischt bestehenden Berg hinanstieg, fand ich mehr Nester als ich erwartet hatte: sie waren nur zwei Fuß von einander und in jedem ein oder zwei Junge, eines der Alten wachte und saß stets auf dem Nest, während die Jungen vergebens sich bemühten unter den kleinen Flügeln der Alten sich zu bergen. Die Jungen mit einer dicken, dunkeln Düne bedeckt sahen fast wie kleine Gänschen aus.

„Diese Penguins sind die Eudyptes chrysocome; sie haben eine Höhe von 16 bis 20 Zoll, weiße Brust und fast schwarzen Rücken; die übrigen Theile des Körpers sind von dunkler Taubenfarbe, mit Ausnahme des Kopfes, der auf jeder Seite mit vier oder fünf gelben, 3″ bis 4″ langen sehr zierlichen Federn geschmückt ist. Die Vögel stehen aufrecht in Reihen, was ihnen das Aussehen lilliputischer Soldaten gibt. Der Anblick ist eigenthümlich und schön, und wäre nicht das fast betäubende Geschnatter gewesen, ich wäre viel länger geblieben. Als ich nach dem Ufer zurückging, kam der Quartiermeister mit einem über die Schultern geschlagenen Penguin von einer größern Art, jedoch ohne die Federnkrone auf dem Kopf herbei. Er schilderte mir eine ähnliche Vogelmasse, und hatte auch einige grüne Papagaien mit einem kleinen rothen Fleck auf dem Kopfe und einem schwarzen und purpurfarbenen Fleck an der Wurzel des ganz graden Schnabels gesehen.“ Hr. Eld war zu ermüdet um noch zurückzugehen und einige solche Vögel zu holen, und zudem war es ziemlich spät geworden. Dem Quartiermeister gelang es seinen Penguin ins Boot zu bringen, die des Hr. Eld begannen aber herumzuflattern, und da sie ins Wasser, ihr eigentliches Element, kamen, so entschlüpften sie bald völlig, obwohl ihnen die Füße zusammengebunden waren. So gingen mehrere interessante naturhistorische Gegenstände verloren. Nach einer Arbeit von einer Stunde erreichten sie das Schiff, das dritthalb Meilen vom Ufer lag, und wo man das Senkblei auf 300 Faden hinabgelassen hatte ohne Grund zu finden. Die Temperatur des Wassers war 43° an der Oberfläche und 39° bei 200 Faden Tiefe. Eine Strömung fand sich nicht. Das Südende von Macquarie-Insel liegt unter 54° 44′ S. B. und 159° 49′ O. L. Die Insel ist hoch, sehr zerrissen und anscheinend mit Grün bedeckt, obgleich ein langes buschiges wildes Gras die einzige Pflanze

war die man sah. Der höchste Gipfel der Insel ist 12 bis 1500 Fuß hoch, und so weit man sehen konnte, hatte sie weder Bäume noch Stauden. Macquarie Island hat nichts, was zu einem Besuche lockt, und bietet auch, so weit man sie untersuchen konnte, keinen Landungsplatz dar. Das Einzige, was ich bedauerte, war, daß man sie nicht zu einer magnetischen Station machen konnte.

Der Peacock setzte nun alle Segel auf, um südwärts zu steuern, befand sich am 13 in 61° 30′ S. B. und 161° 5′ O. L., wo er die ersten Eisinseln sah. In der Nacht des 13 war es so hell, daß man einen Zeitungsdruck mit Leichtigkeit um Mitternacht lesen konnte. Am 14 ging es rasch gegen Süden fort, Eisberge und Stückeis zeigten sich hie und da, und das Wasser erschien etwas mißfarbig. Die Inclinationsnadel zeigte 86° 37′ in der Cajüte an. Albatrosse, Captauben und andere Vögel sah man in Menge. Am 15 kamen sie an mehreren Eisinseln vorüber; das Wetter war dick, hie und da fiel Schnee, und der Wind war fortdauernd westlich. Viele Wallfische ließen sich sehen. Um 4 Uhr Nachmittags verzog sich der Nebel etwas, und zu ihrem Erstaunen sahen sie eine vollkommene, gegen Südwesten sich ausdehnende Eisschranke vor sich; kurz darauf entdeckten sie ein Segel, — es war der Porpoise.

Wir haben den Vincennes und Porpoise in der Nähe der Eisschranke, durch die zu Zeiten herrschenden Nebel getrennt, verlassen. Der Porpoise entdeckte am 13 unter 65° 8′ S. B. und 163° O. L. verschiedene Seeelephanten (Phoca proboscidea), und nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es ein Weibchen zu fangen. Aus den zahlreichen Seeelephanten und der Mißfarbe des Wassers und des Eises schloß man, daß Land in der Nähe seyn müsse, fand aber bei hundert Faden keinen Grund; Lieutenant-Commandant Ringgold war theils aus den obigen Umständen, theils weil man einen Penguin schreien hörte, überzeugt, daß Land in der Nähe sey, und glaubte auch gegen Südosten etwas wie ferne Berge unterscheiden zu können. Wegen der Eisschranke, an deren Rand das Schiff hinfuhr, war es indeß unmöglich näher zu kommen.

Am 14 war das Wasser fortwährend mißfarbig, aber das Senkblei fand keinen Grund. Abermals wurden Seeelephanten

gefangen, und das eine Thier, ein junges Weibchen, maß 10 Fuß 9 Zoll, der Umfang am dickſten Theile 6 Fuß 3 Zoll. Am 16 befanden ſich die drei Schiffe in 157° 46′ O. L. in geringer Entfernung von einander. Das Waſſer war ſehr mißfarbig, viel Albatroſſe, Captauben und Sturmvögel ſchwärmten um das Schiff. Das Waſſer hatte eine olivengrüne Farbe, als wäre es nur 40 bis 50 Faden tief, aber das Senkblei hatte bei 230 Faden keinen Grund gefunden. An dieſem Tage glaubte man von allen drei Schiffen aus Land zu ſehen, und die Vergleichung dieſer drei Beobachtungen in Verbindung mit den nachherigen beſtimmtern Beweiſen ließen keinen Zweifel, daß der Anſchein nicht trüge. Von dieſem Tage an datiren wir deßhalb die Entdeckung. Was wir ſahen, war höchſt wahrſcheinlich eine von ungeheuern Eisfeldern umgebene Inſel. An Bord des Vincennes herrſchte an dieſem Tage große Aufregung unter der Mannſchaft: alles beobachtete eifrig den Flug der Vögel, ſo wie die Wallfiſche und Penguins, und ſprach von der Nähe eines Landes, die ſich nach untrüglichen Zeichen kaum bezweifeln ließ.

In der Nacht legten wir häufig bei, kamen aber doch immer weiter gegen Süden. Ehe es vollkommen Tag wurde, hemmte ein dichter Nebel jede Ausſicht. Ich wußte, daß wir nahe an Eisbergen und Eisfeldern waren, glaubte aber daß eine weite Bay gegen Süden ſich öffne. Das Schiff rückte raſch vor, wurde aber ſtark umhergetrieben, bis es mit einemmal völlig ſtill und ruhig wurde. Der Uebergang war ſo plötzlich, daß viele vom Schlafe auffuhren, und alle wußten aus der kurzen Erfahrung die wir bis jetzt gehabt hatten, daß wir in eine Eislinie hineingefahren ſeyen, ein Umſtand der immer höchſt bedenklich iſt. Wir fuhren ſtets noch raſch vorwärts, alle Maßregeln der Vorſicht wurden ergriffen, aber es erweckte ein banges Gefühl, geblendet, wie wir waren, durch einen undurchdringlichen Nebel, in ein ſolches Eisfeld hineinzugerathen. Dennoch mußten wir vorwärts, denn der Wind geſtattete nicht in der Richtung, in der wir gekommen waren, wieder umzukehren. Fort ging es alſo, bis mehrere aufmerkſam Horchende mir berichteten, daß man das dumpfe ferne Raſſeln des Eiſes vernehme. Bald war kein Zweifel mehr, wir waren von Eis eingeſchloſſen, und obwohl wir wegen des trüben Wetters unmöglich erkennen konnten,

wie weit der freie Seeraum sey, auf den wir beschränkt waren, so war die Einschließung doch augenscheinlich, da wir Eis fanden, wohin wir uns auch wandten, und es deutlich rund umher rasseln hörten. Es erforderte mehrere Stunden, um das Schiff aus dieser Bay zu befreien.

Am 17 Morgens entdeckten wir ein Schiff, anscheinend eine Meile von uns; wir feuerten eine Kanone ab, verloren es aber bald wieder aus dem Gesicht. Auch sahen wir die Brick gegen Osten nahe an der Eisschranke. Am Nachmittag sprachen wir den Peacock; er hatte uns am Morgen nicht gesehen, und ich bin versucht zu glauben, daß der Anblick seines Bildes so nahe bei uns durch die Refraction über einer niedrigen Nebelbank hervorgebracht war, obwohl die gewöhnliche Begleitung solcher Erscheinungen, eine Verschiedenheit der Temperatur oben und unten, fehlte.

Ich wies nun Capitän Hudson an, seine Zeit nach bestem Gewissen zu benützen, da ein Versuch, die Schiffe zusammenzuhalten, nur unser Fortkommen hemmen und, ohne unsere Sicherheit zu vermehren, das Auffinden einer Oeffnung in der Eisschranke verhindern konnte. Auch war ich überzeugt, daß die Trennung ein Sporn für Officiere und Mannschaft der verschiedenen Schiffe seyn würde. Wir befanden uns um Mittag unter 66° 20′ S. B. und 156° 2′ O. L. Viele Sturmvögel, Albatrosse, einige Wallfische und einen Robben sah man von Schiff aus; das Wasser war ganz grün.

Am Morgen des 19 befanden wir uns in einer tiefen Bay und erblickten den Peacock gegen Südwesten. Das Wasser war noch dunkler olivengrün und hatte ein schlammiges Aussehen. Land war nun ganz zuverlässig sichtbar, sowohl gegen Südosten als gegen Südwesten, in ersterer Richtung sehr deutlich; nach beiden Seiten schien es hoch. Zwischen 8 und 9 Uhr Morgens überzeugte ich mich völlig, daß es Land sey, und meine Ansicht wurde mir nachher durch einige der ältesten und erfahrensten Seeleute an Bord bestätigt. Der Officier der Morgenwache, Lieutenant Alden, schickte zweimal und ließ mich darauf aufmerksam machen. Wir waren unter 154° 30′ O. L. und 66° 20′ S. B., der Tag war schön und manchmal völlig klar bei leichtem Wind. Nach dem Gottesdienst sah ich noch die Umrisse des Landes, in

gleicher Gestalt, doch nicht so deutlich als am Morgen. Um Mittag trieben wir stark ab nach der Schranke zu, die Boote wurden deßhalb ausgesetzt und das Schiff hinweggezogen. Die Eisschranke dehnte sich gegen Westen und dann gegen Nordwesten aus. Ich fuhr westlich, um sie zu umfahren, überzeugt daß der Peacock den ganzen Umriß der Bay untersuchen werde.

Der Peacock war nach Capitän Hudsons Journal um 3 Uhr 30 Minuten ins Treibeis gerathen, hatte aber immer im Westen eine Eisschranke vor sich, und steuerte deßhalb gegen Südost auf eine ungeheure Masse zu, welche allem Anschein nach Land war, wenigstens von allen an Bord dafür gehalten wurde. Man erblickte sie weit jenseits einer 50 bis 200 Fuß hohen Eisinsel, sie schien gegen 2000 Fuß hoch, sah grau und dunkel aus, und theilte sich in ihrer ganzen Erstreckung in zwei deutlich geschiedene Ketten, die mit Schnee bedeckt waren. Indeß war in dieser Richtung keine Wahrscheinlichkeit ihr näher zu kommen, deßhalb ging Capitän Hudson aus der etwa zwanzig Meilen tiefen Bay zurück, um westwärts zu steuern, in der Hoffnung, auf der andern Seite näher kommen zu können.

Wir hatten in dieser Nacht einen ungewöhnlichen und sehr schönen Anblick, indem Sonne und Mond zugleich am Himmel standen und ihr Licht warfen; letzterer war nahezu voll, erstere beleuchtete die Eisberge und den fernen Continent mit ihren tiefen goldenen Strahlen, während der Mond am entgegengesetzten Horizont die Wolken in seiner unmittelbaren Nähe mit Silberlicht übergoß. Da jetzt niemand mehr an der Entdeckung von Land zweifelte, so gewährte die Kreuzfahrt ein sehr aufregendes Interesse, das keine Ermüdung aufkommen ließ, und jedermann zu allen Anstrengungen, um eine Landung zu bewerkstelligen, willig machte.

Am 20 hatte man am Bord des Peacock den Anblick eines Kampfes zwischen einem Wallfisch und einem seiner zahlreichen Feinde. Die See war völlig glatt, so daß man den ganzen Kampf mit Leichtigkeit übersehen konnte. Erst sah man den Wallfisch in einiger Entfernung vom Schiff in ungewöhnlicher Weise herumschlagen und das Wasser zum Schaum peitschen, augenscheinlich in der Anstrengung sich von etwas, das ihn plagte, zu befreien. Als er sich dem Schiff näherte, wurde der Kampf

heftiger, und man bemerkte, daß ein etwa 40 Fuß langer Fisch ihn mit dem Rachen gepackt hatte. Das gewaltige Unthier wand und drehte sich, aber sein Verfolger ließ ihn nicht los, das Blut strömte aus der Wunde, und färbte weit umher das Meer. Der Angreifer war augenscheinlich im Vortheil, und die vielen andern Wallfische umher schienen sehr beunruhigt. Diese „Mörder," wie man sie nennt, sind auf dem Rücken braun, am Bauche weiß, und haben eine lange Finne auf dem Rückgrat. Die Schnelligkeit, womit sie vorüberschossen, war so groß, daß man sie unmöglich näher betrachten konnte. Diese Fische greifen den Wallfisch auf dieselbe Weise an, wie die Hunde einen Stier, indem sie ihn zu Tode hetzen; sie sind mit starken scharfen Zähnen bewaffnet, und fassen gewöhnlich den Wallfisch an dem untern Kinnbacken. Man behauptet, sie fräßen nur die Zunge von ihm. Die Wallfischfänger geben wunderbare Berichte von diesen „Mördern" und ihrer ungeheuern Stärke, sie sollen manchmal einen Wallfisch, den mehrere Boote nach dem Schiffe ziehen, dennoch fortschleppen. Im Wasser fand sich eine große Menge Thierchen; einige große Medusen und eine Masse Krabben sah man um die Eisberge her; diese sind es ohne Zweifel, welche die Wallfische nach diesem Meere locken.

Die letzten zwei Tage sahen wir viele schneeweiße Sturmvögel. Der Charakter des Eises hatte sich jetzt vollkommen geändert: die tischförmigen Eisberge herrschten vor, und man sah verhältnißmäßig wenig Eisfelder. Einige Berge waren von prachtvoller Größe, eine Drittelmeile lang, 150 bis 200 Fuß hoch, und mit vollkommen glatten Seitenwänden, als wären sie mit dem Meißel ausgearbeitet. Andere bildeten hohe, mannichfach gefärbte Bogen, die in tiefe, dem Andrang des Meeres offenstehende Höhlen führten, wo das eindringende Wasser lauten aber ferntönenden Donner hervorbrachte. Der Flug der Vögel, die in diesen Höhlen ein- und ausflogen, mahnte an verfallene Schlösser und Klöster. Etwas weiter hin erblickte man eine mächtige Spalte, als hätte eine gewaltige Kraft diese mächtigen Massen auseinander gerissen. Jedes Geräusch am Bord, selbst unsere eigenen Stimmen, schlugen an den massiven, rein weißen Mauern zurück. Diese tafelförmigen Berge glichen Massen von schönem Alabaster, die keine Schilderung dem anschaulich

machen kann, der sie nicht gesehen hat. Wenn man sich eine ungeheure Stadt mit zerstörten Alabasterpalästen von jeder Form und Farbe, bestehend aus großen Gebäudegruppen mit langen, unregelmäßigen Straßen dazwischen, denken kann, so hat man einen schwachen Begriff von der Großartigkeit und Schönheit des Schauspiels. Die Zeit und Umstände, unter denen wir uns durch diese mächtigen Eisberge hindurch unsern Weg nach einem unbekannten Ziele bahnten, ließen einen unvergeßlichen Eindruck in mir zurück.

Am 22 hatten wir fortwährend schönes Wetter, doch kamen einige Schneestürme, welche eine höchst lästige Dunkelheit erzeugten, während die mächtigen Berge so unzugänglich waren, daß man nicht daran denken konnte an denselben zu landen. Der Peacock und Porpoise waren einander an diesem Tag im Gesichte; außer Wallfischen, Albatrossen, Sturmvögeln, Penguins u. dgl. erblickte man vom Vincennes aus auch eine Heerde Enten, so wie mehrere Robben.

Da die Ereignisse, welche an dem nächsten Tage an Bord des Peacock vorfielen, besonders interessant waren, so will ich sie umständlich erzählen, und indeß den Vincennes und Porpoise ihre neue und gefährliche Bahn fortsetzen lassen. Der Peacock hatte den Tag zuvor die obenerwähnte Bay geschlossen gefunden, und gleichfalls hohes Land in der Ferne wahrgenommen. Das Wasser hatte ein schmutziges dunkelgrünes Ansehen. Man legte bei, theils um das Senkblei auszuwerfen, theils um die Boote nach einem kleinen Eisberg zu schicken, welchen man betreten konnte, um magnetische Beobachtungen darauf anzustellen. Eine Linie von 1400 Faden Länge ward hergerichtet, um zu sondiren, und an das Blei war der Cylinder mit einem Thermometer befestigt. Da der Wind frisch war, wurden verschiedene Bleistücke auf verschiedenen Entfernungen an der Linie befestigt. Sie bemerkten nicht, daß die Lothlinie den Grund berührt hatte, bis sie solche wieder eingezogen, wo sich denn fand, daß das bei 500 Faden angebogene Blei mit blauem und schieferfarbigem Schlamm gefüllt war. An dem Blei befand sich auch ein Stück Stein mit einer frischen Schramme daran, als hätte das Blei schwer auf dem Felsen aufgeschlagen. Der Rest der Linie hatte augenscheinlich auf dem Boden gelegen, da der Kupfercylinder mit Schlamm bedeckt

und das Wasser innen ganz schlammig war. Sie fuhren nun windwärts eine Strecke weiter und sondirten abermals, wo die Linie mit 300 Faden Boden fand, und schieferfarbigen Schlamm heraufbrachte. Die Temperatur des Wassers war an der Oberfläche 32°, in der eben genannten Tiefe 27½°, also eine Abnahme von 4½°. Die Boote kehrten nun zurück, und erhoben, als sie wieder auf das Schiff kamen, ein Freudengeschrei. Dieß war ein natürlicher Ausbruch von Freude über den unzweifelhaften Beweis, daß das was sie sahen, unbestreitbar Land sey. Hr. Eld hatte magnetische Beobachtungen angestellt und die mittlere Inclination 86° 16′ gefunden. Hr. Elds Boot hatte auch einen Königspenguin von ungeheurer Größe gefangen; vom Ende des Schwanzes bis zum Schnabel hatte derselbe 45″, quer über die Flügel 37″, und um den Leib 33″. Man hatte ihn durch einen Schlag mit dem Bootshaken betäubt und dann gebunden, als er aber wieder zu sich kam, zeigte er sich sehr ungebärdig, und machte einen gräulichen Lärm. Er ziert jetzt die Sammlung in Washington. In seinem Kropf fanden sich 32 Kiesel von der Größe einer Erbse bis zu der einer Haselnuß.

Am 24 zeigten sich Eisberge und Eisfelder in mehreren Richtungen. Sie hatten leichte Gegenwinde, aber klares angenehmes Wetter und eine glatte See. Das Wasser war dunkelgrün; um 8 Uhr Morgens kamen sie durch Treibeis in offenes Wasser, und als sie sich dem Eisfeld abermals näherten, warfen sie wieder das Senkblei aus. Sie fanden Grund in 800 Faden und der Schlamm, den sie herauf brachten, war derselbe wie am vorhergehenden Tag. Die Entfernung zwischen den beiden Sondirungspunkten war nur gering. Um 8½ erhielten sie, als eben daran gearbeitet wurde einiges Eis unter dem Bug zu entfernen, auf der andern Seite einen solchen Stoß von einer Eismasse, daß man anfangs glaubte, die Wandung sey eingedrückt. Dieß war nun zwar nicht der Fall, aber das Steuerruder so verdreht, daß es gar nicht mehr in Bewegung zu setzen war. Das Schiff drang vom Winde getrieben rasch ins Eis ein, und alle Bemühung seinen Lauf durch veränderte Segel zu ändern blieb ohne Erfolg. In dieser hülflosen Lage erhielt das Schiff jeden Augenblick neue Stöße, die es mit alsbaldiger Vernichtung bedrohten. Während man sich bemühte vermittelst

Eisanker das Schiff zu wenden, erhielt dasselbe einen so plötzlichen Ruck von hinten, daß das Tau den Matrosen aus den Händen gerissen wurde, ehe sie es befestigen konnten. Das Schiff trieb nun mitten in die mächtigen Eismassen hinein und das Steuer erhielt einen zweiten Stoß, wobei der obere Theil fast abgedreht wurde, zwei der Ruderhaken und die obere und untere Brasse zerbrachen.

Das Eis drängte sich jetzt gegen das Schiff heran, die Segel wurden deßhalb eingerefft und Sparren als Eisspalter an den Schiffsseiten angebracht. Boote wurden sodann ausgesetzt, um die Eisanker festzumachen; dieß gelang aber erst nach großer Anstrengung, doch gewann das Schiff dadurch für eine Zeitlang Sicherheit und Ruhe. Dieß dauerte indeß nicht lange, denn die Eisanker wichen jetzt mitsammt dem Eisstücke, in das sie sich festgeklammert hatten, und das Schiff fuhr rückwärts und stieß mit einem furchtbaren Gekrach an eine Eisinsel. Schrecklich war die Zerstörung, welche dieser Stoß anrichtete, zum Glück aber folgte ein ebenso starker Rückschlag des Schiffes, der mit Hülfe der Segel dasselbe von der Eisinsel entfernte; kaum war es um seine halbe Länge weg, so fiel eine ungeheure überhängende Masse Schnee und Eis von der Eisinsel herab, und hätte, wäre sie auch nur um einige Secunden früher gekommen, das Schiff in Trümmer zerschmettert. Auch war es ein Glück, daß das Schiff die Eisinsel nahe an deren südlichem Ende getroffen hatte, so daß es bald ganz über dieselbe hinaus war. Dieß gab mehr Raum für das Treibeis, und gestattete dem Schiff seine Segel zu gebrauchen. Die Rettung aus dieser dringenden Gefahr gab jedoch keine Aussicht auf endliche Rettung. Das Wetter hatte ein ungewöhnlich stürmisches Ansehen, und die Zerstörung des Schiffs mit dem Verlust aller, die sich darauf befanden, schien fast unvermeidlich.

Sie wurden jetzt mehrmals völlig von Eis eingeschlossen, das sich mit zerstörender Gewalt an den Außenwänden des Schiffes rieb, und erst nach 4 Uhr Nachmittags wurde das Schiff durch einen Windstoß hinten vom Eise frei, wodurch man das Ruder losmachen konnte, das in zwei Stücken aufs Verdeck gebracht, und mit dessen Ausbesserung sogleich begonnen wurde. Jetzt fing es aber heftig zu schneien an, und nach keiner Richtung hin konnte

man klar sehen; nach 6 Uhr klärte sich das Wetter auf, der Wind wurde frischer und sie suchten nun die offene See zu gewinnen, die man von der Mastspitze aus sehen konnte. Um Mitternacht fing das Meer ohne heftigen Wind an zu steigen, was eine starke Bewegung der Eismassen zur Folge hatte, und da der Wind mit Sturm drohte, so war jetzt noch die einzige Hoffnung, das Schiff durchzuzwängen, um in freies Wasser zu gelangen. Die Eismassen waren jetzt größer und durch die heftig bewegte See noch gefährlicher.

Am 25 um 3 Uhr Morgens ward der untere Theil des Schafts abgestoßen, und das Eis rieb nun am Vorsteven und am Bug. Jetzt blieb daher keine andere Rettung als sämmtliche Segel aufzusetzen, um wo möglich hinauszukommen. Der Wind begünstigte dieß und so kamen sie um 4 Uhr Nachmittags in freies Wasser, aber ohne Ruder mit abgestoßenem Unterschaft und, wie man nachher fand, mit beinahe durchgeriebenem Vorsteven an. Die Zimmerleute arbeiteten 24 Stunden lang unablässig, um das Ruder herzustellen, was denn auch, freilich unvollkommen genug, um 10 Uhr Abends gelang. Glücklich kamen sie durch eine Oeffnung hinaus ins freie Meer, und Capitän Hudson beschloß nun ungesäumt nordwärs zu steuern, da er mit seinem halbzerschellten Schiffe unmöglich bei der Kreuzfahrt mehr von Nutzen seyn konnte. Er nahm den Weg nach Sydney, um dort das Schiff so gut wie möglich ausbessern zu lassen.

Wir kehren nun zu dem Vincennes und Porpoise zurück, die wir am 22 Januar verlassen haben. An diesem Tag kam der Vincennes an die Stelle, wo der Peacock eingedrungen war, fand aber keine Oeffnung. Nach der Art zu schließen, wie das Eis sich während der Einschließung des Peacock bewegte, muß ich das abwechselnde Oeffnen und Schließen des Durchganges in die Bay einer Fluth zuschreiben, die gegen die Küste eindringt, denn die Winde, die man am Bord dieses Schiffes bemerkte, waren nie stark genug um die Bewegung des Eises zu erklären. Etwa 20 Meilen westlich von diesem Punkt kam der Vincennes an einer merkwürdigen Anhäufung tafelförmiger Eisberge vorüber, deren Daseyn ich mir in keiner andern Weise erklären kann, als durch die Annahme, daß sie von einer Felseninsel herrührten, die

den Kern bildete; sie konnten nicht an der Stelle, wo man sie sah, entstanden, sondern mußten hier gestrandet seyn.

Nachdem wir am 23 Januar um diese Eisberggruppe herumgefahren waren, fanden wir das Meer vergleichsweise frei und einen großen offenen Raum gegen Süden; dahin steuerte der Vincennes augenblicklich, und wir sahen dabei sowohl gegen Westen als gegen Osten Land. Gegen Mitternacht erreichten wir die feste Eisschranke, und alle Aussicht ostwärts oder westwärts dem Lande näher zu kommen, ward abgeschnitten. Es war dieß ein etwa 25 Meilen breiter Einschnitt in die Küste, den wir ungefähr 15 Meilen tiefer verfolgten, ohne das Ende erreichen zu können. Deßhalb nannte ich diese Bucht die Täuschungs-Bay (Disappointment Bay); sie liegt unter 67° 4′ 30″ S. B. und 147° 30′ O. L. Das Wetter war ausnehmend schön bei frischer Kälte; der Thermometer zeigte in der Luft 22°, im Wasser 31°. Am folgenden Tag, den 24, steuerten wir westwärts, und da das Wetter fortwährend schön war, so ergriff ich die Gelegenheit unsere Wasserbehälter mit Eis zu füllen, und magnetische Beobachtungen auf dem Eis anstellen zu lassen. Die Inclination war 87° 30′, die Variation 12° 46′ gegen Osten, die Compasse waren sehr träge, indem sie nur wenig horizontale Directionskraft zeigten.

Etwa eine halbe Stunde, nachdem wir den Eisberg verlassen hatten, kam ein dichter Schneesturm mit Wind aus Südost. Dieß war das erstemal, daß wir an dieser Küste diesen Wind hatten, was mich einigermaßen in Erstaunen setzte, denn ich hatte von denen, die in diesen hohen südlichen Breite gewesen waren, erfahren, daß Südost der herrschende Wind sey und schönes Wetter bringen würde. Jetzt bekamen wir endlich diesen Wind, aber mit ungünstigem Wetter.

Um 6 Uhr Morgens des 26 fuhren wir weiter und um 8 Uhr sahen wir den Porpoise, den wir herbeiriefen, um die Chronometer zu vergleichen. Da der Wind noch immer frisch aus Südosten blies, und das Wetter etwas heller wurde, fuhren wir durch viel Treibeis dahin etwa neun Knoten in der Stunde. Dieß war zwar sehr gefährlich, aber unsere Zeit für Untersuchung dieser Eisküste war so kurz zugemessen, daß ich es für meine Pflicht hielt weiter zu fahren, so lange die Eisschranke

zu sehen war. Durch große Vorsicht vermieden wir glücklicherweise heftige Anstöße. Am 27 blies der Wind abermals aus Südsüdwest. Das Flutheis wurde nun so dick, daß wir in die beabsichtigte Richtung nicht mehr vordringen konnten, sondern umlenken mußten. Gegen Süden zeigte sich eine lange Reihe tafelförmiger Eisberge, ein Anzeichen, daß die Küste nicht fern sey. Am 28 fand ich mich von solchen Eisbergen ganz umringt; gegen Mitternacht sprang der Wind gegen Südost um, und setzte mich in Stand durch Laviren etwas weiter gegen Norden vorwärts zu kommen. Um 9½ Uhr sahen wir abermals Land vor uns, mit aller Aussicht uns demselben zu nähern. Der Anblick der mächtigen Eisberge umher, deren wir einmal über hundert von einer Meile bis 3½ Meilen Länge zählten, war prächtig. Wir nahmen den offensten Weg und schon um 11 Uhr waren etwa 40 Meilen zurückgelegt. Jetzt hatten wir das Land in vollem Anblick vor uns liegen, aber das Wetter begann sich zu trüben und der Wind stärker zu werden. Um Mittag war es so dick, daß wir nichts sehen konnten, und keine Beobachtung zu machen war. Unter diesen Verhältnissen wurde unsere Lage kritisch, sobald ein Sturm sich erhob; um 2 Uhr begann der Barometer zu fallen, das Wetter wurde schlechter, und um 5 Uhr waren die Anzeichen des Sturms deutlich, weßhalb wir die Segel halb einrefften. Unser Untergang war sicher, wenn wir blieben wo wir waren, deßhalb beschloß ich endlich umzukehren, und nahm meine Richtung nach einem auffallenden Eisberg, den ich zuletzt auf der Karte verzeichnet und als Leiter genommen hatte. Wir mußten uns ihm sehr nähern, um ihn sicher wieder zu erkennen; während ich aber damit beschäftigt war ihn mit der Bezeichnung zu vergleichen, wurde ich aufs Verdeck gerufen und benachrichtigt, daß Eisberge in kurzer Entfernung vor uns sich fänden. Dem war also, unser Weg damit besetzt, und wir konnten in dieser Richtung nicht weiterfahren. Umkehren war noch schlimmer, und so mußten wir also wohl oder übel aushalten. Um 8 Uhr Abends wurde der Wind stärker und ein heftiger Schneesturm machte es unmöglich mehr als zwei Schiffslängen weit zu sehen. Die Kälte war streng und jeder Tropfen Wasser, der über das Schiff hin spritzte, ward sogleich in Eis verwandelt. Um 9 Uhr fiel der Barometer noch mehr, der Sturm wuchs,

wir refften die meisten Segel ein, und fuhren so mitten unter Eisbergen hin. Um 10½ Uhr waren wir dicht von denselben umringt, entgingen ihnen mehrmals mit genauer Noth, das Schiff mußte unaufhörlich gewendet werden, um ihnen zu entkommen, und wir waren zu dem Ende genöthigt mehr Segel aufzusetzen. Von Zeit zu Zeit erblickten wir die dunkeln Umrisse der Eisberge, die unmittelbar über uns zu schweben schienen, und hörten das Tosen der gegen sie anschlagenden Brandung. Nachdem wir mehrmals glücklich dem Anstoß entgangen, fand ich das Schiff so mit Eis bedeckt, und die Wache so sehr außer Stand dasselbe zu lenken, daß ich sämmtliche Mannschaft aufs Verdeck rief. Ein Mann stürzte und brach die Ribben, mehrere andere mußten völlig erschöpft durch Kälte und Anstrengung hinuntergeschickt werden, was meine Besorgnisse vermehrte, und mir wenige Hoffnung auf Rettung übrig ließ. Wir fuhren weiter, fortwährend zwischen mächtigen Eisinseln, und jeden Augenblick gewärtig mit einer derselben zusammenzustoßen. Endlich leuchtete ein Hoffnungsschimmer, denn zufällig trafen wir auf eine freie Durchfahrt zwischen zwei Eisinseln, in welche wir bei schönem Wetter uns gewiß nicht gewagt hätten. Groß war die ängstliche Spannung während unserer Durchfahrt, aber von kurzer Dauer, und mein Muth erwachte wieder, als ich hindurch war, und den Sturm wieder lauter und lauter tosen hörte. Wir waren einem schrecklichen Tod entgangen, und der Sturm trieb uns wieder aufs offene Meer. Mehrere ähnliche Gefahren hatten wir in dieser Nacht zu bestehen, und neun Stunden lang brachte ich unausgesetzt auf dem Verdeck zu. Bis Morgens 7 Uhr, wo das Wasser etwas ruhiger zu werden schien, blieb die die ganze Mannschaft auf den Beinen.

Während dieses Unwetters blies der Wind fortwährend aus Südwesten, und erst als es nachließ, sprang er gegen Süden um. Am Mittag hatte sich der Sturm gelegt, gegen 4 Uhr klärte sich der Himmel auf, und wir sahen nur noch einige Eisberge um uns. Wir befanden uns unter 140° O. L. und 63° 30′ S. B. und abermals wandte ich gegen Süden, um denselben Weg, den wir eben zurückgelegt, nochmals anzutreten. Der Wind war jetzt S. W.; um 6 Uhr Abends kamen wir wieder zwischen Eisinseln, das Wetter schien ruhig, aber ich hatte

seine Wandelbarkeit schon zu oft erfahren um auf die Fortdauer desselben zu rechnen. Eine starke Lockung, die Aussicht nahe genug zu kommen, um landen zu können, machte uns unempfindlich gegen alle Gefahren.

Am Morgen des 30 erhob sich die Sonne in aller Pracht, und kaum konnten wir uns überzeugen, daß die Scene dieselbe sey, die wir kaum 24 Stunden früher durchfahren hatten. Alles war jetzt ruhig, ein frischer Wind blies aus Osten, alle Segel waren aufgesetzt und alle Aussicht vorhanden, daß wir unsern Zweck erreichen würden, denn wir sahen das Land vor uns, und die Eisberge schienen ruhig dahin zu schwimmen. In keiner Richtung von uns hätte man auf ein Duzend Meilen eine gerade Linie ziehen können, ohne auf ebensoviele Eisberge zu treffen, und Officiere wie Mannschaft riefen unaufhörlich: „wie war es möglich, daß wir unverletzt durchkamen! Welch ein glückliches Schiff!" Um 8 Uhr erreichten wir die Eisschranke, die abermals unsern Lauf hemmte, aber offenes Wasser sah man gegen Südwesten, und ein gewundener Canal durch das gebrochene Eis schien dahin zu führen. Alle Segel wurden augenblicklich aufgesetzt, wir fuhren rasch hindurch und befanden uns abermals in freiem Wasser, das bis an das Ufer reichte; die Eisschranke dehnte sich in einer Linie mit unserm Laufe etwa zwei Meilen windwärts und ein freier, gegen zwei Meilen breiter Canal gegen Nordwest, so weit das Auge reichte, aus. Als ich dieß sah, bemerkte ich einem der Officiere, dieß wäre ein guter Sicherheitsplatz während des letzten Sturmes gewesen; dabei ließ ich mir nicht träumen, daß diese Stelle binnen wenig Stunden in noch größerer Noth mir als solcher dienen würde. Ein frischer Wind folgte und das Schiff lief 9 bis 10 Meilen in der Stunde vorwärts; wir steuerten gerade nach dem südlichsten Theil der Bay, die theils aus Felsen, theils aus Eisinseln bestand; letztere waren gestrandet, und dehnten sich auf der Westseite der Bay etwa fünf Meilen nördlich vor uns aus.

Während wir so fortfuhren, wuchs der Sturm, und der Raum um uns wurde so eng, daß wir bei keiner Wendung des Schiffs Zeit hatten unsere Segel zu verkürzen. So näherten wir uns bis auf eine halbe Meile den dunklen vulcanischen Felsen, die zu beiden Seiten vor uns auftauchten, und sahen das ganz

mit Schnee bedeckte Land jenseits des Eises allmählich bis auf 3000 Fuß Höhe ansteigen. Wir konnten es östlich und westlich von unserer Stellung ganz deutlich 60 Meilen weit verfolgen. Diese Bay liegt unter 140° 2′ 30″ O. L. und 66° 45′ S. B., so daß kein Zweifel mehr war an der Existenz eines ausgedehnten Landes, dem ich den Namen „antarktischer Continent gab." Einige Officiere wollten Rauch aus einem Vulcane bemerken, ich war aber der Ansicht, es sey dieß ein durch die heftigen Windstöße veranlaßtes Schneetreiben. Der Wind war zu heftig, als daß wir vermittelst desselben hätten wenden können, ich ließ deßhalb das Schiff beim Winde aufstehen und auf dem Hintertheil kurz umdrehen. Zugleich warfen wir das Senkblei aus und fanden harten Boden in einer Tiefe von nicht mehr als 30 Faden. Ich entwarf eine rohe Skizze von dieser Bay, die ich Piers-Bay nannte, nach dem Quartiermeister, der die Wache gehabt hatte. Es war unmöglich ein Boot auszusetzen oder länger zu bleiben, und ich hielt es für dringende Pflicht diesen beschränkten Raum zu verlassen, ehe das schwimmende Eis ihn schließe.

Um 11½ Uhr verließen wir die Bay, um Mittag wuchs der Wind zum Sturm und um 1 Uhr waren wir auf Sturmsegel reducirt. Der Barometer fiel jetzt wieder rasch und zeigte somit das Wetter richtig an, gab aber keine Warnung zum voraus. Uns abermals unter die Eisberge hinaus zu wagen, war ganz außer aller Frage, denn wir hätten eine Masse Feldeis passiren müssen, das uns bedeutenden Schaden gethan, wo nicht ganz zu Grunde gerichtet hätte. Wir blieben in dem freien Raum bis 5 oder 6 Uhr, wo ich sah daß das Flutheis gegen uns kam, und ich beschloß nun das Schiff in den Canal zu führen, den ich am Morgen entdeckt hatte. Der Sturm war ein Schneesturm wie früher von derselben eisigen Art, denn die Flocken schnitten wie Nadeln. Zugleich schlug die See kurze Wellen, was eine unangenehme Bewegung des Schiffes zur Folge hatte, und wahrscheinlich aus einer Strömung entstand. Der nächste Tag brachte keine Verbesserung des Wetters, um 1 Uhr Morgens war eine Gruppe Eisinseln sichtbar, und bald darauf Feldeis auf der Leeseite des Schiffes. Wir hatten wieder die ganze Scene des vorigen Sturms durchzumachen, deßhalb beschloß ich, sobald der Tag graute, gegen N. N. W. zu steuern, wobei wir

bei Eisinseln jeder Größe und schwerem Flutheis vorüberkamen. Um 8½ Uhr hatten wir 30 Meilen zurückgelegt, und fanden endlich offenes Meer. Um Mittag dauerte der Sturm noch fort; der Barometer war während desselben bis 28,59 Zoll gesunken.

Nach dreißigstündiger Dauer ließ endlich um 6 Uhr Abends der Sturm nach, und wir steuerten abermals gegen Süden; gerne hätte ich Piners-Bay aufgesucht, aber diese war jetzt 60 Meilen entfernt, und ihr Besuch hätte eine sehr kostbare Zeit weggenommen, während weiter gegen Westen noch ein ausgedehntes völlig unbekanntes Land lag, dessen Entdeckung ich für meine Pflicht hielt. Die Schiffsärzte machten mir Vorstellungen wegen der Gesundheit der Mannschaft, ich glaubte aber so lange wie möglich ausharren zu müssen; das Wetter war jetzt gemäßigt und ich gab Befehl die Segel aufzuziehen. Der 2 Februar fand uns 60 Meilen westlich von der Piners-Bay gegen Süden steuernd wie gewöhnlich unter Eisinseln mit Land im Gesicht; es schien so hoch wie früher. Wir fuhren zu bis 3 Uhr Nachmittags, wo wir noch 2½ Meilen von den Eisklippen entfernt waren, mit denen das Land auf allen Seiten bekränzt ist. Diese waren 150 bis 200 Fuß hoch, ganz senkrecht und nichts von Felsen zu sehen. In geringer Entfernung westwärts von uns war eine lange Reihe gestrandeter Eisberge, die, ganz dem sonstigen Aussehen zuwider, sehr vom Wetter gelitten zu haben schienen. Wir warfen das Senkblei aus, fanden aber mit 150 Faden keinen Grund, obwohl das Wasser sehr mißfärbig war. Das tiefe Senkblei war leider in schlechtem Zustande, was wir sehr bedauerten, denn eine tiefere Sondirung hätte ohne Zweifel bald einen Grund ergeben. In der Eisschranke war von oben herab auch nicht der mindeste Bruch zu beobachten. Das Land zog sich noch immer westwärts, soweit das Auge reichen konnte, und zeigte stets denselben Charakter. Unsere Länge war 137° 2′ O. L. und 66° 12′ S. B.; die magnetische Abweichung war westlich.

Der Tag war schön, so daß wir das Schiff lüften und von Eis reinigen konnten, das uns sehr lästig fiel. Der Thermometer schwankte zwischen 33° und 36°. Unsere Krankenliste war in den letzten Tagen auf 20 angewachsen, viele Leute hatten Beulen, wodurch sie so ziemlich arbeitsunfähig wurden, und

Geschwüre, die beim geringsten Ritz entstanden, waren sehr vorherrschend; indeß war die Nahrung gut und reichlich, und sie waren sehr heitern Muthes. Diesen Nachmittag sahen wir wieder das Hochland, aber die Eisschranke, an der wir hinfuhren, verhinderte jede Annäherung. An diesem Abend bemerkte man, daß die Tage kürzer wurden, was eine neue Quelle der Besorgniß war, denn wir sahen uns oft von zahlreichen Eisinseln umgeben, welche die Dunkelheit noch gefährlicher machte.

Gegen Abend wurde das Wasser unruhig, und am 3 Februar trat abermals ein Sturm begleitet von Schnee ein; der Barometer fiel tiefer als bisher, auf 28,460 Zoll; der Thermometer stand auf 33°. Das Schiff wurde in Folge des Schnees sehr feucht, und unsere Krankenliste stieg auf 30; man setzte Oefen und unterhielt in einigen Gängen Feuer. Am 5 konnten wir endlich wieder Beobachtungen anstellen, und fanden unsere Länge 133° 42′ O., die Breite 64°61. Am 6 und 7 fuhren wir langsam an der sich ziemlich gleichbleibenden Eisschranke hin, als sie um 6 Uhr Abends sich auf einmal gegen Süden wandte und wir das Meer mit Eisinseln besäet fanden. Wir wandten uns ab gegen das freie Meer, um das Tageslicht abzuwarten, und die Richtung des Landes genauer zu beobachten. Ich setze diesen Punkt, welchen ich nach dem ersten Lieutenant des Vincennes Cap Carr nannte, unter 131° 40′ O. L. und 64° 49′ S. B.

Am 8 fuhren wir gegen Süden, aber Feldeis hemmte bald unser Fortkommen, Land war im Süden nicht mehr zu sehen, und es mußte eine tiefe Bay vorhanden seyn. Wir fuhren westwärts an der Eisschranke fort, und um 7 Uhr Abends hatten wir wiederum starke Landanzeigen. Die Schranke hatte abermals ihre frühere senkrechte Form, und später wurde auch der Continent, wiewohl in größerer Entfernung, wieder deutlich. Die Nacht war dunkel und unangenehm. Um Mittag befanden wir uns unter 127° 7′ O. L. und 65° 3′ S. B.; die Abweichung der Magnetnadel war 14° 30′ westlich.

Am 9 war der schönste Tag, den wir noch an dieser Küste erlebt hatten; der Wind hatte sich von Ost gegen Südwest gewendet, und uns eine klare, kalte, gesunde Atmosphäre gebracht. Niemals sah ich einen klarern Horizont als wir gegen Norden hatten; die Eisschranke war in der That prachtvoll. Um Mitternacht hatten

hatten wir ein glänzendes Südlicht, das sich um den ganzen nördlichen Horizont von Westen gegen Norden bis O. N. O. ausdehnte. Vor seinem Erscheinen sahen wir nur einige wenige Wolken im Südosten, sonst war der Horizont klar und deutlich gezeichnet. Die Lichtflammen erreichten häufig beinahe den Zenith, indem sie gegen einen Punkt in dessen Nähe convergirten. Obwohl man in der Richtung des Südlichtes weder vor noch nachher Wolken sehen konnte, so zeigten sich solche doch beim Beginn desselben als massive, blaßgelb gefärbte Schichten, und hinter ihnen erhoben sich die glänzenden rothen, purpurnen, orangefarbigen und gelben Lichter, die in zahllosen Ausstrahlungen mit allen den Schattirungen, die eine Verbindung dieser Farben geben kann, nach oben schoßen. In seinem glänzendsten Zustande blieb es etwa 20 Minuten. Der Goldblatt-Elektrometer wurde versucht, aber nicht afficirt; das Instrument war auch allerdings nicht sehr empfindlich. Da ich über die ungeheure Masse von Wolkenschichten, welche sich während der Dauer des Südlichtes zeigten, etwas erstaunt war, so beobachtete ich diesen Himmelsstreif nach dem Verschwinden des Südlichtes bis zum Tagesanbruch, konnte aber nur wenige Wolken sehen; ich bin deßhalb geneigt diese Entfernung einer durch das Südlicht selbst erzeugten Täuschung zuzuschreiben. Die scheinbare Höhe dieser Wolken war 8°.

Am 10 waren wir abermals durch das Wetter begünstigt, was allen unsern Kranken Erleichterung gewährte. Wir fuhren längs der Eisschranke hin, die denselben Charakter beibehielt, nur etwas mehr gebrochen war, und erblickten Land, wiewohl undeutlich, gegen Süden. Das Wasser war ebenso gefärbt, wie früher, und da der Wind aus Südsüdwest blies, so rückten wir ziemlich rasch vor, und befanden uns in 122° 35′ O. L. und 65° 27′ S. B. Die Abweichung war auf 44° 30′ westlich gestiegen.

Am 11 war der Barometer noch wie in den zwei vorhergehenden Tagen auf 29,080 Z., er begann aber zu fallen, die Temperatur der Luft war 31°, die des Wassers 32°. Dem Fall des Barometers folgte alsobald Schnee und dickes Wetter. Die Richtung der Eisschranke war S. W. gen West, und wir fuhren durch eine Menge Flutheis hin. Das Meer war ganz glatt, und viele Eisberge in der Eisschranke eingeschlossen, die sehr fest war und aus flachen Eisfeldern bestand. Am 12 um 8 Uhr

Morgens verkündigte man Land gegen Südwesten. Wir fuhren fortwährend an der Eisschranke hin, doch etwas mehr südwärts und kamen durch große Massen von Flutheis, bis um 1 Uhr Mittags die feste Schranke unsere Weiterfahrt hinderte. Land war deutlich zu sehen in einer Entfernung von 18 bis 20 Meilen und in der Richtung von Südsüdost nach Südwest, eine hohe mit Schnee bedeckte Kette, die jedoch sehr viele Zerklüftungen zeigte. Alle Versuche eine Oeffnung im Eis oder eine Bewegung desselben ausfindig zu machen, mißlangen. Das Wasser war schmutzig dunkelgrün, aber wir fanden mit 250 Klaftern keinen Boden. Die Temperatur in dieser Tiefe war $30^1/_2$, die der Luft 31^0. Die Eisschranke schien an mehreren Stellen gebrochen. Wir waren jetzt bis 112^0 16′ 12″ O. L. und 64^0 57′ S. B. gekommen, das Land muß sonach etwa in 65^0 20′ S. B. liegen und ziemlich genau von Osten nach Westen streichen. Die Linie der Eisschranke lief im allgemeinen gleichmäßig fort, doch war sie hie und da von tiefen Bayen unterbrochen. Wir sahen einige Eisberge mit entschiedenen Erdflecken auf dem Gipfel, was mir immer noch Hoffnung gab das Ziel meiner Wünsche zu erreichen. Das Wasser war auffallend glatt an diesem Tag, und das Wetter sehr klar, so daß wir auf große Entfernung sehen konnten. Wir wichen eine Zeitlang dem Flutheis aus, indem wir gerade gegen Westen fuhren, und die Eisschranke aus dem Gesichte verloren, aber wir sahen letztern bald wieder, als wir gegen Südwesten umlenkten. Am 13 wich die Schranke gegen Südwesten zurück und Nachmittags erblickten wir Land in der Entfernung von 10 bis 12 Meilen. Es war sehr deutlich und dehnte sich von Westsüdwest nach Südsüdost aus. Wir waren jetzt unter 106^0 40′ O. L. und 65^0 57′ S. B. Die Abweichung war 54^0 30′ gegen Westen. Wir sondirten, fanden aber mit 300 Faden keinen Grund.

Am 14 mit Tagesanbruch steuerten wir neuerdings aufs Land zu, aber um 11 Uhr war alles weitere Vordringen unmöglich gemacht. Ich schätzte das Land 7 bis 8 Meilen entfernt; die Küste des antarktischen Continents, so weit wir sie jetzt im Auge hatten, war 57 Meilen lang, und die Berge mochten sich auf 3000 Fuß erheben; sie waren ganz mit Schnee bedeckt. Wir befanden uns 106^0 18′ 42″ O. L. und 65^0 59′ 40″ S. B.;

Abweichung 57° 5′ westlich. Wir kamen an mehreren Eisbergen vorüber, die stark mit Erde beschmutzt waren, und da wir dem Lande nicht näher kommen konnten, so beschloß ich auf die größte Eisinsel mich zu begeben, um magnetische Beobachtungen anzustellen. Wir fanden auf derselben Rollsteine, Kies, Sand und Lehm; die größten Stücke waren rother Sandstein und Basalt. Keine Spuren von Schichtung fanden sich vor, sondern große Blöcke waren durch hartes, flintensteinähliches Eis verbunden; der größte Block mochte 6 bis 8 Fuß im Durchmesser haben, er befand sich aber an einer Stelle im Eisberg, daß man nicht daran kommen konnte. Alles auf dem Schiff zeigte sich äußerst bemüht ein Stück von dem antarktischen Continent zu erhalten. In der Mitte dieses Eisberges war ein Teich von köstlichem Wasser, das mit etwa 10 Zoll dickem Schaumeis bedeckt war; wir erhielten hier etwa 500 Gallonen. Der Teich war 3 Fuß tief, etwa einen Acre groß, und hätte ein halbes Duzend Schiffe mit Wasser versorgen können; die Temperatur desselben war 31°. Diese Eisinsel war ohne Zweifel von dem etwa acht Meilen entfernten Lande losgerissen worden.

Um den Eisberg her fanden wir viele Arten von Zoophyten, z. B. Salpen, ein schönes Exemplar von Clio Helicina, eine große Pelagie und viele kleine Crustaceen. Trotz unserer getäuschten Erwartung, da wir den Continent zu betreten gehofft hätten, brachten wir den Tag sehr vergnügt zu. Da wir 105° O. L. früher als wir erwartet, erreicht hatten, und unsere Entdeckungen weiter westlich zu verfolgen wünschten, so ließ ich ein Signal auf diesem Eisberg zurück nebst einer Flasche mit Instructionen für die andern Schiffe, daß sie, so weit es die Zeit vor dem 1 März gestatte, möglichst weit westwärts fahren sollten.

Am 15 kamen wir an einer Menge durch Erde und Steine beschmutzter Eisberge vorüber, von denen keiner neuer Formation schien; das Meer war in den letzten Tagen ausnehmend glatt gewesen ohne merklichen Wellenschlag, und in mir stieg der Gedanke auf, wir möchten eine starke Eismasse gegen Norden haben, denn Cook hatte im Jahre 1773 die Eisschranke 200 Meilen weiter gegen Norden gefunden. Ich beschloß demnach weiter westwärts zu fahren, in der Hoffnung Enderby's

Land zu ereichen, und wo möglich die Continuität mit dem antarktischen Continent herzustellen, oder wenn dieß nicht gelänge, wenigstens zu ermitteln, ob in dieser Richtung seit Cooks Zeit eine Aenderung im Eise vorgegangen sey, was in der Nähe seines ne plus ultra bereits geschehen war. Wir hatten diesen Tag eine Menge Wallfische um uns, so wie Penguins, weiße und graue Captauben, kleine und große Sturmvögel; auch einige Robben ließen sich sehen. Die Gesundheit meiner Mannschaft war nun so weit hergestellt, daß nur noch wenige auf der Krankenliste standen. Dieß war wohl die Wirkung der steten Aufmerksamkeit auf die warme Kleidung der Matrosen.

Am 16 wandte sich die Eisschranke gegen Norden, und wir mußten gegen Nordosten steuern, wobei wir durch eine große Menge mit Erde beschmutzter Eisberge kamen. Um 7 Uhr Abends wurde Dr. Fox nach einer Eisinsel geschickt, die streckenweise ganz mit Thon bedeckt war. Er berichtete, daß er darauf einen großen Teich mit schlammigem Wasser gefunden habe, das trotz der unter dem Gefrierpunkte stehenden Temperatur nicht gefroren war. Um die Eisberge her waren Wallfische in Menge, die nach allen Richtungen hin Wasser ausspieen. Ebenso sah man eine Menge kleiner Crustaceen, besonders Krabben, welche wahrscheinlich wohl die Wallfische anlocken, aber auch den Penguins zur Speise dienen. Seit mehreren Tagen bemerkten wir eine große Verschiedenheit im Wind bei Tag und bei Nacht: er blies frisch von 7 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, wo er sehr schwach wurde oder ganz erstarb. An diesem Tag befanden wir uns unter 99° O. L. und 64° 21′ S. B.

Am 17 um 10 Uhr Morgens sahen wir die Schranke gerade vor uns von Norden nach Süden, so weit das Auge reichte, sich ausdehnen. Anzeichen von Land sah man gegen Südwesten und es schien sich gegen Norden zu ziehen. So war uns alle Weiterfahrt gegen Westen abgeschnitten und wir mußten umkehren. Wir befanden uns jetzt unter 97° 37′ O. L. und 64° 1′ S. B.; die westliche Abweichung war 56° 21′, also schon wieder im Abnehmen. An diesem Tage hatten wir mehrere Schneestöße, aber der Schnee fiel nicht in Flocken, sondern in runden Körnern von der Größe eines Senftkorns bis zu der einer kleinen Kugel, auffallend trocken, rein weiß und gar nicht wie Hagel.

Die Bay, in welche wir hinein gekommen, war 50 bis 60 Meilen tief, und da wir an der Südseite hineingefahren waren, mußten wir am nördlichen Ufer wieder heraus, was wir nicht ohne Besorgniß unternahmen, denn das Wetter drohte schlecht zu werden, und die Bay war mit Eisbergen übersäet, so wie sich auch eine Menge Wallfische zeigte, die voll Neugierde ganz nahe herankamen, ein sicherer Beweis, daß sie nie von Wallfischjägern gejagt worden waren. Sie gehörten zu den Finnfischen und waren von außerordentlicher Größe.

Zwischen 10 und 11 Uhr in der Nacht hatten wir über uns vollkommen klaren Himmel, und genossen den Anblick eines glänzenden Südlichts, welches alles der Art, was ich bisher gesehen, übertraf: seine Beweglichkeit war unglaublich, seine glänzendsten Ausstrahlungen schossen vom Zenith nach dem Horizont in allen Richtungen; sie bildeten sich in Eine Masse gleich einem geschlossenen Fächer, brachen dann wieder auseinander, um mit der Schnelligkeit des Lichts über den Himmel hinzuschießen, und zeigten alle prismatischen Farben zugleich oder in rascher Reihenfolge. So beachtenswerth waren die Erscheinungen, daß selbst die Matrosen fortwährend in Ausrufe der Bewunderung über ihren Glanz ausbrachen. Der Elektrometer wurde versucht, zeigte aber keine Wirkung. Der Canopus war um diese Zeit im Zenith, und durch das Südlicht hindurch zwar sichtbar, allein im Glanze sehr vermindert. In dieser Nacht trat auch eine partielle Mondsfinsterniß ein.

Große Eisberge wurden jetzt sehr zahlreich, und verstärkten die Vermuthung, daß das Land in der Nähe eine entschiedene Wendung gegen Norden genommen habe. Ich folgte der nördlichen Schranke ganz in der Nähe, und kam durch die dichteste Masse dieser Berge hindurch, da ich aus Erfahrung wußte, daß wir nur in dem Raum zwischen ihnen und der Eisschranke Gelegenheit haben würden das Land zu sehen. Sie schienen sich hier von andern Orten her gesammelt zu haben, und wir zählten oft zu gleicher Zeit über 100, von denen einige mehrere Meilen lang waren. Wir genossen dieses schönen Anblicks mit um so mehr Vergnügen, als wir jetzt aus Erfahrung wußten, daß wir ohne Unfall zwischen denselben hindurchsteuern könnten.

Am 18 fuhren wir wieder östlich und fanden kein Ende der, wie es schien, unendlichen Eisschranke. Wir hatten eine glatte See und besser Wetter als ich erwartete. Um Mittag waren wir um etwa 40 Meilen zurückgefahren. An diesem Tage fiel Schnee in der Form von regelmäßigen sechseckigen Sternen; die Nadeln dieser Sterne waren ganz deutlich und bestanden aus regelmäßigen Krystallen. Die Temperatur war 28°, der Barometer stand 28,76 Z., etwa drei Zehntel tiefer als in den letzten zwölf Tagen.

Während des 19 wandte sich die Schranke gegen Nordosten, und wir kamen häufig in so tiefe Bayen, daß wir genöthigt wurden fast denselben Weg wieder zurückzumachen. Ich glaubte anfangs, dieß sey durch eine Fluth oder Strömung verursacht, aber bei wiederholten Versuchen zeigte sich weder das Eine noch das Andere. Ebenso entdeckte ich keine Bewegung im Eis, außer diejenige die der Wind verursachte. Officiere und Mannschaft schienen zu besorgen, wir möchten durch eine Eisschranke vom offenen Meere abgeschnitten seyn, denn wir segelten wie auf einem Fluß dahin, und das Wasser hatte seine blaue Farbe nicht wieder angenommen. Mit großem Vergnügen bemerkten wir daher am 20 ein leichtes Schwellen, die Schranke begann gegen Norden und dann gegen Westen umzulenken. Am Morgen waren wir wieder von einer beträchtlichen Menge Eisinseln umgeben. Wir sondirten mit dem tiefen Loth in 850 Faden; der Thermometer ergab 31° an der Oberfläche und 35° in der genannten Tiefe. Strömung fand sich keine, das Wasser hatte eine bläuliche Färbung angenommen. Wir versuchten heute auf einem Eisberg zu landen, aber das Meer war zu ungestüm. Der Wind hatte gegen Westen umgeschlagen, was mich sehr verdroß, denn ich hoffte an die Stelle zu gelangen, wo Cook im Jahre 1773 das Eis sah, denn wir befanden uns jetzt ziemlich in derselben Breite. Die Stelle war nicht ganz 100 Meilen westlich von uns, und es ist kaum zu zweifeln, daß die Lage des Eises sich in den letzten siebenundsechzig Jahren nicht wesentlich geändert hat.

Die Beobachtungen des Geschwaders während der dießjährigen antarktischen Kreuzfahrt, so wie die des vorhergehenden Jahres bestätigen die Ansicht, daß sehr wenig Veränderung

stattgefunden hat. Man kann daraus schließen, daß die Linie des ewigen Eises in einigen Theilen der südlichen Hemisphäre in geringerer Breite als in andern sich findet. Westlich vom Cap Horn tritt die Eisschranke um mehrere Grade südlich gegen den Südpolarkreis zurück, während sie im Osten vom Cap Horn weiter nordwärts reicht, wahrscheinlich in Folge der Lage des Landes. Wegen der großen Menge Eis, das man in allen Theilen des Oceans und in hohen südlichen Breiten schwimmend antrifft, bin ich geneigt zu glauben, daß die Bildung der Eisinseln viel rascher vor sich geht als man gewöhnlich glaubt. Die Art ihrer Bildung nahm meine Aufmerksamkeit vielfach in Anspruch, und ich glaube, sie läßt sich ohne Schwierigkeit genügend erklären. Fürs erste glaube ich, daß das Eis einen Kern erfordert, auf dem Nebel, Schnee und Regen gefrieren und sich anhäufen können; diesen Kern liefert das Land. Zufälle trennen diese Eismasse vom Land, sie treibt fort, wird in viele Stücke zerbrochen, und Theile davon mögen sich wieder mit anderm Eis, das im Bildungsproceß ist, vereinigen. Durch die Anhäufung von Schnee nimmt eine solche Masse schnell eine flache, tafelförmige Gestalt an, und wächst fortwährend; wie diese Schichten sich anhäufen, beginnt das Feldeis zu sinken, und jeder der hier so häufigen Stürme macht das Ganze schwerer. Der mit dem Land zusammenhängende Theil bleibt auf dem Boden sitzen, der fernerliegende, welcher in tiefem Wasser ist, kann sinken. Das aufgehäufte Gewicht an dem äußern Rande erzeugt Spalten und Brüche an der Stelle wo die Masse auf dem Boden aufsitzt; der Frost vermehrt diese, aber noch hängt das Ganze durch die Anziehungskraft zusammen. Die Oberfläche des gesenkten Theils wird wieder horizontal und erhält durch Schnee, Regen und selbst durch Nebel neue Schichten. Welchen Einfluß die Nebel auf das Wachsthum der Eisberge haben, kann man aus dem Umstande entnehmen, daß im Laufe von wenigen Stunden das Eis sich einen Viertelzoll dick auf unsern Tauen und Masten ansetzte, ohne daß Regen oder Schnee fiel. Man kann deßhalb mit Zuversicht annehmen, daß diese Eisberge unaufhörlich wachsen, denn unserer Erfahrung zufolge gibt es in diesen hohen Breiten, wo das Eis sehr selten schmilzt, nur wenige Tage wo nicht irgend ein Niederschlag erfolgt. Die Temperatur, selbst der

Sommermonate ist selten über dem Gefrierpunkt, und Massen von 1000 Fuß Dicke brauchen vielleicht nur wenige Jahre um sich zu bilden.

Wir erblickten Eisberge in allen Stufen der Bildung von 5 bis zu 200 Fuß über der Meeresfläche, und alle zeigten ihre Schichten in horizontaler Lage von 6″ bis 4′ Dicke Wenn die Eisberge vollkommen ausgebildet sind, haben sie ein tafelförmiges Ansehen, und sind vollkommen mauerartig von 180 bis 210 Fuß Höhe. Diese sieht man häufig in ihrer ursprünglichen Lage mit dem Lande zusammenhängend. An einigen Stellen segelten wir 50 Meilen weit längs einer senkrechten 150 bis 200 Fuß hohen Mauer hin, hinter der sich das Land befand. Die Eisberge, die längs der Küste schwimmen, waren $^1/_4$ bis 5 Meilen lang; ihre Trennung vom Land kann durch starken Frost, der sie auseinanderreißt, bewirkt werden, worauf die heftigen und zahlreichen Stürme hinreichend sind, um die Attraction, durch die sie noch mit der ursprünglichen Masse zusammenhalten, zu überwinden. In ihrem nächsten Stadium zeigen sie nun den Fortschritt des Verfalls, indem man sie 50 bis 60 Meilen vom Land und meistens mit stark geneigten Oberflächen findet. Diese Senkung nach einer Seite hin wird durch den veränderten Schwerpunkt, eine Folge der anfressenden Wirkung der Wellen, verursacht.

Unsern Beobachtungen über die Temperatur des Meeres zufolge können diese Eisinseln durch den Fortgang des Schmelzens, ehe sie nicht 60° erreichen, nur wenig verändert werden. Oberhalb dieser Breite zeigt die Temperatur nur schwache Veränderung, und da wir sie im höchsten Sommer beobachteten, so war sie ohne Zweifel in ihrem Maximum. Sobald sie in ihrem Treiben gegen Norden niedrigere Breiten erreichen, findet man sie in allen Stadien des Verfalls: einige bilden Obelisken, andere Thürme und gothische Bogen und alle sind mehr oder minder durchlöchert; einige zeigen hohe Säulen, die durch natürliche Brücken verbunden sind, deren Leichtigkeit und Schönheit in jedem andern Stoffe unbegreiflich wären. In diesem Zustande tragen sie selten Zeichen der Schichtung an sich, und einige scheinen aus weichem, porösem Eis gebildet, andere sind ganz blau, wieder andere zeigen eine grüne Färbung und sind aus hartem glas-

artigem Eise. Man sieht große Eisinseln, die ihre tafelförmigen Gipfel bis in eine niedrige Breite fast unversehrt erhalten und dann schnell sich auflösen, während andere alle Aehnlichkeit mit ihrer ursprünglichen Formation verloren, und augenscheinlich sich umgedreht haben. Das wirkliche Auseinanderreißen sah keines unserer Schiffe, obwohl man auf dem Flying-Fish, wo sie während starker Nebel in der Nähe großer Eisinseln sich befanden, aus dem lauten Krachen und dem plötzlichen Anschlagen des Meeres ans Schiff den Schluß zog, daß dergleichen vorgehe. Da die Berge durch das stete Anschlagen des Meeres unten abgerieben werden, so bilden sich zwei oder drei Fuß über dem Wasser Ueberhänge, die oft zehn bis zwölf Fuß breit sind. Die Temperatur des Wassers zwischen den Eisbergen ist unter oder nahe am Gefrierpunkt. Ich habe oben von den Rollsteinen gesprochen, die im Eise eingelagert sind, und alle die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, schienen einen Theil des Kerns zu bilden, und waren von außerordentlich festem Eis umgeben, so daß sie mit demjenigen Theile des Eises verbunden zu seyn schienen, der zuletzt sich auflöst; solche Rollsteine werden deßhalb wahrscheinlich, ehe sie in den Meeresgrund hinabsinken, in die größtmögliche Ferne von dem Orte ihres Ursprungs geführt.

Wenn die Eisinseln von ihrem Entstehungsorte durch irgend einen heftigen Sturm losgerissen werden, so treiben sie die hier vorherrschenden Südostwinde gegen Westen, und man findet sie im ersten Jahre nach ihrer Ablösung etwa 70 Meilen nördlich von der Eisschranke. Dieß geht aus den Beobachtungen des Vincennes und Porpoise hervor, denn die größte Anzahl wurde etwa in dieser Entfernung von der Schranke gefunden. Daß sie erst seit kurzem losgerissen waren, bewies ihr geschichtetes Aussehen, denn die in größerer Entfernung hatten ihre ursprüngliche Form verloren, und zeigten weit mehr Spuren von Zerfall. Nahe am Ende der Eisschranke, in 97° O. L. und 62° 30′ S. B., wo sie gegen Norden umzubiegen anfängt, trafen wir eine ungeheure Menge dieser Inseln. Von diesem Punkte müssen sie im nächsten Jahre nordwärts gehen, bis sie 60° N. B. erreichen, wo die vorherrschenden östlichen und nordöstlichen Strömungen sie rasch gegen Norden führen.

Unsere Angaben über ihren Gang, obwohl nicht ganz zuverläſſig, ſind doch wahrſcheinlich die beſten, die zu haben ſind, und man kann daraus ſo ziemlich die Schnelligkeit ihres Fortgangs nach geringern Breiten entnehmen; unſere Beobachtungen liefern auch einige Mittel, um die Zeit, in der ſie fortgetrieben werden, zu ſchätzen. Auf unſerer Fahrt gegen Süden ſtießen wir erſt unter 61° auf Eisinſeln. Der Peacock kehrte zuerſt um, und zwar ſo ziemlich auf demſelben Wege den wir hergekommen waren; er ſah die letzten unter 55° S. B. Der Vincennes ſah ſie bei ſeiner Rückkehr, 50 Tage ſpäter, unter 51°; der Porpoiſe etwa um dieſelbe Zeit unter 53°. Die Beobachtung des Vincennes ergibt eine Strecke von 10 Breitegraden, die in 50 Tagen zu durchlaufen war, oder etwa eine halbe Meile in der Stunde; nach des Peacocks Beobachtungen kamen etwa drei Viertelmeilen auf die Stunde. Viele Eisberge trifft man bei der Fahrt nach Sydney unter 42° B. im Monate November; dieſe haben, wie ich erfuhr, ſchon ſtark gelitten, zeigen hohe Spitzen, und ſehen aus, als hätten ſie nie eine tafelförmige Geſtalt gehabt. Dieſe wurden wahrſcheinlich im einem vorhergehenden Sommer von der Eisſchranke losgeriſſen, und dann im nächſten durch die öſtlichen Strömungen und die weſtlichen Winde fortgetrieben; ſo weit die Südweſtwinde herrſchen, gehen ſie nordöſtlich; und wenn dieſe gegen Weſten umwenden, erhalten die Eisberge eine öſtliche Richtung. Wo dieſe Winde vorherrſchen, werden ſie am häufigſten zwiſchen 40° und 50° S. B. getroffen.

Hinſichtlich der zur Bildung dieſer Eisinſeln nöthigen Zeit läßt ſich nicht viel Aufklärung erwarten, aber die wenigen beobachteten Thatſachen führen doch zu einigen Schlüſſen. Viele wurden gemeſſen und man fand ihre Höhe zu 50 bis 250 Fuß; achtzig deutliche Schichten wurden an den höchſten, an den kleinſten dreißig gezählt, die durchſchnittlich etwas mehr als zwei Fuß Dicke hatten. Nimmt man an, daß in dieſen hohen Breiten durchſchnittlich des Tages ein Zoll oder dreißig Fuß im Jahre Schnee fällt, ſo würden die größten Eisberge mehr als dreißig Jahre zu Bildung brauchen. Wir ſahen ſie in allen Stadien der Bildung und alle trugen unzweideutige Zeichen desſelben Urſprungs. Die Entfernung vom Land überzeugte mich vollkommen, daß ihr ſüßes Waſſer nur vom Schnee u. ſ. w. kommen kann.

Die Bewegung des Eises längs der Küste geht gänzlich gegen Westen, denn alle großen Reihen von Eisinseln und Bergen fanden sich in dieser Richtung, während der östliche Theil vergleichsweise frei war. Einen Unterschied fanden die verschiedenen Schiffe in der Richtung des Flutheises, die aber mehr vom Winde, als von der Fluth herzukommen schien. Als der Vincennes und Porpoise bei der Oeffnung vorüberkamen, durch welche der Peacock eingedrungen war, fanden sie solche geschlossen, obgleich erst 24 Stunden verflossen waren. Wir haben oben bemerkt, daß das Eis während der Zeit, wo der Peacock eingeschlossen war, eine starke Bewegung hatte, und die Bay, als er endlich entkam, fast geschlossen war. Die angestellten Versuche in Betreff der Strömungen ergaben meistens, daß keine solchen existirten. Der Porpoise traf allerdings auf solche, aber meist nach einem Sturm. Wenn Strömungen vorhanden sind, geht ihr Zug westwärts, was aus dem Treiben des Eises deutlich hervorzugehen scheint. Die Verschiedenheit zwischen der astronomischen Stellung und der, welche die Gissung ergab, beweist hier nichts, *) denn der Lauf der Schiffe war so im Zickzack, daß die letztere kein sicheres Ergebniß liefern konnte. Die hier herrschenden Südwest- und Südostwinde bringen gewöhnlich helles, nur von kurzem Schneegestöber unterbrochenes Wetter; der Nordwind ist schwach und bringt dicke, von einem Steigen der Temperatur begleitete Nebel. Heftige Witterungswechsel folgen sich hier rasch, und das Klima ist in der That höchst wandelbar.

Die hohe Wahrscheinlichkeit, daß innerhalb der Eisschranke ein ausgedehnter Continent liegt, muß sich schon aus dem Bericht unserer Fahrt ergeben haben, tritt aber noch stärker hervor durch eine Vergleichung mit dem Aussehen anderer Länder in derselben südlichen Breite. Palmers Land z. B., das gleichmäßig von Eis umschlossen wird, ist dieß nur in gewissen Zeiten des Jahres, während es sich zu andern Zeiten ganz frei zeigt, weil hier starke Strömungen vorherrschen, welche das Eis nach Nordosten treiben. Längs des antarktischen Continents, auf der ganzen

*) Der Umstand, daß sich auf dieser ausgedehnten Linie keine nördliche Strömung findet, ist meiner Ansicht nach ein starker Beweis, daß das Land ein Continent und keine Inselkette ist.

untersuchten Strecke welche über 1500 Meilen beträgt, findet sich keine offene Stelle. Die Küste war, wo das Eis eine Annäherung gestattete, von einer senkrechten, manchmal 50 Meilen ungebrochenen Schranke umschlossen. Bestände hier nur eine Inselkette, so würden die Umrisse des Eises unzweifelhaft eine andere Gestalt haben, und es ließe sich kaum begreifen, wie eine so lange Kette so ziemlich in demselben Breitengrad sich ausdehnen sollte. Das Land ist nicht so schroff abgebrochen wie die Inseln in hohen südlichen Breiten, und ich bin überzeugt, daß eine ununterbrochene Küstenlinie von Ringgolds Knoll im Osten bis Enderby's Land im Westen sich ausdehnt und daß die Küste unter 98° O. L. sich gegen Norden wendet; dieß erklärt, weßhalb die Eisschranke mit geringer Veränderung sich noch da befindet, wo Cook sie im Jahre 1773 sah. Die ungeheure Zahl von Eisinseln weist deutlich darauf hin, daß ein ausgedehnter Kern vorhanden ist, der sie in ihrer Lage zurückhält, denn ich sehe durchaus keinen Grund warum das Eis sich nicht von den Inseln, wenn dergleichen da wären, losmachen sollte, wie dieß in gleichen Breiten immer der Fall ist. Die Bildung der Küste weicht ab von der, wie man sie gewöhnlich in der Nähe der Inseln findet, da man in vergleichsweise geringer Tiefe Boden fand, und die Farbe des Wassers zeigt auch an, daß es nicht, wie andere südliche Länder, steil und schroff abfällt. Dadurch wird es in Stand gesetzt die mächtigen Eismassen zurückzuhalten, indem ihre untere Fläche und nicht bloß die Seite damit in Verbindung steht.

Geologen haben mannichfache Nachfragen angestellt, und sehr zu ermitteln gewünscht, bis wohin diese Eisinseln, die Rollsteine und Erdmassen führen, wandern, und welche Richtung sie nehmen. Aus meinen eigenen Beobachtungen und den gesammelten Nachrichten ergibt sich in den Bewegungen dieser ungeheuern Masse eine große Verschiedenheit; in manchen Jahren schwammen große Massen derselben aus dem Südpolarkreis gegen Norden und hinderten selbst manchmal die Schifffahrt an den Vorgebirgen. Das Jahr 1832 war in dieser Beziehung merkwürdig: viele Schiffe, die man aus der Südsee ums Cap Horn herumschicken wollte, mußten in Folge der drohenden Eismassen nach Chili zurück; dagegen sah man in den vorhergehenden und in

den folgenden Jahren wenig oder keine; dieß führt zu der Ansicht, daß in den höhern südlichen Breiten große Veränderungen vor sich gehen müssen, oder daß irgend eine Ursache vorhanden ist, welche die Eisinseln in solchen Massen von der Eisschranke losmacht, daß fast der ganze Ocean südlich von 50° davon bedeckt wird. Wenn man den Anfang des Frühjahres der südlichen Hemisphäre als den Zeitpunkt der Ablösung annimmt, so läßt sich die Schnelligkeit, mit der sich diese Massen bewegen, einigermaßen schätzen; manche Schiffscapitäne haben dieselben 60 bis 70 Tage nach diesem Zeitpunkt, 6 bis 700 Meilen von der Eisschranke gefunden, was unsern oben schon angeführten Ergebnissen ziemlich nahe kommt. Der Sommer von 1839 und 1840 galt für ziemlich offen, da Schiffe, die aus Europa in Sydney ankamen, große Eismassen in niedern südlichen Breiten nahe unter 42° S. B. getroffen hatten.

Die Ursachen, wodurch sie losgelöst und nach Norden geführt werden, sind schwer anzugeben; ich habe die wahrscheinlichsten, welche die Ablösung von der ursprünglichen Masse herbeiführen mögen, angegeben. Unsere wiederholten Versuche, ob Strömungen vorhanden seyen, ergaben keine, doch kann ich kaum bezweifeln, daß es solche gibt. Indeß einer Störung an der Oberfläche kann ich nicht die bewegende Kraft zuschreiben, welche diese ungeheuern Massen in der obenerwähnten Schnelligkeit vorwärts treibt; vergleichsweise gesprochen ist ihre ungeheure Masse durch eine Strömung an der Oberfläche nicht in Bewegung zu setzen, und ein schnelles Vorwärtstreiben derselben durch Winde ist noch unwahrscheinlicher, man muß also wohl auf Unterströmungen als die große Triebkraft zurückkommen. Bei einer Untersuchung mit dem Tiefsee-Thermometer fanden wir die Temperatur der Tiefe um 4° wärmer, als die an der Oberfläche; vorwärts dem Cap Horn fand man die untere Temperatur so kalt, wie zwischen dem Eis; wiederholte Proben haben gezeigt, daß dasselbe in dem Nordpolarmeer vorkommt. Daraus möchte ich den Schluß ziehen, daß Veränderungen vorgehen, und die Annahme, daß zu Zeiten Strömungen von und nach den Polen existiren, scheint mir höchst wahrscheinlich; allerdings findet man im allgemeinen, so weit unsere Kenntniß der Thatsachen reicht, daß die letztern vorherrschen, aber wir haben noch nicht hinreichende Daten, um zu

entscheiden, ob nicht auch ein Zurückfließen nach dem Pole stattfindet, und der bloße Umstand, daß Strömungen aus den höhern Breiten nach den niedrigen gehen, scheint ein guter Grund dafür, daß auch Gegenströmungen stattfinden, um das Gleichgewicht herzustellen. Diese Massen werden also wahrscheinlich in den Jahreszeiten fortgeführt, wo die Polarströmungen am stärksten sind, und die Stärke der Strömung bedingt die Geschwindigkeit mit der sich die Eismassen bewegen. Daß dieß nicht alle Jahre vorkommt, kann man aus dem Nichtvorhanseyn von Eisinseln in niedrigen Breiten entnehmen, denn an Eisinseln ist, wie alle diejenigen wissen, welche die Gefahren der antarktischen Fahrt getheilt haben, niemals Mangel; denn obwohl der Ocean in diesem Jahr damit übersäet war, so hat man doch aus der Erzählung ersehen, daß noch genug übrig blieben.

Die specifische Schwere des Eises wechselt, wie man sich leicht vorstellen kann, ungemein; denn während das eine porös und von schneeartigem Gewebe ist, sind andere Eisinseln größtentheils aus compactem, blauem, glasartigem Eis zusammengesetzt; der Unterschied kommt daher, daß das letztere mit Wasser gesättigt wird, welches nachher gefriert. Auf dem Eis liegt gewöhnlich eine etwa zwei Fuß dicke Schneedecke, die an manchen Stellen eine Eiskruste hat, nicht stark genug, um einen Mann zu tragen. Wenn man unmittelbar nach einem Sturme dieselben Eisinseln wieder sieht, so zeigen sie ein verändertes Aussehen, obgleich selbst ein achtundvierzigstündiger Sturm sie nicht so verändert, daß man sie nicht wieder erkennt; auch verändern sie ihre Stellung gegen einander. Während unsers Aufenthalts an der Eisküste sah ich kein sogenanntes Packeis, d. h. Stücke, die durch die Gewalt des Wassers oder der Strömungen über einander geschichtet sind.

Am 21 wurde das Wetter ungestüm, es erhoben sich leichte Westwinde, und wir rückten deßhalb nur schwach gegen Westen vor. Um 6 Uhr Nachmittags wandte sich die Eisschranke gegen Westen. Bei den drohenden Anzeichen von schlechtem Wetter hielt ich es für ein nutzloses Wagstück, in der Nähe so vieler Eisinseln zu bleiben, und da bereits ein starker Wind mit einzelnen Stößen sich erhoben hatte, so ergriff ich die Gelegenheit,

überzeugt, daß ein längerer Aufenthalt in dieser Eisregion nicht nur das Schiff gefährden, sondern auch einen nutzlosen Zeitverlust verursachen würde, und da ich nahe an 3000 Meilen zurückzulegen hatte, um unsern nächsten Hafen, die Inselbay in Neuseeland, zu erreichen, beschloß ich nordwärts zu steuern. Ich rief die Officiere und Mannschaft zusammen, dankte ihnen allen für ihre Anstrengungen und gute Aufführung während der gefährlichen Zustände, die wir durchgemacht hatten, wünschte ihnen Glück zu dem erreichten Erfolg, und kündigte ihnen an, daß ich entschlossen sey nach Norden umzulenken. Ich habe selten so frohe Gesichter gesehen, als diese Ankündigung hervorbrachte; trotz dieser sichtlichen Freude über das Ende der gefahrvollen Kreuzfahrt hatte nie ein Wort der Ungeduld und des Mißvergnügens verlautet, ebensowenig war je Veranlassung zu Strafen gewesen, und ich hatte das Glück diese schwierige und gefahrvolle Schifffahrt ohne einen einzigen Unfall zu vollenden, und die Mannschaft in so gutem, wo nicht in besserm Zustand, als zur Zeit wo wir die Eisschranke erreichten, zurückzuführen. Ich selbst fühlte mich durch die ausgestandenen Strapazen und Sorgen erschöpft, doch konnte ich allen meinen Pflichten nachkommen und ich fühlte mich für meine gestörte Gesundheit durch die wichtigen Entdeckungen und den Erfolg unserer Anstrengungen hinlänglich belohnt.

Ich lasse jetzt den Vincennes seine Reise nach Norden fortsetzen und kehre zu den übrigen Schiffen des Geschwaders zurück.

Am 22 Januar hatte der Porpoise den Peacock aus dem Gesicht verloren, und setzte seine Fahrt gegen Südosten fort. Am 27 befand sich Lieutenant-Commandant Ringgold unter 65^0 41′ S. B. und 142^0 31′ O. L., er beschloß soweit westwärts zu fahren, als seine Befehle lauteten, nämlich bis 105^0 O. L.; am 28 und 29 erfuhren sie einen Sturm, der eine Fortsetzung der Fahrt gegen Südwesten unrathsam machte, weßhalb sie umwandten. Am 30 aber, als das Wetter etwas besser wurde, wandten sie sich wieder gegen Süden. Um 4 Uhr Nachmittags entdeckten sie ein Schiff und bald darauf ein zweites, beide gegen Norden; der Porpoise wandte sich, um mit ihnen zu sprechen, da man sie für den Vincennes und Peacock hielt, kurz darauf erkannte man aber, daß es Fremde seyen, da sie

viel kleiner waren, und um 4½ Uhr hißte der Porpoise seine Flagge auf. Da man wußte, daß ein englisches Geschwader unter Capitän Roß in diesen Meeren erwartet wurde, so hielt Lieutenant-Commandant Ringgold sie für diese englischen Schiffe, und war, wie er sagte, im Begriff „den Entdecker des magnetischen Nordpols zu begrüßen." Kurz vor 5 Uhr zeigten indeß die Schiffe französische Flagge, und man schloß daraus, daß es das Entdeckungsgeschwader unter Capitän d'Urville sey. Lieutenant-Commandant Ringgold näherte sich deßhalb, um mit demselben sich zu besprechen, sah aber zu seinem Erstaunen, daß die Franzosen sich umwandten und dem Verkehr auswichen. Lieutenant-Commandant Ringgold zog deßhalb gleichfalls seine Flagge ein, und setzte seinen vorigen Weg fort. Ich kann nicht umhin, mein Erstaunen über diesen kalten Empfang des französischen Befehlshabers auszudrücken, da doch sonst die Officiere dieser Nation sich durch Höflichkeit und Artigkeit auszeichnen. Es ist unbegriflich, daß die Schiffe zweier befreundeten Mächte, die in einem und demselben wichtigen und gefahrvollen Dienst begriffen sind, in einer so fernen Gegend und unter solchen Gefahren sich treffen, ohne auch nur die gewöhnlichen Höflichkeiten auszutauschen, und die freundlichen Gesinnungen zu zeigen, welche die Lage natürlich erwecken mußte; wie konnte der französische Befehlshaber wissen, ob die Brick nicht in Noth sey und Hülfe bedürfe? Es ist schwer zu erklären, was ihn zu einem solchen Betragen veranlassen konnte. Um 6 Uhr Abends wurde das Wetter trüb, es begann zu schneien, und man verlor die französischen Schiffe bald aus dem Gesichte.

Lieutenant-Commandant Ringgold setzte nun seine Fahrt bis 100° O. L. fort; seine Beobachtungen sind im wesentlichen dieselben, wie sie am Bord des Vincennes gemacht wurden, nur ist es auffallend, daß er mehr Südlichter, aber sämmtlich am nördlichen Horizont zu Gesicht bekam. Hinsichtlich des Landes fand er dieselben Spuren wie der Vincennes, aber nicht bloß einzelne von Sand und Schlamm beschmutzte Eisberge und in denselben eingefügte Felsbrocken, sondern einmal ward auf dem stehenden Eise eine große schwarze Masse signalisirt, und als man ein Boot zur Untersuchung abschickte, fand sich, daß es ein 50 Yards vom Strande des Eises liegender Klumpen von

rother und schwarzer Erde, untermischt mit Granit und Sandstein, war. Ueberhaupt stießen sie auf so häufige Anzeichen von Land, daß sie sich solche oft nicht erklären konnten.

Am 14 Februar erreichte der Porpoise 100° D. L. 5° weiter westlich, als seine Instruction besagte, er wandte deßhalb jetzt um, fuhr denselben Weg mit nur geringer Ausbeugung gegen Norden ostwärts zurück, und erreichte am 24 unter 126° D. L. und 64° 29 S. B. wiederum die Eisschranke. Er glaubte nun seinen Instructionen genug gethan zu haben, wandte sich gegen Norden und erreichte am 5 März die Auckland-Inseln, wo er am 7, um Holz und Wasser einzunehmen, vor Anker ging. Unterarzt Holmes machte auf der größten derselben mehrere Ausflüge und gibt davon folgenden Bericht:

„Ich fand die Insel in ihren minder hohen Theilen dicht mit Bäumen besetzt, da diese aber meist sehr niedrig waren, so hatte ich alle mögliche Mühe einzudringen, und an manchen Orten war es absolut unmöglich. Erst nach langem und ermüdendem Herumgehen erreichte ich den Gipfel desjenigen Theils der Insel, in dessen Nähe die Brick vor Anker lag. Hier waren die Bäume minder zahlreich, aber dichtes Unterholz und Zwerggebüsche untermischt mit Farren bedeckten den Boden und machten das Gehen schwierig. Selbst auf den anscheinend flachsten Stellen war der Boden sehr uneben, und ein einziger Schritt stürzte mich manchmal bis an den Hals in eine mit großen Farrenzweigen gefüllte Grube. An den höchsten Stellen waren die kleinen ebenen Strecken nur mit Moos bedeckt und einer Art langem Gras, und an einigen Stellen wuchs auch eine Art Korn sehr reichlich. Der Boden war trocken, und alles Wasser fand sich in den zahlreichen klaren Bächen. Nahe am Gipfel war der Boden in allen Richtungen durchlöchert, wahrscheinlich von Vögeln, welche ihre Jungen in diesen Löchern hegen. Viele Vögel, namentlich Sturmvögel saßen auf dem Boden und ließen sich ruhig fangen, ohne allen Versuch zum Widerstand.

„Der Wald war voll von kleinen Vögeln von drei oder vier verschiedenen Arten, die alle ganz furchtlos waren; einer derselben ließ sich, als ich unter einem Baume saß, ganz ruhig auf meine Mütze nieder und sang laut und melodisch; eine andere, noch kleinere Art, schwarz und gelb gefleckt, war gleichfalls

sehr zahlreich und sang sehr angenehm; seine Töne sind mannichfaltig, nähern sich aber mehr der Amsel, und nur hie und da denen der Lerche. Habichte waren gleichfalls zahlreich, und man konnte sie auf fast allen breiten Bäumen paarweise sitzen sehen. Längs der Seeküste sah man die Spuren der Verwüstungen, die sie unter den kleinen Vögeln anrichten. Die Seevögel waren auf der andern Seite der Insel sehr zahlreich, saßen auf den Klippen oder flogen über die Insel hin."

Auf der Westseite der Auckland-Insel ist das Gestrüpp und der junge Baumwuchs so dick, daß es unmöglich war einzudringen. Hr. Holmes bemerkt, er habe eine volle Stunde gebraucht, um hundert Yards an einer Stelle zurückzulegen, die vermuthlich noch keines Menschen Fuß betreten hatte. Nirgends war eine Spur von einem Pfad; alte Bäume lagen unregelmäßig auf dem Boden oder wurden durch den Druck von allen Seiten aufrecht erhalten. Einige Bäume waren über 70 Fuß hoch, die meisten aber nur 15 bis 20 Fuß; jeder Theil der Insel war dicht mit Vegetation bedeckt, und der Boden muß durch das Verfaulen der Pflanzenstoffe ungemein fruchtbar geworden seyn. Man sammelte Proben von sämmtlichen Pflanzen, die denen von Neuseeland sehr nahe verwandt sind. Einige Arten gleichen den tropischen Pflanzen z. B. den Koffeinen. Diese Inseln haben an vielen Stellen das Ansehen, als seyen sie direct aus dem Meere emporgehoben worden; die Klippen bestanden aus Basalt und hatten meist eine senkrechte Höhe von 50 bis 90 Fuß.

Die Auckland-Inseln sind der Zufluchtsort für Wallfischfänger, wo sie ihre Schiffe ausbessern und die Zeit für den Wallfischfang, welche hier in den Monaten April und Mai eintritt, abwarten können. Nahe an dem Wasserplatze war von einem französischen Wallfischfänger eine bequeme Hütte errichtet worden, eine andere in Ruinen befand sich daneben; auch bemerkte man unweit davon einige Versuche einen Garten anzulegen, Rüben und Kartoffeln wuchsen kräftig und würden, wenn man sie ungestört ließe, bald diesen Theil der Insel bedecken. Außer den Vögeln war eine kleine Maus das einzige lebende Thier. Auch mehrere der kleinen Inseln wurden besucht, sie glichen aber der größern durchaus. Penguins waren zahlreich und von verschiedenen Farben vorhanden. Diese Inseln haben ein malerisches, wildes,

ganz basaltisches Ansehen; man schätzte den höchsten Gipfel auf 800 Fuß. Das allgemeine Ansehen des Landes gleicht der Gegend ums Cap Horn. Sarahs Busen, der Hafen, an welchem wir anhielten, ist nicht ganz sicher, Lawrie's Hafen dagegen ist gegen alle Winde gedeckt, und ein großer schöner Bach mündet in denselben. Die Felsen sind mit Tellermuscheln bedeckt, und kleine Fische verschiedener Art werden zwischen dem Tang gefangen. Gänse sah man keine, und das einzige Wild waren graue Enten, Schnepfen und einige Arten Seeraben. Die Landvögel gaben ein vortreffliches Mahl, namentlich die Habichte. Die Breite von Sarahs Busen ist 50° 38′, die Länge 165° 28′ O.

Am 9 März hatten sie ihre Arbeiten beendigt, aber das schlechte Wetter zwang sie noch einige Tage länger zu bleiben, so daß sie erst am 11 abfuhren. Das Wetter auf der Fahrt nach Neuseeland war so ziemlich dasselbe wie auf dem Wege vom Cap Horn nach Valparaiso, Nordwinde mit Nebel und bewegte See. Am 26 erreichten sie die Insel-Bay, wo sie den Tender Flying-Fish fanden. Dieser war auf der Fahrt leck geworden; das Wasser, welches ins Schiff drang, und das man mit den Pumpen nicht mehr bewältigen konnte, machte alles so feucht, daß fast die Hälfte der Mannschaft krank wurde, und Lieutenant Pinckney durch den Zustand der Mannschaft, wie des Schiffes sich genöthigt sah, schon am 5 Februar den Befehl zur Umkehr zu geben. Er erreichte die Insel-Bay am 9 März.

Wir haben den Vincennes am 21 Februar auf dem Weg nach Norden verlassen; in der Nacht des 22 hatte man an Bord eine schöne und neue Erscheinung des Südlichts. Nachstehende Schilderung mag einigermaßen einen Begriff davon geben. Schwarze Wolken zogen rasch über den Himmel hin; ein orangefarbenes glühendes Licht schien den Himmel zu bedecken, und ging von einem Punkt aus, über welchen Strahlen prismatischer Farben hinhüpften, beide Ränder der Wolken erhellten und sie grell hervorhoben. Die Strahlen schienen gleichzeitig gegen den Horizont zu schießen, dort sich wie durch eine magische Kraft gegen die Mitte hin zu sammeln, langsam zu verschwinden, wieder zu erscheinen und sich zusammenzuhalten.

Am 1 März erreichten wir die Breite der Royal Company's Isles, und ich durchfuhr fast in derselben Breite acht Längen-

grade, ohne Zeichen des vermeintlichen Landes zu sehen. Da ich weit ostwärts von ihrer vermeintlichen Lage gekommen war, so wandte ich wieder um gegen Norden, um in Hobarttown Wasser einzunehmen. Wir sahen jetzt zum erstenmal wieder seit 60 Tagen ein Segel, und es schien uns als kämen wir jetzt wieder in einen bewohnbaren Theil der Welt zurück. In dieser Nacht hatten wir ein glänzendes Südlicht, das dem am 9 Februar glich, nur mit dem Unterschied, daß es südwärts gesehen wurde, und sich von O. S. O. nach W. S. W. ausdehnte.

Am 8 März hinderte uns der Wind nach Hobarttown zu steuern, und ich beschloß direct nach Sydney zu gehen. Dazu trug namentlich der Wunsch bei, Nachricht von den andern Schiffen zu erhalten. Ich besorgte, daß nicht alles gut stehen möchte, da ich am verabredeten Stelldichein längs der Eisschranke keines der Schiffe getroffen hatte, und nach dem heftigen Sturm am 28 Januar war ich um ihre Sicherheit bekümmert. Wir hatten jetzt eine niedrigere Breite erreicht, das Wetter wurde angenehmer und wir konnten die Winterkleider ablegen, eine Erleichterung, worüber die ganze Mannschaft ihre Freude bezeigte. Bei mir war es das Gegentheil; ich hatte ein Gefühl von Mattigkeit und Erschöpfung, das ich mir nicht erklären konnte; die geringste Anstrengung ermüdete mich ungemein.

Am 9 erreichten wir die Breite von Cap Howe, und erfuhren mit einemmal ein Steigen in der Temperatur des Wassers, 6^0 in weniger als einer Stunde. Am 10, etwa 40 Meilen östlich von Cap Jervis, stieg die Temperatur nochmals von 68^0 auf 73^0, als wir nordwärts gegen das Land steuerten, fiel aber wieder auf 68^0, als wir etwas östlich umbiegen mußten. Eine starke südliche Strömung existirt, wie man seit langer Zeit weiß, an dieser Küste, und ich bin überzeugt, daß der Thermometer ein guter Leiter bei einer Fahrt von Süden her ist. Ich habe zu Sydney erfahren, daß Küstenfahrzeuge oft von Vandiemens-Land und Neuaustralien sehr lange Ueberfahrten machen, was höchst wahrscheinlich von der Existenz dieses kleinen Golfstromes herrührt, dessen Lage durch die Anwendung des Thermometers sich deutlich ausmitteln ließe; die Breite dieser Strömung wechselt ohne Zweifel mit der Jahreszeit.

Am 11 März um Mittag kamen wir vor dem Hafen von Port Jackson an, und nahmen einen Piloten. Unsere Mannschaft befand sich im ganzen genommen besser als drei Monate zuvor, wo wir Sydney verließen. Wir wurden freundlichst bewillkommt, viele unserer Bekannten kamen an Bord, und schienen sich unses Erfolgs zu freuen, als wären wir ihre Landsleute. Zu meiner großen Freude erfuhr ich die glückliche Rückkehr des Peacock, denn dieß Schiff hatte mir wegen des Zustandes, in welchem es Sydney verließ, mehr Sorge gemacht als alle andern. Die Rückkehr dieses Schiffes bietet einige Merkwürdigkeiten dar. Am 29 Januar hatte es mit heftigen Windstößen aus Nordwesten zu kämpfen, welche bis Mitternacht fortwährend anwuchsen. Das Schiff befand sich damals in 61° 20′ S. B. und 154° 9′ O. L. Der Sturm ist merkwürdig, weil er aus einer ganz entgegengesetzten Richtung blies, wie der, welchen der Vincennes an demselben Tage zu erfahren hatte; denn während ihn der Peacock aus Nordwest hatte, bekam ihn der Vincennes aus Südost; die Entfernung beider Schiffe von einander war etwa 450 Meilen in nordöstlicher Richtung. In der Nacht vom 1 auf den 2 Februar bemerkten sie ein Südlicht am südlichen Theil des Horizont; die Strahlen erreichten eine Höhe von 30° bis 40°, während andere fast einen Bogen am Himmel bildeten. Am Abend des 2 trat abermals ein Südlicht ein, aber ganz entgegengesetzt dem vom vorhergehenden Tage: man sah es zuerst in einer Höhe von 70°, später noch höher und die Strahlen gingen nach dem Horizont hin. Die nächsten Tage waren stürmisch, aber am 7 Februar, als sie 49° S. B. und 155° 23′ O. L. erreicht hatten, erschien das Südlicht wieder. Anfangs sah man es im Norden, dann breitete es seine Flammen aus über den ganzen Himmel; fast an allen Punkten des Horizonts gingen die Strahlen und Lichtstreifen nach dem Zenith, wo ihre verschiedenen Umrisse sich in einem glänzenden Glühlicht verloren, das von aufeinanderfolgenden Flammen, ähnlich dem Wetterleuchten im Sommer, umgeben war; diese bildeten einen leuchtenden Bogen von etwa 20° Höhe am südlichen Himmel. Leichte Regen machten endlich dem Schauspiel ein Ende, aber in der Nacht zwischen 1 und 3 Uhr brach das Südlicht am südwestlichen Horizont abermals aus, strömte empor und concentrirte

sich im Zenith, begleitet von raschen Blitzen in mannichfaltigster Färbung. — Unter 47° S. B. bemerkten sie zum erstenmal wieder Phosphorescenz im Wasser. Am 17 erreichte der Peacock das Land, aber erst am 21 vermochte er in den Hafen von Port Jackson einzulaufen. Ich begab mich an Bord des Peacock, um seinen Zustand zu untersuchen, und konnte nicht umhin dem Capitän und der Mannschaft mein Erstaunen darüber, daß das Schiff in seiner Lage einen so entfernten Hafen erreichen konnte, so wie meine Zufriedenheit über die Klugheit, Ausdauer und Besonnenheit in der Leitung desselben auszudrücken.

Dreizehentes Capitel.

Neuseeland im Jahr 1840.

Nachdem wir in Sydney die nöthigen Vorräthe eingenommen, fuhren wir am 19 März wieder ab, und nur der Peacock, der seine Ausbesserung noch nicht vollendet hatte, blieb zurück, mit dem Befehl uns später bei Tongatabu wieder zu treffen. Als wir etwa 30 Meilen uns von der Küste entfernt hatten, fanden wir abermals einen Unterschied von drei Graden in der Temperatur des Wasses und bemerkten eine starke Strömung gegen Süden; am 25 unter 34° 24′ S. B. und 160° 26′ O. L. trafen wir abermals eine südliche Strömung, welche 20 Meilen in 24 Stunden zurücklegte; am folgenden Tag hatte die schwächer gewordene Strömung eine Richtung gegen Ostsüdost angenommen.

Am 29 erreichten wir das Nordcap von Neuseeland. Die Strömung hatte in den zwei letzten Tagen eine Richtung gegen Nordnordwest genommen, die Temperatur der Luft stieg während unserer Fahrt von Sydney her von 63° 3′ auf 76° 4′, die des Wassers von 70° auf 72°. Am 30 erreichten wir Cap Brett, um 10 Uhr Abends warfen wir in der Insel-Bay am Kawa-kawa-Fluß Anker und fanden hier den Porpoise und Flying-Fish, so wie die Herren von der wissenschaftlichen Commission, die wir

bei der Abfahrt nach dem antarktischen Meere zu Sydney gelassen hatten.

Nach den glänzenden Schilderungen, die von der Insel-Bay erschienen sind, hielt ich sie für einen Platz von ausgezeichneter Schönheit, meine Erwartungen wurden aber keineswegs gerechtfertigt. Man könnte sie eher die Bay der Einfahrten nennen, und der beste Begriff, den man von ihrer geographischen Gestaltung geben kann, ist ein Vergleich mit einer offenen Hand und deren ausgestreckten Fingern. Das Land ist stark mit Bayen oder Meeresarmen eingeschnitten, die zwischen beinahe in Inseln endenden Bergen hineinlaufen. Die Entfernung zwischen beiden Caps Brett und Pocock beträgt zehn Meilen, und mehrere geringere Buchten liegen dieser Oeffnung gegenüber. Vier Flüsse ergießen sich in dieselbe, die einige Meilen aufwärts durch die Fluth geschwellt werden, sonst aber zu kleinen Bächen herabsinken. Das Land zeigt nichts als dürre Hügel ohne Thäler, und so wenig flacher Boden ist da, daß man Terrassen in die Berge hauen mußte, um Hütten darauf zu bauen. Der ganze Anblick ist nichts weniger als malerisch. Vielen unserer Leute fiel die Aehnlichkeit dieses Landes mit dem Feuerland auf. Schwarze Inseln und mannichfaltig gestaltete Felsen finden sich, wie in jenem Lande, so in allen Punkten der Bay, wohin man mit dem Boot gelangen kann. Um die Insel-Bay her ist das Gestein sehr fest und thonartig mit wenig oder gar keiner Schichtung und meist mit einer zwei bis drei Fuß dicken Schichte von steifem Letten, dem Ergebniß der Zersetzung desselben, bedeckt. Die Berge um die Insel-Bay sind meist nur 3 bis 400 Fuß hoch, im Hintergrund der Bay bis 1000 Fuß; man kann den ganzen District und den nördlichen Theil der Insel überhaupt vulcanisch nennen, denn außer den Felsen von unzweifelhaft vulcanischem Ursprung haben auch alle andern mehr oder minder die Wirkung des Feuers erfahren. Erloschene Krater sind in dem ganzen Lande nicht selten, eben so die heißen Quellen, aber ein thätiger Vulcan existirt nur auf einer kleinen Insel in der sogenannten Bay des Ueberflusses (Bay of Plenty).

Einige der Herren von der wissenschaftlichen Commission kamen an der Insel-Bay noch zu rechter Zeit an, um die Ceremonien des Vertrags mit den Neuseeland-Häuptlingen mit

anzusehen. Capitän Hobson kam als Consul an, hatte aber das Patent als Untergouverneur in der Tasche, im Fall gewisse Anordnungen getroffen werden könnten. Seine Ankunft an der Insel-Bay schien Fremde wie Einheimische zu überraschen. Wenige Tage später wurde eine Zusammenkunft der Häuptlinge berufen, wo man alle Unterredungskünste in Bewegung setzte, um sie zur Unterzeichnung eines Vertrags mit England zu bewegen, den sie nur wenig verstanden. Es herrschte große Aufregung und nach fünfstündigem fruchtlosem Zureden brach die Versammlung auf, und alle Häuptlinge weigerten sich den Vertrag zu unterzeichnen, der auch in Wahrheit nichts anders war als eine Abtretung ihres Landes und ihrer Obergewalt an Königin Victoria. Da nichts erreicht worden war, so wurde eine zweite Versammlung auf den folgenden Freitag angesetzt, Tabak und Pfeifen unter den Häuptlingen ausgetheilt, was ihre gute Laune wieder herstellte, so daß sie jauchzend von dannen gingen.

Inzwischen hatte man Hrn. Clendon, einem Engländer, der als amerikanischer Consul fungirte, den Missionarien und vielen betheiligten Personen, die theils schon im Lande wohnten, theils sich darin niederlassen wollten, zu verstehen gegeben, daß ihr Interesse sehr befördert würde, wenn sie die Absichten der brittischen Regierung begünstigten. Diese bemühten sich nun auf alle Weise die Skrupel der Häuptlinge zu überwinden, und so eine Partei zu bilden, die stark genug wäre den übrigen Häuptlingen das Gesetz zu dictiren. Etwa vierzig Häuptlinge, namentlich geringern Ranges, welche nur einen kleinen Theil des Grundeigenthums repräsentirten, wurden vermocht den Vertrag zu unterzeichnen. Der Einfluß Hrn. Clendons, der aus seiner Stellung als Repräsentant der Vereinigten Staaten entsprang, gehörte zu den bedeutendsten Mitteln, durch welche die Zustimmung selbst dieser kleinen Partei gewonnen wurde. Die Eingebornen setzten großes Vertrauen in ihn, da sie ihn für unbetheiligt hielten. Er unterzeichnete die Urkunde, und sagte mir als er von der Verhandlung sprach, daß der Vertrag ganz durch seinen Einfluß zu Stande gebracht worden sey. Der stellvertretende Gouverneur installirte sich selbst, bestätigte die Anstellung eines Heeres von Beamten, und die ganze, lang in Bereitschaft gehaltene Maschinerie wurde in Bewegung gesetzt. Proclamationen

wurden erlassen, welche seine Obergewalt über sämmtliche Engländer auf beiden Inseln aussprachen; dieß galt den Engländern als Gesetz, obgleich die übrigen Fremden es aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachteten.

Soweit die Häuptlinge den Vertrag begriffen, glaubten sie ihre Rechte an den Boden nicht abgetreten zu haben, sondern hielten ihn bloß für ein ihre Personen betreffendes nicht übertragbares Zugeständniß. Ich sprach häufig mit einem der Häuptlinge, Namens Pomare, der sich durchaus in diesem Sinne aussprach, aber jedesmal, wenn das Gespräch auf diesen Gegenstand kam, der Scharlachuniform und der Epauletten erwähnte, welche Königin Victoria ihm zu schenken versprochen habe; „was für ein schöner Mann werde ich dann seyn!" rief er aus. Die welche bei der Veränderung nicht einen directen Vortheil hatten, konnten sie nur als verderblich für die Eingebornen ansehen, denn sie mußte deren Schicksal besiegeln und sie zur Beute eines Heeres von Abenteurern machen, welche von allen Seiten herbeiströmten, theils als Speculanten, theils um sich als öffentliche Beamte anstellen zu lassen.

Neuseeland blieb unter der Obergewalt von Neusüdwales bis zum September 1840, wo es eine besondere Colonie wurde. Eine der ersten Handlungen der neuen Colonialregierung war, alle diejenigen, welche Land von den Eingebornen erkauft hatten, aufzufordern ihren Besitztitel nachzuweisen und den dafür bezahlten Preis anzugeben. Einige wenige Angaben werden genügen um zu zeigen, wie geschäftig der Speculationsgeist in Neuseeland war. Bis zum October 1841 waren von 280 Personen 591 Landansprüche bei der eingesetzten Committee angezeigt worden; 435 dieser Ansprüche umfaßten 13,920,482 Acres; die übrigen 156 waren nicht durch gewöhnliche Landmarken, sondern nach Breitegraden angegeben, und manchmal nach Quadratmeilen statt nach Acres. Diese letztern Ansprüche wurden nach einer mäßigen Berechnung doppelt so hoch angeschlagen, als die erstern 435, so daß in runder Zahl die Masse der in Anspruch genommenen Ländereien 40 Millionen Acres betrug. Vierhundert Landankäufe waren gerichtlich verzeichnet und dafür 34,096 Pfd. St. an Geld und Waaren bezahlt worden. Für 195 Ansprüche war kein Werth angegeben, wenn man sie aber nach dem Obigen

berechnet, so wird das Ganze etwa 40,000 Pfd. St. betragen oder einen Penny für drei Acres. Die ganze Oberfläche beider Inseln enthält nicht mehr als 80,600 Quadratmeilen oder 50 Millionen Acres, und da bei weitem der größte Theil von den Eingebornen gar nicht verkauft wurde, so ließen sich die ungeheuern Landansprüche dem Raum nach gar nicht unterbringen.

Gesetze wurden erlassen und Steuern erhoben, die für Fremde, Amerikaner und andere, höchst beschwerlich, und für ihren Handel verderblich waren, während sie dem Handel der englischen Unterthanen den entschiedensten Schutz gewährten. Dieß war sehr ungerecht gegen diejenigen, welche vor der englischen Besitznahme, als Neuseeland noch als unabhängiges Land anerkannt wurde, hier wohnten und ausgedehnte Handelsunternehmungen begonnen hatten. Unter andern wurde verordnet, daß alle bis zum 1 Januar 1840 eingeführten und noch nicht verkauften Waaren Zoll bezahlen, und daß alle Ländereien, selbst diejenigen, die man vor dem Vertrag von den Häuptlingen erkauft hatte, als der Königin gehörig betrachtet werden und die Käufer nur so viel Acres behalten sollten, als die wirklich bezahlte Summe ausmache, wenn man fünf Schilling auf den Acre rechne. Die Regierung behielt sich ferner das Recht auf diejenigen Antheile vor, welche sie für nöthig halte. Diese Gesetze drückten die Amerikaner ungemein, denn nicht nur mußten sie von ihren Waarenvorräthen schwere Zölle zahlen, sondern man gestattete ihnen auch nicht Landeigenthum zu behalten, und es mußten ihre großen, zum Behuf des Wallfischfangs am Ufer errichteten Etablissements entweder ganz aufgegeben oder mit großem Verlust nach andern Orten hingeschafft werden. Unsere Wallfischfänger sind jetzt durch die Tonnengelder und Hafenzölle verhindert nach den neuseeländischen Häfen zu gehen oder an der Küste zu fischen; man hat ihnen das Recht verweigert irgend etwas im Tausch abzusetzen, und sie müssen für amerikanische Waaren einen Zoll von 10 bis 500 Procent zahlen. Die Kosten der Ausbesserungen sind so gestiegen, daß man andere Orte aufsuchen mußte, um die Schiffe ausbessern zu lassen. Das Holz und die mit Holz bewachsenen Ländereien sind als Kroneigenthum erklärt. So wurden unsere Mitbürger einer Fischerei beraubt, die etwa 300,000 Dollars jährlich an Oel lieferte.

Die Uebereilung, mit der man die Insel in Besitz nahm, soll ihren Grund in der Befürchtung gehabt haben, die Franzosen möchten auf der südlichen Insel eine ähnliche Colonie bilden. Die Behauptung, es sey nöthig gewesen die Gesetze von Neusüdwales über diese Inseln auszudehnen, um die Eingebornen zu schützen, und ein Nest von Spitzbuben zu zerstören, das sich hier gebildet hatte, ist keineswegs wahr. Diese Nothwendigkeit bestand nicht, denn man konnte, wenn man einen Beamten hieher schickte, oder eine Belohnung anbot, jeden ergreifen lassen den man wollte. Die neuseeländische Landcompagnie scheint die geheime Springfeder der ganzen Verhandlung gewesen zu seyn, und unter dem Schirm einiger einflußreichen Namen ist es gelungen das englische Publicum zu täuschen. Man wird es kaum glauben, daß diese Compagnie einige Tausend Acres Land bereits verkauft hatte, ehe sie selbst einen Acre kaufte, und die ersten Ansiedler konnten nicht zu dem bereits angekauften Lande gelangen, so daß sie ihr weniges mitgebrachtes Geld aufzehrten und in große Noth kamen. Den Speculanten ist es indeß gelungen, und England wird das Land behaupten, nöthigenfalls mit militärischer Gewalt. Sollten die Neuseeländer, eine kriegerische Race, mit den Waffen in der Hand Widerstand leisten, so werden sie durch europäische Kriegskunst bald überwunden werden. *) Die Bevölkerung wird bald vor den Weißen verschwinden, denn die Ursachen, die auch anderswo einwirkten, sind hier gleichfalls thätig und der Wilde weicht ganz unmerklich vor dem Vorrücken der Civilisation zurück. Wenn wahre oder angebliche Philanthropie den weiten Erdball durchsucht, um Gegenstände zu finden, an denen sie ihr Wohlwollen ausüben kann, ist es wahrlich zum Erstaunen, daß gegen diese Usurpation sich kaum eine Stimme erhoben hat.

Am 29 Februar 1840 war ein heftiger Sturm an der Insel-Bay, nach Aussage der Missionäre einer der heftigsten, den sie je erfahren hatten. Viele Schiffe litten bedeutend, und die Fluth

---

*) Sie haben Widerstand geleistet, und den Engländern wiederholt nicht unbedeutende Verluste beigebracht, jetzt aber ist das Land, nachdem die Eingebornen doch einige tüchtige Schläge erhalten, so ziemlich ruhig. A. d. Ueb.

stieg während der Nacht 6 Fuß über die gewöhnliche Fluthmark. Das englische Schiff Herald erfuhr denselben Sturm 140 Meilen weiter gegen Süden an der Themse, der Flying-Fish an der Cooksstraße und die Barke Achilles im Norden. Hr. Hale, der im letztgenannten Schiffe als Passagier sich befand, machte während des Sturmes barometrische Beobachtungen. Es ergibt sich daraus, daß die Veränderung an zwei nördlichen und zwei südlichen Punkten in entgegengesetzten Richtungen stattfand, ein Beweis, daß der Sturm ein rotatorischer war, und daß sein Mittelpunkt zwischen der Themse und der Insel-Bay durchgegangen seyn muß. Die größte Heftigkeit desselben dauerte von 1 bis 3 Uhr Morgens den 1 März. An der Insel-Bay beobachtete Hr. Dana und andere eine 15 Minuten andauernde Windstille, worauf der Wind schnell gegen Westen umsprang, und mit vermehrter Heftigkeit blies. An Bord des Herald fiel der Barometer auf 28,75 Zoll, und aus dem Umstand, daß der Sturm zuerst im Norden und Osten bemerkt wurde, kann man abnehmen, daß er von dieser Seite herkam, und in südwestlicher Richtung über Neuseeland hinzog. Die Breite seines Zugs war etwa 500 Meilen.

Fremde haben sich an manchen Buchten der Insel-Bay angesiedelt; im Norden hat der brittische Resident Busby ein bequemes Haus gebaut, und den Plan ausgesteckt für die künftige Stadt Victoria; alle Antheile wurden, glaube ich, auf Speculation gekauft, obgleich jeder, der die Localität gesehen, überzeugt seyn muß, daß sie kaum zu einem Dorfe taugt. Wie hoch die Speculation den Preis des Landes in der Nähe hinaufgetrieben hat, ist kaum glaublich. Mayew's Point, unmittelbar oberhalb der Kororarika-Bay, hat einige Vorathshäuser, die für 600 Pfd. St. jährlich gepachtet sind. Hr. Clendon, der amerikanische Consul, hat von der englischen Regierung für 325 Acres, von denen kaum 50 ebener Boden sind, 30,000 Pfd. St. erhalten, und noch einen Rest von 100 Acres übrig behalten; er hatte wenige Jahre zuvor das Ganze für eine Kleinigkeit gekauft. Die Einführung der in Sydney üblichen Polizei zu Kororarika ist für diesen Platz sehr vortheilhaft, denn man ist mit den Vagabunden, die früher häufig hieher gekommen, sehr summarisch verfahren.

Es hat sich hier ein römisch-katholischer Bischof niedergelassen, der eine Capelle hat, und, wie man sagt, viele Bekehrungen bewerkstelligt, man glaubte jedoch, die Hauptverlockung sey seine und seiner Gefährten Freigebigkeit mit Geschenken an diejenigen, welche sich ihren Gebeten anschlossen und das Kreuz empfingen. Außerdem befindet sich hier eine Mission der englischen Hochkirche unter dem Geistlichen Hr. Williams, einem ehemaligen Seeofficier, und zu Hokianga eine Wesleyanische Mission, die sehr gerühmt wird. Manche Gerüchte wurden von Uebelgesinnten über diese Missionen in Umlauf gesetzt, so weit aber meine Beobachtungen gehen, scheinen sie in ihrer Pflichterfüllung exemplarisch, und waren auch mit Landbau beschäftigt, wobei sie eingeborne Arbeiter verwendeten. Hr. Williams hat eine zahlreiche Familie, und viele seiner Söhne erhielten gleichfalls Landgüter, die sie jetzt anbauen. Ohne Zweifel entsprang das Geschrei gegen den Vater, daß die Mission die besten Ländereien von den Eingebornen an sich gebracht habe, aus dieser Ursache. Aus mehreren Umständen ging hervor, daß die Missionäre für die Interessen der Eingebornen Sorge trugen, und sie veranlaßten, nicht allzurasch ihre Ländereien an die Auswanderer zu verkaufen, wozu sie nur allzu bereit waren. Allerdings weicht die Stellung der Missionäre der Hochkirche von dem ab, was wir bisher beobachteten, auch schienen sie nicht so viel Proselyten gemacht zu haben, wie die Missionäre auf andern polynesischen Inseln, ich bin jedoch überzeugt, daß sie viel Gutes gethan haben, und noch immer zu thun sich bemühen. Sie halten sich indeß von ihren Heerden mehr getrennt, und können keine solche Aufsicht über sie führen, wie es wohl wünschenswerth wäre. Hr. Williams gab mir einen sonderbaren Beweis von Eifersucht, indem er unserem Philologen die Einsicht in eine, eben im Druck begriffene Grammatik der neuseeländischen Sprache verweigerte. Ich erwähne diesen Umstand, weil es der einzige Fall dieser Art ist, der mir auf meiner ganzen Reise vorkam.

Unter den Eingebornen gilt noch das Tabugesetz und wird selbst von denjenigen beobachtet, welche für Christen gelten. Der Häuptling Tomati wollte das Haus eines Mannes nicht betreten, zu dessen Besuche er Hrn. Hale hergeführt hatte; wäre er eingetreten, so wäre das Haus Tabu geworden, und der Mann

hätte seine Wohnung verlassen müssen, da das einheimische Gesetz niemand gestattet, ein Haus zu betreten, das, wenn auch nur für eine Zeitlang, einem Häuptling zum Aufenthalt gedient hat. Weiber allein dürfen in die Häuser der Häuptlinge treten. Eine Probe dieses Gesetzes hatten wir am Pa Pomare's, und eine zweite, als wir versuchten den Vordertheil eines Canoe zu kaufen. Das Vordertheil war zierlich ausgeschnitzt und stellte ein Thier mit einem Menschenkopf dar, der die Zunge herausstreckte. Es war etwas verstümmelt, und lag in einem Vorrathshause, wo wir es zufällig zu Gesichte bekamen; es hatte dem Häuptlinge Kiwikiwi gehört und war mit dem Tabu ersten Grades belegt. Der Wittwe Kiwikiwi's wurden Anerbietungen gemacht, es ihr abzukaufen, und endlich nach einigem Hin- und Herreden für sechs Dollars erkauft, trotz dem daß es als sehr heilig betrachtet wurde. Nach geschlossenem Kauf wollte kein Eingeborner sich hergeben es fortzuschaffen, weil er sich dadurch dem Gesetze des Tabu aussetzte. Als der Transport ans Wasser dennoch geschehen war, erhob sich eine neue unerwartete Schwierigkeit; man konnte es nicht durch das Wasser nach dem Boot schaffen, denn das war gegen das Tabu. Die Drohung, sie das Geld wieder herauszahlen zu lassen, wirkte so auf die Habsucht des alten Häuptlings Kawiti, daß er einwilligte es fortzuschaffen, und auch noch versprach am andern Tag wieder zu kommen und es roth zu bemalen nach der Sitte der Eingebornen. Dieß that er auch pünktlich, indem er sich einer rothen Erde mit Wasser vermischt bediente.

Die Eingebornen wohnen meist in befestigten Orten, Pa's genannt, welche gewöhnlich auf hohen Vorgebirgen oder einzelnen Bergen erbaut und in roher Weise mit einer zehn Fuß hohen Pallisadenreihe bedeckt sind. Die Häuser oder Hütten sind eng neben einander gebaut. Pomare's Pa, der in der Nähe unsers Ankerplatzes war, wurde häufig besucht, und bestand aus etwa 300 Hütten. Am Haupteingang durch die Pallisadenreihe befanden sich zwei Pfosten, deren oberer Theil in verdrehte Menschengesichter ausgeschnitzt war. Die Häuser sind äußerst einfach gebaut; zwar sollen die Neuseeländer, seit sie von den Missionären besucht wurden, in der Baukunst Fortschritte gemacht haben, allein sie stehen noch weit hinter den Insulanern, die

wir bereits besucht hatten, zurück. Vier unserer wissenschaftlichen Herren hatten Pomare schon vor meiner Ankunft besucht, und ihm einige Geschenke gemacht, die aber nur seine Begierde reizten; als er eine Uhrkette bekommen hatte, verlangte er auch die Uhr, und ließ sich nicht bewegen einen Tanz zu zeigen, bis ihm jeder einen Schilling gegeben hatte. Diese Habsucht widerte sie an, indeß unterwarfen sie sich doch der Forderung, um den Tanz zu sehen, der denen der Samoaner und Taheitier so ziemlich gleicht: es ist dasselbe Stoßen mit Armen und Beinen, und dasselbe Verdrehen der Glieder von Seiten einer großen Zahl Männer und Weiber. Die einzige Musik war die der Stimme, indem zwei oder drei in hoher eintöniger Weise sangen.

Auf dem Gipfel des Berges ist eine heilige Einzäunung oder Kianga-tabu, wo die Gräber der Häuptlinge aufgerichtet werden. Wenige Tage vor unserer Ankunft wurde einer derselben hier begraben. Sein Grab bestand aus einem kleinen in der Mitte quer durchgeschnittenen Kahn, dessen beide Theile man mit der Höhlung an einander gefügt hatte, so daß sie einen 7 oder 8 Fuß langen hohlen Kegel bilden. Die Leiche wird in sitzender Stellung hineingelegt, verbleibt ein Jahr hier, worauf die Knochen den Fluß hinaufgeführt, und hier, wie Pomare sagte, weit umher zerstreut werden. Das Grab ist roth bemalt, auf beiden Seiten vom Boden bis zum Gipfel mit Federn geschmückt, mit einem Schuppen bedeckt, um es gegen das Wetter zu schützen und mit einem Zaun eingeschlossen. Kein Fremder war bei den Grabceremonien anwesend, nach der Beschreibung der Eingebornen aber ging es sehr lärmend zu, und es wurde viel geschossen, ein gewöhnlicher Gebrauch bei allen öffentlicher Feierlichkeiten. Gesichter und Arme trugen sichtliche Spuren, daß sie bei der Ceremonie anwesend gewesen, denn sie waren mit Schrammen bedeckt, die sie sich selbst beigebracht hatten.

Die einheimische Kleidung besteht aus Matten verschiedener Art aus dem einheimischen Flachs (Phormium tenax), welche zum Theil sehr fein, feiner als Teppiche, zum Theil gröber als Strohmatten sind. Die letztern tragen die Frauen bei der Arbeit um die Hüften gebunden, manchmal um die Schultern geschlagen. Ihre Kinder tragen sie auf dem Rücken, wie unsere Indianer. Die

Männer sind üppiger in der Kleidung, denn sie tragen Matten fast so groß, wie unsere Wollendecken, sinnreich und schön gearbeitet und manchmal gestickt. Beide Arten werden noch jetzt getragen, verschwinden aber mehr und mehr, und die Kleidung wird allmählich europäischer oder vielmehr taheitischer. Der Bedeckung wegen halten sie es durchaus nicht für nöthig Kleider zu tragen, und es geschieht mehr nur aus Stolz und Eitelkeit; nicht selten kann man einen Eingebornen in Rock und Weste, ohne Beinkleider und selbst ohne Hemd sehen. Was den Fremden abstößt, ist der Schmutz an Kleidern und in den Häusern. Sie baden sich selten oder nie, noch waschen sie ihre Kleider, die gewöhnlich getragen werden, bis sie vor Alter abfallen. Manchmal schmieren sie ihre Haut mit Fischöl ein, und man kann natürlich davon keine sonderliche Reinlichkeit erwarten.

Ihre Häuser sind noch die alten, und selbst die Möbel sind nicht vermehrt worden, außer mit der bei den Matrosen üblichen großen Kiste und dem eisernen Topf. Ihr Häuserbau soll sich verbessert haben, doch darf er noch viel besser werden, wenn er mit dem der andern Insulaner soll wetteifern können; im Vergleich gegen früher machen sie jetzt wenig Schnitzarbeiten daran. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Kartoffeln, Fischen, Kumara (süßen Bataten), Mais und Farrenwurzel, die sich im ganzen Lande findet. Die Kumara ist viel kleiner und schlechter, als die auf andern Inseln; sie ist hier eine kleine wässerige Wurzel, welche die Fremden verschmähen. Man bewahrt sie in Häusern auf, die besonders dazu gebaut sind, um sie gegen die Angriffe der Ratten zu sichern; sie werden auf vier ganz glatt geschabten Pfosten aufgeführt, und die Wurzeln innerhalb in großen Körben aufgehängt. Schweine und Geflügel werden in Menge sowohl für den eigenen Gebrauch als für die Schiffe gezogen. Für Reis mit Zucker haben sie eine große Vorliebe. An Lebensmitteln fehlt es ihnen nicht, denn ihr Land ist wohl versehen mit wilden Wurzeln, zu denen sie im Nothfall ihre Zuflucht nehmen können. Ebenso machen sie ein angenehmes, dem Sproßenbier ähnliches Getränke. Die größte Veränderung, welche in ihren Sitten vorgegangen ist, besteht in der Einführung der Feuerwaffen und der Wallfischboote statt ihrer Kähne.

Der Zierrathen der Neuseeländer sind sehr wenige, die der Häuptlinge bestehen meist in einer sehr künstlichen Tättowirung, welche dem Gesicht ein auffallendes Aussehen gibt, und mit wunderbarer Regelmäßigkeit ausgeführt wird. Sie haben alle die Ohren durchbohrt und kleine Ringe aus Jaspis oder Haifischzähnen, manchmal auch kleine glänzende Federn darin. Um den Hals tragen die Häuptlinge und ihre Frauen den Heitiki, der aus einem für heilig gehaltenen grünen Stein gefertigt wird, und nebst ihrer Meara, einer kurzen Keule, vom Vater auf den Sohn erbt. Der Heitiki hat eine Aehnlichkeit mit einer Menschenfigur, die mit untergeschlagenen Beinen dasitzt. Dieser Stein findet sich auf der südlichen Insel nahe bei einem kleinen See, der von dem Stein den Namen Tewai Poenamu oder das Grünsteinwasser erhalten hat. Nach diesem Stein nannte Cook aus Mißverständniß die südliche Insel Tavy Poenammu. Auch glaubt man, daß der Name, den d'Urville der nördlichen Insel gab, Ika-na-maw (der Fisch außerhalb der Mawi), der Name eines Orts an der Nordseite der Cooksstraße seyn möchte. Die, welche mit den Eingebornen und ihrer Sprache bekannt sind, sagen, daß es keinen einheimischen Namen für eine dieser Inseln gebe, und daß sie den von den Weißen geschöpften Namen mit angemessener Veränderung, um ihn ihrem Sprachorgane angemessen zu machen, angenommen hätten.

Pomare ist ein schöner Mann und hübsch tättowirt, er ist sechs Fuß hoch und mit Ausnahme der Füße gut gebaut. Seine Kleidung ist nichts weniger als anständig: sie besteht aus einer Wolldecke, die um den Nacken geschlagen war, und nachlässig über seinen Leib herunter hing, so daß der rechte Arm frei blieb; darunter trug er ein Hemd und ein Paar weite Hosen, die unter die Kniee reichten. In der Hand trug er gewöhnlich einen kurzen Mantel von Hundsfell, Topuni oder Patutu genannt. Eine blaue Matrosenmütze mit einer Goldborte zierte seinen Kopf. Sein Gesicht zeigt nichts weniger als einen königlichen Charakter; er sagte mir, er habe zwei Weiber, man glaubte aber allgemein, die Zahl dreißig käme der Wahrheit näher. Seine Lieblingsfrau, die man wegen ihres gesunden Verstandes rühmt, begleitete ihn stets, und er schien auf ihre Einsicht großes Vertrauen zu setzen; sie war die hübscheste

Eingeborne, die ich sah, würde aber anderwärts nicht für schön gelten. Die Missionäre konnten noch keinen Einfluß auf Pomare gewinnen. Sein Hauptkrieger ist Mauparawa, eine athletische Gestalt, und berühmt durch seine Tapferkeit und seinen tollkühnen Muth. Kaum minder berühmt ist Pomare's Neffe, Charley Pomare genannt, ein noch junger, sehr redseliger und, wie es scheint, in der Geschichte seiner Insel sehr bewandter Mann. In seinen Erzählungen sprach er viel von den Verheerungen, welche Shongi angerichtet habe, der, so viel ich weiß, einmal nach Europa kam. Nach seiner Rückkehr hatte er allen Einfluß auf seinen Stamm verloren, und um ihn wieder zu gewinnen, beging er einige der scheußlichsten Grausamkeiten, die je diese Inseln erlebten, und machte seinen Namen furchtbar unter den Stämmen. Die meisten hatten vor seinen Kriegen 300 bis 1000 Krieger, sind aber jetzt größtentheils geschwächt, daß sie sich nicht mehr unabhängig erhalten konnten, sondern andern Stämmen sich einverleibten. Shongi soll diese Stämme so furchtbar mitgenommen haben. Seine Eroberungen umfaßten fast den ganzen nördlichen Theil der Nordinsel, deren Krieger er um sich vereinte und gegen das Volk im Süden am Themseflusse, führte. Sein Tod, der vor wenigen Jahren erfolgte, verschaffte seinen Anhängern wie seinen Feinden Erleichterung.

Der letzte Krieg unter den Eingebornen fand im Jahre 1837 statt. Er entstand in Folge des Verschwindens einer Frau aus Otuiha, deren Ermordung und Aufzehrung man dem Stamm von Kororarika zur Last legte. Furchtbare Vorbereitungen wurden gemacht und von beiden Seiten die Verbündeten herbeigerufen. Die Hauptschlacht fand statt auf einem sumpfigen Felde zwischen Waikereparu und Otuiha; hier führte Charley Pomare die Streitkräfte von Otuiha an, während die von Kororarika unter Pi, dem großen Häuptling von Hokianga, standen; der Kampf endete damit, daß der junge Pomare zuerst Pi und dann den zweiten Anführer, der dessen Körper retten wollte, mit seinem doppelläufigen Gewehr erschoß. Die Köpfe der Anführer wurden abgeschnitten und als Trophäen aufbewahrt, die Körper aber blieben auf dem Feld liegen, und wurden nicht verzehrt, obgleich die Leute von Hokianga als Cannibalen gelten, eine Beschuldigung, die man mit Vorsicht aufnehmen muß, da sie von ihren Feinden

kommt. Nach allem, was ich erfahren konnte, gilt der alte Pomare nicht für muthvoll und befand sich auch nicht selbst im Gefechte. Man hält ihn für sehr habsüchtig und feig, und er ist dem Branntwein sehr ergeben. Man wird deßhalb vielleicht nicht ohne Erstaunen fragen, wodurch er einen solchen Einfluß über seine Landsleute erhielt: er verdankt diesen ganz seiner Beredsamkeit, vermittelst deren er seine Landsleute führen kann wohin er will. Als man Charley Pomare über die Quelle des Einflusses seines Oheims fragte, bestätigte er dieß, und auf die Frage warum er selbst nicht König sey, entgegnete er: „das ist Maori-(Landes) Sitte."

Hr. Hale veranlaßte Pomare's Leute ihm eine Liste der verschiedenen Abtheilungen des großen Yopaki-Stammes zu geben, der früher unter Shongi der Schrecken von ganz Neuseeland gewesen war. Nach diesen und andern Angaben muß die Zahl der Stämme 105 seyn, mit 60,000 Kriegern, und darnach schätzte man die Bevölkerungszahl auf etwa 300,000. Dieß ist aber wahrscheinlich zu hoch, und andere wollen die Gesammteinwohnerzahl nicht höher als 140 bis 180,000 annehmen, die mit Ausnahme von 3 bis 4000 sämmtlich auf der nördlichen Insel wohnen. Die Stammnamen beginnen alle mit der Sylbe Nga oder Ngati, gewöhnlich dem letztern; dieß muß wohl Stamm oder Volk bedeuten. Die Mitglieder jedes Stammes scheinen alle durch Verwandtschaft unter einander verbunden zu seyn.

Einige unserer Naturforscher machten einen Ausflug nach Wangarara, das etwa dreißig Meilen südwärts von Cap Brett nahe an der Küste liegt; hier ist das Land eben und hat guten Boden, so daß es den Einwohnern, namentlich auch mit Beihülfe der Fischerei, an Lebensmitteln keineswegs fehlt. Es macht sich ein großer Unterschied zwischen ihnen und den Bewohnern der Insel-Bay bemerkbar; die erstern haben fast keinen Verkehr mit Fremden, und ihre Sitten sind noch einfacher und reiner; man sah eine Menge junger Mädchen und Frauen, die sehr gut und munter aussahen.

Ein Mann, der die Neuseeländer lange gekannt hat, und auf dessen Urtheil man sich deßhalb verlassen kann, erklärt sie für verständig und edelmüthig, und sagt, sie seyen gastfrei und vertrauensvoll gegen Fremde, ausdauernd, wo etwas sie persönlich

interessire, ihren Kindern ungemein zugethan und streng eifersüchtig auf ihre ehelichen Rechte; eine Verletzung derselben wird mit dem Tode bestraft, nicht nur an den weiblichen Verbrechern, sondern manchmal auch an deren nahen Verwandten. Sie sind schlau aber nicht trügerisch in ihrem Verkehr, gierig nach dem Besitz anderer Gegenstände, obwohl zuverlässig, wenn man ihnen etwas unmittelbar anvertraut, sonst aber nicht sonderlich ehrlich. Wer sie vorübergehend besucht, möchte kaum ein günstiges Urtheil unterschreiben, und wäre eher geneigt, eine ungünstige Meinung von der Race zu fassen; Verstand kann man ihnen allerdings nicht absprechen, aber sie scheinen rachsüchtig und müssen, nach einer Menge Thatsachen zu schließen, verrätherisch seyn. Man kann sich nicht lange unter ihnen aufhalten, ohne zu entdecken, daß sie im Betrug ziemlich gewandt sind. Diese schlechte Eigenschaft mögen sie allerdings von der Menge gemeiner Weißen, die sich unter ihnen befinden, angenommen haben. Sie scheinen aller höhern Gefühle, wie Dankbarkeit, Zartsinn, Ehre u. s. w. ziemlich bar, sind ausnehmend lässig und schmutzig, widerlich in ihren Gewohnheiten und treiben, selbst, wie man sagt, die vornehmsten Häuptlinge, einen schändlichen Handel mit Weibern ganz offen und ohne Scham. Völlerei herrscht nicht in besonderem Grade unter ihnen, und es ist zu verwundern, daß sie das schlechte Beispiel, das sie sehen, nicht mehr nachahmten. Sie sind ausnehmend stolz und empfindlich gegen Beleidigungen, zu deren Ahndung gewöhnlich der ganze Stamm sich verbindet. Unbesonnene oder zufällige Beleidigungen von Weißen haben oft zu gewaltthätigen Ausbrüchen, ja zu Blutvergießen geführt; indeß zeigen sie im Augenblick der Beleidigung große Selbstbeherrschung, und fordern gewöhnlich eine Sühne, nicht aus Habsucht, sondern um ein Zeichen zu haben, daß man die ihnen angethane Beleidigung ausgleichen wolle. Auffallend ist es, daß die Missionäre nicht populär bei ihnen sind, und zwar darum, weil sie für ihre eigenen Landsleute sehr wenig Rücksicht zeigen, was in den Augen der Neuseeländer ein großes Verbrechen ist. Nach allem, was ich erfuhr, glaube ich, daß sie ein sehr beobachtendes, kluges Volk sind, und arbeitsam wären, wenn es schwerer hielte, sich mit den Nothwendigkeiten des Lebens zu versorgen; in ihren Kriegen,

womit die Gemüther noch sehr beschäftigt scheinen, zeigen sie große Energie. Die freiwilligen Erzeugnisse des Bodens liefern ihnen alles was zur Nahrung und Kleidung nöthig ist so leicht, daß kein genügender Sporn zu Anstrengung vorhanden ist.

Die Neuseeländer sind über Mittelgröße, gut und athletisch gebaut, ihre Farbe wechselt von Kastanienbraun zu leichter Kupferfarbe; ihr Haar ist lang, sehr dick und gekräuselt; manche lassen es lang wachsen, andere schneiden es kurz ab. Ich sah wenige mit Schnurrbärten und ihr Bart am Kinn war schwach. Die Stirn ist hoch, geht aber etwas rückwärts; die Nase ist häufig adlerartig und vorstehend; die Augen schwarz und durchdringend, aber klein; das Tättowiren gibt den Häuptlingen eine Härte in den Umrissen, die man beim gemeinen Volke nicht bemerkt; indeß fehlt den Neuseeländern im allgemeinen doch die Weichheit der übrigen polynesischen Familie, zu der sie gehören, da sie nicht die vollen Muskeln, noch die sanften Umrisse des Gesichts haben, die wir auf den bisher besuchten Gruppen bemerkten. Sie sind so indolent als die andern Racen, aber fähiger Beschwerden zu ertragen.

Eine Tradition über ihren Ursprung ist folgende: die ersten Eingebornen kamen von Hawaiki, das gegen Osten liegt, in mehreren Canoes, und die Namen der vornehmsten waren Tanepepeke, Tanewitika, Taneweka, Rongokako, Kopaia, Kornanpoko; die Canots, in denen sie kamen, hießen Kotahinui, Kotearawa, Kohorouta, Takitima. Sie ließen sich zuerst zu Kawia an der Westküste nieder, und kamen dann nach Maketa, Turanga und Ahuriri am Osteap. Die Eingebornen sagen zwar selbst, die Geschichte sey Unsinn, aber die Aehnlichkeit der Namen mit denen der Bewohner von Savaii ist auffallend. Verbunden mit der Erzählung, wie die Kumara (süße Batate) zu ihnen kam, ist starker Grund zu der Vermuthung vorhanden, daß sie aus demselben Stamme entsprossen sind. In ihren Sagen tritt auch ein Begriff von der Schöpfung hervor, der eine allgemeine Aehnlichkeit mit dem der andern polynesischen Nationen hat.

Der Handel mit einheimischen Curiositäten, namentlich mit tättowirten Köpfen, ist nicht mehr so groß, wie früher, wo er so bedeutend war, daß die Regierung in Neusüdwales im Jahre

1831 denselben verbot. Während Gouverneurs Darlings Verwaltung soll der Häuptling Shongi große Summen auf diese Weise gewonnen haben, und manche wollen seine Kriege der Gewinnsucht zuschreiben, da er in England mit dem Werth, den man auf solche Köpfe setzte, bekannt geworden war. Man glaubt allgemein, viele der so verkauften Köpfe seyen von weißen entlaufenen Verbrechern, welche die Zubereitungsart von den Eingebornen lernten, zum Verkaufe hergerichtet worden. Man kann sie noch bekommen, jedoch benehmen sich die Verkäufer mit großer Vorsicht. Wir verschafften uns zwei derselben, aber der Verkäufer bat uns reinen Mund zu halten, indem er sonst 50 Pfd. St. Strafe zahlen müsse. Man hätte die Waare freilich an dem Orte, wo sie uns angeboten wurde, auf einem Missionsschiff, nicht suchen sollen.

Die Neuseeländer sind immer noch Menschenfresser, obwohl die Missionäre in dem Umkreis ihrer Wirksamkeit diesem Gebrauch möglichst steuern. Kurz nach der Ankunft unserer Naturforscher kam der Fall vor, daß ein Häuptling einen vierzehnjährigen Knaben tödtete, um ihn seinem kranken Sohne vorzusetzen, und als dieß noch nicht half, sollte ein Mädchen ihm aufgetischt werden, aber das zeitige Dazwischentreten der Missionäre verhinderte es. Die gegenwärtige Lage der Neuseeländer steht bedeutend hinter der einiger anderen polynesischen Völker zurück; zwar soll in neuerer Zeit ein Fortschritt in der Civilisation stattfinden, viele sollen ihre eigene Sprache lesen und schreiben können, und einen Stolz darein setzen, auch andere darin zu unterrichten, aber sie stehen in den Elementen der Erziehung sehr weit hinter den Eingebornen anderer Gruppen zurück, wo gleichfalls Missionäre sich niedergelassen haben, obgleich sie hinsichtlich der natürlichen Fassungskraft wahrscheinlich höher stehen.

In den hiesigen Missionsarbeiten ist manches bemerkenswerth. Die Missionäre scheinen hier einen andern Weg, wie auf andern Gruppen eingeschlagen zu haben, und fangen an die Eingebornen in nützlichen Künsten zu unterrichten, und ihnen ein Beispiel des Fleißes zu geben. Dieß veranlaßte manche Bemerkungen. Die Missionäre der bischöflichen Kirche schienen sich von den Eingebornen etwas fern zu halten, und es herrscht eine gewisse Steifheit und ein Stolz vor, der nach ziemlich allgemeiner

Ansicht für Missionäre sich nicht schickt. Sie haben eine Capelle zu Tipuna und eine andere zu Pahia, aber nur wenige Personen wohnen dem Gottesdienst bei; ebenso haben ihre Schulen nur wenige Schüler, und sie scheinen sich nur wenig um Bekehrungen zu kümmern. Die meisten Eingebornen indeß halten Morgen- und Abendgebete, aber ihre Sitten und ihr Thun überhaupt zeigt keine Reform in ihrem Leben. Die Missionäre haben große Landstriche in Besitz, und um die Insel-Bay steht den Missionären der bischöflichen Kirche fast das ganze Grundeigenthum zu Gebot. An der Missionsanstalt zu Pahia ist eine Druckpresse, wo ein Theil der heiligen Schrift gedruckt wurde und eine neuseeländische Grammatik gedruckt wird. In der einheimischen Tradition findet sich eine allgemeine Aehnlichkeit mit denen der andern polynesischen Nationen. Der erste Gott war Maui, der die Erde aus der Sonne herausfischte; hierauf kam eine große Fluth, welche das Land bedeckte und dann wurde das Wasser durch einen andern Gott aufgetrocknet, der den Wald in Brand steckte. Nach allen Beobachtungen aber kann man zuversichtlich behaupten, daß die Eingebornen gar keine Religion haben, einige nehmen die Form des Christenthums an und nennen sich Christen, die Mehrzahl aber sind weder Christen noch Heiden. Wenn sie von den Missionären Unterricht erhalten, so sollen sie oft auf einmal innehalten und ein Geschenk dafür verlangen, daß sie ihre Hymne aufgesagt haben, und man behauptet, ob es wahr ist, will ich nicht behaupten, daß die katholischen Missionäre den Eingebornen ein kleines Zeichen in Form von Kreuzen gaben, was letztere als eine Art Entschädigung betrachteten. Zu Kororarika ist, wie schon erwähnt, eine katholische Capelle und jetzt auch der Sitz des Bischofs der katholischen Südseemission. Einige seltsame Anekdoten erzählt man von Eingebornen, die zuerst der einen, dann der andern Confession sich anschlossen und kleine Geschenke von allen empfingen; überhaupt sollen nur wenige die Sache anders auffassen, als daß man sie für das Gebetsagen und das Anwesendseyn bei der Messe bezahlen müsse. Zu Hokianga ist eine methodistische oder wesleyanische Mission, welche allgemein für die thätigste gilt und auch viel Gutes wirkt.

Die Pas der Eingebornen sind gewöhnlich der Schauplatz von Ausschweifungen; meiner Mannschaft wurden bald die Besuche

im Pa Pomare's zuwider, und sie beklagte sich über erfahrene Unredlichkeit. Einen Tag nach unserer Ankunft machte uns Pomare mit seinem Gefolge einen Besuch auf dem Schiffe, zeigte sich aber dabei als unverschämter Bettler. Er ist groß und wohl gebaut, aber linkisch und hat weit auseinanderstehende Zehen, einen Fehler, den sein Gang noch mehr hervorhebt. Die Neuseeländer fielen mir darum besonders auf, weil sie von allen polynesischen Völkern, die ich bis jetzt gesehen, am meisten unsern nordamerikanischen Indianern glichen. Ich bemerkte, daß den Befehlen Pomare's von seinem Gefolg sehr wenig Aufmerksamkeit gezollt wurde, und man sagte mir, daß die Freien nur wenig Obergewalt über sich anerkennen; seine Sklaven und Weiber müssen dagegen die Last seines Zorns tragen, ihr Leben ist in seiner Hand, und sein Wille ist Gesetz; sie scheinen indeß freundlich behandelt zu werden. Pomare steht ganz unter der Leitung seiner Lieblingsfrau.

Da ich ihren Kriegstanz sehen wollte, so bat ich Pomare, uns einen solchen zu zeigen. Es waren 3 bis 400 Eingeborne mit ihren Weibern versammelt. Pomare theilte die Männer in drei Trupps, welche er in einiger Entfernung von einander aufstellte. Bald darauf kam eine Botschaft von ihm, sie seyen alle hungrig und wünschten etwas zu essen; dieß schlug ich ab, bis ihr Tanz zu Ende sey. Sie vereinigten sich sodann in eine dichte Schaar, und begannen zu stampfen, zu schreien, zu springen und ihre Gewehre, Keulen und Ruder unter heftigen Gesticulationen nach einer Art wilden Tacts in der Luft zu schwingen. Eine grotesfere Truppe von gekleideten, halbgekleideten und ganz nackten Leuten läßt sich kaum denken. Nach einiger Zeit rannten sie alle in wildem Geschrei zu einem Kriegsanlauf fort, daß nicht nur alle in der Nachbarschaft weidenden Thiere erschrocken davon flohen, sondern auch die Zuschauer nicht wenig erschreckt wurden. Nachdem sie etwa 300 Schritt weit gerannt, feuerten sie ihre Gewehre ab, und hielten dann unter lautem Geschrei an. Hierauf kehrten sie gegen uns um, hielten in derselben Weise an, eine wahrhaft wilde, und in scheinbare Wuth gebrachte Masse, die alle Bewegungen, um Feinde zu verstümmeln und zu tödten, durchmachte, bis sie erschöpft sich auf den Boden legten, und wie ermüdete Hunde nach Athem lechzten. Einer der Häuptlinge

nahm dann einen alten zerbrochenen Dragonersäbel, lief denselben schwingend vor uns hin und her, und sprach zugleich eine Rede, in der er uns willkommen hieß. Nachdem noch drei oder vier andere sich in derselben Weise producirt hatten, erklärten sie daß ich ihnen Reis und Zucker versprochen hätte, und daß sie denselben jetzt haben müßten. Hr. Clendon beredete sie jedoch zuvor noch einen ihrer Festtänze zu geben. Zu diesem Ende traten etwa fünfzehn alte und ungefähr ebensoviel junge Leute auf; die Mädchen hatten einen Theil ihrer Kleidung abgelegt, um ihre Gestalten in vortheilhafterem Lichte zu zeigen, und begannen eine Art Recitativ, das von allerlei Gesticulationen begleitet war, und an dessen Ende sie Gutturallaute wie im Chor hervorstießen. Man brauchte ihre Sprache nicht zu verstehen, um ihren Sinn zu begreifen, und es ist ganz überflüssig zu bemerken, daß ihr Geschmack nicht feiner war als wir ihn stets unter den heidnischen Völkern Polynesiens beobachtet hatten. Jetzt war indeß ihre Ungeduld nicht mehr zu zähmen, und als sie hörten, daß Reis und Zucker vorgesetzt werden sollte, rannten sie den Berg hinab, wo sie sich mit Weib und Kind zum Mahle niedersetzten. Dieß war für mich der interessanteste Theil der Darstellung: sie zeigten sich nicht habgierig, man sorgte für die Kinder, und alle ließen es sich trefflich schmecken. Ich erhielt, als ich durch ihre Reihen ging, lauten Dank, konnte indeß doch nicht umhin zu bemerken, daß sie, obwohl zu dieser Gelegenheit mit ihren besten Kleidern angethan, doch einen sehr schmutzigen Haufen ausmachten.

Keiner unserer Officiere hörte etwas von einheimischer Musik, und ihre Bemühungen Hymnen oder alte Psalmenmelodien zu singen gelangen ganz schlecht. Der Ton ihrer Stimme beim Sprechen ist höher als der der Europäer, die Franzosen allein ausgenommen, und der der Frauen ganz derselbe, was sie noch roher erscheinen läßt. Beide Geschlechter haben wenig Intonation im Gespräch, und man vernahm keine Töne, die irgend ein weicheres Gefühl ausdrückten.

Die Chatham-Insel, welche vermuthlich bald mit der englischen Colonie Neuseeland vereinigt seyn wird, gilt jetzt als ein Spitzbubennest und mehrere Schiffe sind schon dort beraubt worden. Die Eingebornen haben eine Tradition, daß sie aus Neu-

seeland stammen, wohin ihre Vorväter bei einem Sturm getrieben wurden; bei ihrer Landung hätten sie die Sprache geändert, nämlich den gewöhnlichen Bau der Sätze und die Stellung der Sylben umgekehrt, so daß sie jetzt statt Haremai, Maihare, statt Paika, Kapai sagen. Die Eingebornen der Chatham-Insel sind nicht tättowirt, tragen keine Kleidung und sollen mehr Verstand als ihre Vorväter zeigen. Sie wurden vor einigen Jahren von einer Schaar Neuseeländer unterjocht, die von den Kapiti-Stämmen unter dem berühmten Raupäraha aus Port Nicholson verjagt worden waren. Leider wirkten in diesem Kriege manchmal Weiße mit. Hr. Couthouy, der krank zu Sydney zurückgelassen worden war, und von dort auf einem Schiff abging, das durch die Cooksstraße fuhr, traf dort an einem der Landungsplätze den elenden Ueberrest eines Stammes, der einige Jahre zuvor noch zahlreich gewesen war. Der Führer eines englischen Schiffes, Namens Stewart, trieb damals einen Handel längs der nördlichen Insel, und traf mit dem Häuptling Robolua zusammen, der eben zu dieser Zeit einen Kriegszug gegen Süden beabsichtigte. Ueberzeugt seine Feinde sicher zu schlagen, wenn er ihnen unerwartet über den Hals komme, bot er Stewart an, sein Schiff mit Flachs zu beladen, wenn er ihn und seine Krieger an den Angriffsort führen wolle. Der Contract wurde von Stewart eingegangen, die Krieger an Bord genommen, und an verschiedenen Theilen der Küste ans Land gesetzt, wo die Einwohner unvermuthet überfallen und ohne Gnade niedergemetzelt wurden.

Couthouy's Reise bietet einige merkwürdige Züge dar. Er hatte die kläglichen Reste des niedergemetzelten Stammes im Port Cooper gefunden, und fuhr von da nach Port Levy, einem ziemlich bedeutenden Hafen weiter gegen Osten. Hier gingen sie ans Land und schossen in kurzer Zeit 64 Paar Tauben und drei schwarze Papagaien; die erstern finden sich in bedeutender Menge und sind sehr groß; ihr Rücken ist dunkel schieferfarbig und geht am Hals und den Flügeln ins Bronzefarbige über; der Kopf war ganz schwarz, die Brust weiß, und nur gegen den Bauch hin wurden die Federn rothbraun, Schnabel und Füße waren glänzend roth. Die Papagaien waren ganz schwarz, von der Größe einer Krähe, und bemerkenswerth durch zwei rosenfarbige Auswüchse an der untern Kinnlade, gleich dem gewöhn-

lichen Geflügel. Auch tödtete man eine Art Pica, bei den Eingebornen Cuga genannt, von der Größe einer Amsel; ihre Farbe war trüb-schwarz mit einem grünen Schimmer auf dem Rücken, und an jeder Seite des Halses war eine weiße Feder, die nach vorne und aufwärts gekräuselt waren.

Hier wurden sie mit Charley oder Karakiharura, dem vornehmsten Landbesitzer in Port Cooper, Port Levy und Pigeon-Bay bekannt. Trotz dieser ausgedehnten Besitzungen waren weder er noch seine Gefährten besser gekleidet als andere: er trug ein gestreiftes Hemd, Jacke und Hosen, die ein Matrose abgelegt hatte; zudem den gewöhnlichen Heitiki oder Halsschmuck, von dem er nichts sagen konnte, als daß man die grünen Steine desselben in einem weiten Thal zwischen zwei Bergen finde. Um Port Levy steigt das Land 1200 Fuß hoch an, der Boden ist allenthalben ungemein fruchtbar, aber wegen seiner Steilheit zum Ackerbau nicht sehr geeignet, da man kein Rindvieh zum Pflügen verwenden kann. Das Land zeigte allenthalben denselben Charakter: eine Reihenfolge steiler, von tiefen schmalen Schluchten durchschnittener Berge, die mit dichtem Wald bekleidet sind, außer wo sie an der Küste auslaufen und einen wenige Acres breiten, anbaufähigen Raum lassen. Der Wald besteht aus schönem Holz, meistens Kaurifichten, 120 bis 130 Fuß hoch und 7 bis 8 Fuß im Durchmesser. Farrenkräuter waren stellenweise sehr dick, aber nicht sonderlich mannichfaltig; einige Arten parasitischer Kletterpflanzen standen massenweis in Blüthe. Hr. Couthouy bemerkte, er habe die Vegetation viel üppiger und mannichfaltiger, als in irgend einem Lande seit Brasilien gefunden. Der Boden ist ein fruchtbarer schwarzer Lehm, der theils aus Pflanzenerde, theils aus zersetztem Basalt besteht; die Structur der Felsen ist entschieden säulenartig, am Gipfel der Berge stehen große Massen festen dunkeln Basalts zu Tage, welche zahlreiche Krystalle von Olivin, Pyroxin und andere vulcanische Mineralien enthalten. Am Fuße der Berge bestand das Gestein häufig aus grober poröser Lava, und das Ufer war mit Rollsteinen all dieser Varietäten bedeckt.

Der nächste Haltplatz war Pigeon-Bay, welchen Ort die Passagiere des Schiffes, auf welchem sich Hr. Couthouy befand, zu ihrem Zweck einer Ansiedlung eben so untauglich als die beiden vorhergehenden fanden. Auf der Fahrt weiter nordwärts gegen

Cap Campbell ist die Küste hoch und zerrissen, ohne ebenes Land am Ufer, dennoch fanden sie eine Meile von demselben nur 14 Faden Tiefe und sandigen Grund. Sie hatten eine schöne Aussicht auf die Schneegipfel, die Zuschauer (Lookers on) genannt, etwa 20 Meilen gegen Süden. Diese schienen ziemlich eben so hoch, wie Mount Egmont am Eingang der Cooksstraße, nämlich 10 bis 12,000 Fuß, und sie thürmen sich in scharfen Gipfeln empor, die 1500 Fuß weit herab mit Schnee bedeckt sind. Das Land an dieser Küste ist sehr steil, augenscheinlich zu keiner Art von Anbau passend und ohne Häfen.

Hierauf wurde in Cloudy-Bay Anker geworfen, wo sich fünf Wallfischfänger-Stationen befanden, die sämmtlich gute Geschäfte machten, und zu 20 bis 30 Leute, namentlich Neuseeländer beschäftigten. Auch amerikanische Wallfischfänger fanden sich hier. Im Laufe des Tages kam eine Anzahl Häuptlinge aufs Schiff, lauter wilde Bursche, mit rauhen, verfilzten Haaren, tättowirten Gesichtern und die Körper mit rother Erde und Oel beschmiert; einige trugen grobe Matten, andere Wolldecken und alle waren ausnehmend schmutzig; die meisten hatten den Heitiki-Schmuck um den Hals, einige in den Ohren, die auch mit rothen und weißen Federn geschmückt waren; einige hingen ihre Pfeifen in den durchlöcherten Ohrenläppchen auf; andere hatten Halsbänder von polirten Menschenknochen, Trophäen von erschlagenen Feinden. Ihre Sitten waren roh, und hatten keineswegs das Gefällige, das bei den Bewohnern anderer polynesischer Gruppen so auffallend hervorsticht; dennoch zeigten sie eine rohe Würde, welche von einem Gefühl ihres Ranges und ihrer Bedeutung zeugt. Der bekannte Robolua erschien beim Frühstücke unangekündigt und uneingeladen, und nahm ohne alle Umstände seinen Sitz neben dem Capitän mit den Worten: „Ich Robolua!" Er ist über Mittelgröße, kräftig gebaut, hat aber nichts weniger als einnehmende Züge. Der gewöhnliche Ausdruck seines Gesichts ist nicht gerade schlimm, aber wenn er in Wuth geräth, wahrhaft teuflisch, und seine kleinen tiefgesunkenen Augen, die auf Schlauheit deuten, glänzen mit wahrer Tigerwuth. Sein Kopf ist von ungeheurer Größe, mit langem, verfilztem, schon etwas grauem Haar bedeckt; seine Augenbrauen waren lang und buschig, und der Ausdruck seines Mundes widerlich, in Folge des Verlustes

seiner Zähne — ein seltener Umstand unter den Eingebornen. Er schien von schwacher Gesundheit und sein Körper war durch das Alter etwas gebeugt; er trug eine schmutzige Wolldecke und darüber einen altmodischen Plaidmantel, dessen Farben, wie die seiner Unterkleider, nicht mehr zu erkennen waren. Alle Häuptlinge trugen ihre Kleider so, daß der linke Arm bedeckt war und der rechte frei blieb; dieß geschieht, wie mir Hr. Williams sagte, um ihr Meara oder Steinbeil zu verbergen, das sie stets am linken Handgelenk zum augenblicklichen Gebrauch hängen haben, und das sie sorgfältig versteckt halten. Robolua hatte seinen vornehmsten Krieger Drangadieti, ein schönes Exemplar von einem Häuptling der Wilden, bei sich; er war etwa fünfzig Jahre alt, von edler aber trotziger Gesichtsbildung, nahe zu 6½ Fuß hoch und gerade wie ein Pfeil; sein langes Haar war hinten à la Grecque aufgebunden, und der Knoten vermittelst zweier langen schwarzen Federn, die er durchgesteckt, festgehalten. Er glich mehr einem Häuptling als Robolua selbst, welcher nach Hrn. Williams Angabe sein Ansehen mehr seiner Rednergabe im Rath und seinen strategischen Talenten in ihrer Kriegsweise, als seinen eigenen Thaten verdankt, denn er setzt selten seine Person im Kampfe aus. Die Häuptlinge sagen in ihrer figürlichen Sprache: „der Athem Robolua's könne sie rund umdrehen, und seine Zunge sey mächtiger als eine ihrer Waffen." Er war ursprünglich nur ein kleiner Rangatira (Gutsbesitzer), und dankte sein rasches Steigen der Einführung der Feuerwaffen, denn lange war er der einzige Häuptling, der eine größere Zahl derselben besaß; in den letzten Jahren ist seine Macht sehr gesunken, denn vor fünf oder sechs Jahren konnte er noch 6000 Krieger stellen, jetzt kaum noch 400, denn auch seine Feinde erhielten nach und nach Feuerwaffen, und jetzt ist die Unthätigkeit des Alters über ihn gekommen. Man traf hier mehrere Eingeborne, die lesen konnten und einen Theil des neuen Testaments bei sich hatten; namentlich zwei Frauen suchten ihre erlernten Kenntnisse zu zeigen, und bemerkten die Religion der Missionäre sey nicht für Neuseeländer gemacht, sie sey zu gut für sie. Trunkenheit und Unredlichkeit herrscht ihrem eigenen Geständniß zufolge unter den Weißen, die manchmal ihren Vorgesetzen durchaus nicht gehorchen wollen;

sie haben sämmtlich eingeborne Frauen, schicken sie aber nach Gefallen fort und nehmen andere.

Die Wallfischfänger gaben an, die herrschenden Winde in der Cloudy-Bay im Sommer und Anfang des Herbstes, d. h. vom November bis März, seyen Südost und Nordwest, und sie folgten einander in kurzen Zwischenräumen; während des übrigen Theils des Jahres herrschen Süd- und Südwestwinde vor, und bringen nasses Wetter. Das Klima von Neuseeland ist ausnehmend wandelbar, jedoch, obwohl man es als die Ursache mancher Krankheiten unter den Eingebornen ansehen kann, taugt es unter sämmtlichen Gruppen der Südseeinseln noch am besten für europäische Constitutionen. Eine ziemlich bedeutende Menge Regen fällt des Jahres hindurch, namentlich in den Regenmonaten Mai und Junius. Die Temperatur wechselte zu Kororarika im Februar und März zwischen 53° und 78°; die mittlere Temperatur war 64, 2°; in der Sonne stieg der Thermometer bis auf 110°. Auf warme Tage folgen oft kalte Nächte, welche zu Brustkrankheiten unter den Eingebornen Anlaß geben, und oft schnell mit Schwindsucht endigen. Eben so sind die Eingebornen Rheumatismen und Seitenstechen ausgesetzt, während Europäer und Amerikaner, welche bessere Nahrung und Kleidung haben, auch in bequemen Häusern wohnen, von diesen Krankheiten frei sind. Masern, Keuchhusten und andere Epidemien wurden durch fremde Schiffe eingeführt. Während wir in der Insel-Bay lagerten, herrschte die Grippe am Ufer und theilte sich der Mannschaft mit. Die Lustseuche, durch die Ausschweifungen verbreitet und durch keine medicinische Behandlung gehemmt, mindert rasch die Zahl der Eingebornen.

Der größere Theil des Bodens in demjenigen Theile Neuseelands, den wir zu Gesicht bekamen, ist zu unfruchtbar, um für den Ackerbau vortheilhaft verwendet werden zu können; er besteht im allgemeinen aus einem harten gelben Lehm, der, wenn man ihn von Baum und Buschwerk gesäubert hat, wenig anderes tragen kann als Farrenkräuter (Pteris esculenta). Nur wo der Boden vulcanisch ist, hat er größere Fruchtbarkeit, aber diese Art Boden ist selten. Weizen und andere Getreidearten werden gebaut, und Früchte, so wie Gemüse der gemäßigten Zone, gedeihen gut. Die Berge sind fast ganz vegetationsleer, denn nachdem der Boden abgeholzt worden, schwemmt der schwere Regen die Erde

nach den Thälern, und die Berggehänge werden zu Wasserrissen. So bilden sich im Thale Strecken guten Landes, die aber selten mehr als 15 bis 20 Acres Ausdehnung haben. Die Unfruchtbarkeit des Bodens ist indeß nicht das einzige Hinderniß des Ackerbaues. Sobald der Boden abgeholzt ist, wachsen Farrnkräuter empor, und bedecken in dichten Massen das Land. Das Pflügen reicht nicht hin, um sie auszurotten, denn sie keimen aus den zerschnittenen Wurzeln wieder empor und ersticken das Getreide; es gibt nur Ein Mittel dagegen, nämlich die Pflanzen mit der Hand auszuraufen und zu verbrennen, worauf dann die Asche, ein gutes Düngungsmittel, auf die Felder gestreut wird. Man glaubt das Farrnkraut zeige wegen seiner Größe und Stärke einen fruchtbaren Boden an, dieß ist indeß nicht der Fall, denn ich habe mehrere tausend Acres fortlaufenden Landes mit sechs Fuß hohem Farrnkraut bewachsen gesehen, und man hielt den Boden zu nichts tauglich als zum Backsteinbrennen. Das Farrnkaut wächst so dicht, daß es unmöglich ist sich einen Weg hindurch zu bahnen, und man kann das Land, wo das Farrnkraut in Menge wächst, nur durchwandern, wenn man den Pfaden der Eingebornen folgt; diese laufen an den Höhen hin und haben Verzweigungen, die zu den benachbarten angebauten Stellen führen. Sobald die Cultur des Bodens vernachlässigt wird, erscheint das Farrnkraut wieder.

Der thonige Boden gibt ein spärliches Gras, das kaum zur Weide taugt, und es scheinen in der That gar keine einheimischen Gräser vorhanden zu seyn. In dem fruchtbaren Boden soll rother Klee gut fortkommen, und manche glauben, der weiße Klee würde auf den jetzt öden Bergen gedeihen. Das Klima ist dem Anbau fremder Gräser günstig. Wenn das Farrnkraut niedergebrannt und die Asche ausgebreitet ist, so wird Weizen angebaut, und dann das Land mit Gras besäet. Von fremden Früchten hat man Aepfel, Pfirsiche und Weinreben eingeführt. Die letzten gedeihen im vulcanischen Boden, allein das Klima scheint zu feucht als daß die Trauben zur gehörigen Reife gelangen könnten. Die Pfirsiche sind schön, aber die Eingebornen reißen sie meist zu früh ab. Neuere Schriftsteller haben wunderbare Berichte von dem Wachsthum der Fruchtbäume aus gemäßigten Klimaten verbreitet, aber sie sind wahrscheinlich übertrieben und sollten nur eine Spe=

culation befördern. Unter den einheimischen Pflanzen gedeihen die süßen Kartoffel, die sie Kumara nennen, in Menge; den Angaben der Missionäre zufolge haben die Eingebornen über diese Knollenpflanze die bemerkenswerthe Tradition, daß sie durch Kähne von anderer Bauart als die ihrigen, deren Holzstücke zusammengenäht gewesen, ihnen zugeführt worden sey. Cook hat die gewöhnliche Kartoffel zurückgelassen, die seitdem vielfach angebaut wird. Der einheimische Hanf (Phormicum tenax) ist eine höchst nützliche, in großer Menge wachsende Pflanze, die zu mancherlei Zwecken verwendet und auch ausgeführt wird; er ist ein wichtiges Material im Bau ihrer Häuser, zu welchem Ende er in Stricke gedreht wird; auch macht man Angelschnüre daraus, die in Sydney wegen ihrer Stärke und Schönheit sehr geschätzt sind.

Die Vegetation von Neuseeland hat ein frisches, tieferes Grün als die von Neuholland und gleicht einigermaaßen der des Feuerlandes. Nach den Angaben der Missionäre sind die Bergzüge und überhaupt der größere Theil der nördlichen Insel von Bäumen entblößt, und die auf die Thäler beschränkten Felder sind mehr nur einzelne Waldstriche. Der westliche Theil der Insel ist stärker bewaldet als der östliche. Unsere Botaniker haben bemerkt, daß Bäume von solchen Gattungen, die in andern Ländern in dürrem Boden wachsen, in Neuseeland den fruchtbaren Boden aufsuchen. Dieß ist namentlich der Fall mit den Fichten; auch glaubten sie aus der Stellung einzelner Bäume und der Masse von Kaurieharz, das sich im Boden eingelagert findet, schließen zu dürfen, daß die Wälder ehemals weit allgemeiner als jetzt über das Land verbreitet waren. Das eben besprochene Harz wird noch jetzt von der Kauriefichte gewonnen, den größten Theil desjenigen aber, welches ausgeführt wird, gräbt man aus dem Boden. Die Kaurie- und Kaikotia-Fichten liefern Sparren, die für große Schiffe ihres Gleichen nicht in der Welt haben. Die Bäume sind im allgemeinen groß und werden durch die zahlreichen Flüsse leicht nach der Küste gebracht. Die Eingebornen benützen diese Bäume zu ihren Canoes, die aus einem einzigen Stamm gehauen werden. Wir sahen ein Kriegscanoe, das groß genug war, um 50 Mann zu fassen; es hatte ein zehn Fuß hoch aufgerichtetes Vordertheil, das künstlich geschnitzt und mit Feder-

büschen verziert war. Die Ruder sind löffelartig gestaltet, und die Kähne werden dadurch mit großer Raschheit vorwärts getrieben; da sie indeß keine Luvbäume haben, so schlagen sie leicht um.

Keine einheimischen vierfüßigen Thiere fand man wild auf der Insel; Rindvieh wurde eingeführt und gedeiht. Unter den Vögeln zeichnet sich die einheimische Nachtigall und der Tui aus, dem man auch den Spitznamen „der Pfarrervogel" gegeben hat; ich sah ihn bloß in einem Käfig und seine Stimme gefiel mir nicht sonderlich; mehrere der Herren von der wissenschaftlichen Commission sahen und hörten ihn aber in den Wäldern, und beschreiben seine Stimme als um ein Gutes lauter wie die des Poe-Vogels der Samoaner; manchmal soll er einen Ton wie eine Trompete von sich geben.

Die großen Stapelartikel des Handels sind Flachs, Sparren und Weizen, auch Kartoffeln und Fichtenharz werden ausgeführt, aber der Wallfischfang ist gegenwärtig für die Fremden werthvoller als alle Erzeugnisse des Bodens. Er wird durch Neuseeländer und Fremde getrieben, aber sie zerstören die Quelle des Gewinnes, denn sie tödten alte und junge Thiere ohne Unterschied. Die Wallfischfangniederlassungen der Engländer an der Küste sind zahlreich, und die schändlichsten Handlungen werden von ihren Bewohnern und den Mannschaften der Schiffe ausgeübt, indem sie nicht bloß gegen Eingeborne, sondern auch gegeneinander Gewaltthätigkeiten ausüben. Da Neuseeland in der unmittelbaren Nähe des Wallfischgrundes liegt, so finden sich hier auch eine gute Anzahl amerikanischer Wallfischfänger zusammen, im Frühjahre 1840 gegen 100 Segel. Die Ausfuhr aus Neuseeland nach England besteht hauptsächlich in Sparren, mit denen in neuerer Zeit mehrere Kriegsschiffe gegen den geringen Aufwand von einigen Wolldecken und Flinten versehen wurden. Die letztern werden namentlich von den Häuptlingen gesucht, welche es sich viele Mühe und Arbeit kosten lassen, um sich diese Mittel zur Macht zu verschaffen. Außerdem sind Pulver, Blei, grobe Baumwollenzeuge, Branntwein, Reis und Zucker am meisten begehrt, und erhalten namentlich wegen der großen Zahl der jetzt einströmenden Fremden einen bedeutenden Preis, was die Wirkung hat, die Arbeit verhältnißmäßig sehr theuer zu machen.

Vierzehntes Capitel.

Tongatabu im Jahre 1840.

Nachdem wir die nöthigen Ausbesserungen vorgenommen hatten, segelte der Vincennes in Begleitung des Porpoise und Flying-Fish am 6 April von diesen Inseln ab nach Tongatabu. Ich wünschte über einige der zweifelhaften Sandbänke hinwegzufahren und die der Sonntags-Insel (Raoul bei d'Entrecasteaux) beigemessene Länge zu untersuchen. Hätte ich diese Absicht nicht gehabt, so würde ich eine etwas östlichere Richtung vorgezogen haben, wodurch wir bälder nach Tongatabu gekommen wären.

Am 11 April hatten wir 29° S. B. und 178° W. L. erreicht, und an diesem Tage zeigte die Sonne einen sehr prachtvollen Hof. Derselbe bestand zuerst aus den Segmenten zweier großer Kreise, deren Chorden einen Winkel von 54° bildeten. Allmählich vereinigten sie sich dann und bildeten rings um die Sonne herum einen Kreis, dessen Durchmesser 42° betrug. Die Nebensonnen waren sehr deutlich, und hatten an ihren äußern Seiten Hörner; zwei Punkte in der die Sonne durchschneidenden vertikalen Ebene waren sehr hell, bildeten jedoch keine Nebensonnen. Die Sonnenhöhe war 29° 20'. Man konnte keine eigentlichen Wolken bemerken, aber der ganze Himmel war nebelig und der Wind blies frisch aus Nordost. Zwei Stunden nach diesem Phänomen blitzte es heftig, der Regen fiel in Strömen, doch ohne Donner, und dieß währte die ganze Nacht so fort. Der Barometer stand auf 29.99 Z., der Thermometer auf 71° 75'. Das Wetter hatte sich Morgens um 6 Uhr aufgeklärt und wir hatten leichten Westwind. Die Wolken sah man schnell von Nordost her fliehen.

Am 13 wehte der Wind von Süden und Westen, aber leichte Wolken zogen noch immer von O. N. O., und die See war stürmisch und unruhig. Wir waren über den als Rosetta-Sandbank bezeichneten Platz hinweggesegelt, und ich glaube ver-

sichern zu können, daß sie an dieser Stelle nicht existirt. Am 14 erreichten wir die Sonntags-Insel. Sie ist hoch und rauh, und allem Anschein nach vulcanisch; die Felsen erheben sich gleich Basaltsäulen. Das Eiland bietet keinen Ankerplatz dar, und da der Wind nur schwach blies, so konnte man nicht nahe genug hinsegeln, um ein Boot ans Land zu schicken; auch war die See ziemlich ungestüm. Die Sonntags-Insel liegt unsern Beobachtungen zufolge unter 29° 12′ S. B. und 178° 15′ W. L.; was mit ihrer sonst angegebenen Lage ziemlich übereinstimmt. Sie soll von etlichen weißen Menschen bewohnt seyn, und einige Officiere berichteten, daß sie Rauch gesehen hätten. Bis zum 19 hatten wir leichte Brisen; am Nachmittag dieses Tages bemerkten wir eine Wasserhose, welche sich etwa eine halbe Meile vom Schiff entfernt bildete. Man sah das Wasser aus einem 50 Fuß im Durchmesser haltenden Kreis auffliegen und Wasserstrahlen aus dem Umfange des Kreises aufspritzen, der Form nach nicht unähnlich einem Weidenkorbe und mit einer kreisförmigen Bewegung von der Rechten zur Linken. Ueber der Wasserhose hing eine dicke schwarze Wolke, aber es ging aus dieser keine Röhre herunter, und die Hose schien sich auch nicht zu vergrößern. Da ich sie gerne in der Nähe gesehen hätte, so segelte ich auf sie zu; allein wir hatten schwachen Wind, die Wolke zerbarst und das Ganze war verschwunden, ehe wir anlangten. Der Elektrometer zeigte keine Veränderung.

Am andern Tag, den 20 April, unter 24° 26′ S. B. und 174° 47′ 30″ W. L. hatten wir den Passatwind ungefähr aus Osten und fuhren über die als Vasquez-Insel bezeichnete Stelle hin, sahen aber von einer Insel nichts. Dagegen glaubten wir im Osten Land zu bemerken, weßhalb der Porpoise zu näherer Untersuchung abgeschickt wurde.

Am 22 erreichten wir die Eilande Eua und Tongatabu. Der Wind war den ganzen Tag über sehr veränderlich mit heftigen Stößen und schwerem Regenfall, und da es zu spät war um durch den langen zum Hafen führenden Canal zu fahren, so hielt ich es für besser die Nacht über beizulegen. Eine südliche Strömung führte uns jedoch weiter als ich glaubte, und wir konnten am nächsten Tage unsere frühere Stellung nicht wieder erreichen. Wir hatten starkes Wetterleuchten und Regen, sowie

strengen Wind aus Osten. An 24 um 1 Uhr Nachmittags fuhren wir um die Ostspitze Tongatabu's und segelten durch den Astrolabe-Canal. Dieß ist eine gefährliche Durchfahrt, die bei veränderlichem oder schwachem Wind nicht versucht werden darf. Sie ist neun Meilen lang und geht zwischen zwei Korallen-Riffs hin, wo sich kein Ankerplatz befindet; an ihrem westlichen Ende hätte die Astrolabe im Jahre 1827 beinahe Schiffbruch gelitten. Sie ist eine halbe bis eine ganze Meile breit, wird allmählich enger, bis das kleine Eiland Mahoga den Ausgang völlig zu sperren scheint. Nahe bei dieser Insel wendet sich jedoch der Canal plötzlich gegen Norden; beim Einfahren in diesen Theil des Canals bemerkte ich einen von der Astrolabe bezeichneten Korallen-Felsen, und hielt mich deßhalb, um es zu vermeiden, östlich; allein die Gefahr war näher am Riff als bezeichnet war, und da wir dasselbe des starken Sonnenglanzes wegen nicht sehen konnten, so rannten wir schnurstracks auf dasselbe zu. Einen Augenblick lang wurde das Schiff in seinem Laufe aufgehalten, allein das Hinderniß wich, und wir fuhren ungehindert weiter nach dem Ankerplatz von Nukualofa, der Residenz des Königs Josiah, vormals Tubou. Bei unserer Untersuchung der Wasserstraße fanden wir an dem Platz, wo das Schiff aufgerannt war, keine Klippe, und wir hatten die Genugthuung zu erfahren, daß wir sie, ohne daß für das Schiff ein Schaden daraus erwachsen wäre, zerstört hatten. Hat man den durch Felsen geschützten Hafen erst erreicht, so ist man in Sicherheit.

Nukualofa ist eine Station der Wesleyanischen Missionäre, deren Vorsteher, die HH. Tucker und Rabone, mir einen Besuch abstatteten. Von ihnen erfuhr ich, daß die christliche und die Teufelspartei auf dem Punkte stünden Feindseligkeiten zu beginnen, und daß Taufaahau oder König Georg von Vavao mit 800 Kriegern angekommen sey, um den Krieg zu führen und zu beendigen.

Die Inseln Tongatabu und Eua sind die zwei südlichsten Eilande der Hapai-Gruppe (die Freundschafts-Inseln Cooks); die erstere ist nieder und eben, Eua dagegen hoch. Der höchste Punkt von Tongatabu erhebt sich bloß 60 Fuß über die See, während der höchste Eua's etwa 600 Fuß über dem Meeresspiegel liegt; die zwischen beiden liegende Straße ist 8 Meilen breit. Tonga ist äußerst fruchtbar,

mit Bäumen bedeckt und zählt 10,000 Einwohner; Eua dagegen ist felsig und zerrissen, und hat auch nur 200 Einwohner.

Da ich glaubte durch meine Vermittlung den Frieden herstellen zu können, so bot ich zu diesem Behuf meine Dienste an, welche von dem hochw. Hrn. Tucker mit warmem Dank angenommen wurden. Ich schickte deßhalb eine Botschaft an die Häuptlinge der christlichen Partei, am Morgen mit mir in einem Fono zusammenzukommen, und erhielt noch spät in der Nacht die Antwort, daß sie bereit wären mich zu empfangen. Am Morgen des 24 landete ich mit allen Officieren, welche abkommen konnten; wir wurden am Ufer von Hrn. Tucker empfangen und sahen uns bald von einer großen Menge Eingeborner umringt. Der große Unterschied zwischen diesem Volk und dem, welches wir so eben erst in Neuseeland verlassen hatten, mußte auffallen. Man sah hier nicht jene düstern und wilden Neuseeland eigenthümlichen Gesichter; hier war alles nur Milde und Fröhlichkeit; alle schienen wohlgenährt und wohlgestaltet, mit vollen Gesichtern und Muskeln. Namentlich erregte die große Menge Kinder unsere Aufmerksamkeit, ein schlagender Gegensatz zu den Neuseeland-Gruppen, wo man fast lauter Männer sieht. Nach wenigen Minuten hörten wir die Trommel der Eingebornen, welche die Krieger und das Volk zusammenrief; wir gingen eine kurze Strecke weit am Gestade hin, traten dann in die Befestigung, und stiegen eine leichte Anhöhe hinan, auf deren Spitze sich die Kirche der Mission und die Wohnung des Königs Tubou befinden. Auf unserm Weg dahin kamen wir an der Trommel, oder wie es hier heißt, Toki, vorüber, die nichts anders als ein großer hohler Stamm harten, tönenden Holzes ist, nicht unähnlich einem Schweinstrog. Darauf wird mit einem Hammer geschlagen, in Form derer, welche man zum Steinklopfen benützt. Dieß verursacht einen Schall ähnlich dem eines Gongs, den man sieben bis zehn Meilen weit hören soll. Von der Spitze dieses Hügels (60 Fuß hoch und der höchste Punkt der Insel) hat man eine weite Umsicht einerseits über das Eiland, andrerseits über die es einschließenden Riffe und die tiefblaue See.

Ich befand mich in der Befestigung von Nukualofa, dem Schauplatz mancher der Thaten, welche Mariner berichtet. Ich

war umgeben von einer großen Anzahl Krieger, alle höchst grotesk gekleidet und zum Kampf bereit, mit Keulen, Speeren und Musketen. Außer der gewöhnlichen Tapa um die Lende trugen sie gelbe und blaßfarbige, aus Pandanusblättern gefertigte Bänder um die Arme über den Ellbogen, an ihren Beinen über und unterhalb der Kniee und um den Leib gewickelt; einige hatten dieselben in Knoten gebunden; andere trugen sie als Schärpen, einige auf der rechten, andere auf der linken, und wieder andere auf beiden Schultern. Einige dieser Gurte waren schön weiß, etwa drei Zoll breit und sehr geschmeidig. Viele trugen einen höst phantastischen Kopfputz und theils künstliche theils natürliche Blumen über ihren Turbanen (Sala genannt); und die meisten hatten ihre Gesichter auf die groteskeste Art bemalt, mit rothen, gelben, weißen und schwarzen Strichen, die nach allen Richtungen hin die Gesichter durchkreuzten. Einige sah man mit pechschwarzem Gesicht und rother Nase; andere mit halbweißem halbschwarzem Gesicht. Man kann die Wirkung nicht beschreiben, welche es macht, wenn man ein Corps von 800 solcher schwarzer wohlgestalteter Krieger beisammen sieht, die alle kampfbegierig sind und hin und hergehen, um zu ihren verschiedenen Genossenschaften zu stoßen. Die Scene war mir durchaus neu und völlig unerwartet, denn ich glaubte auf einer friedlichen Sendung zu seyn. Einige Worte des Hrn. Tucker klärten mir jedoch alles auf. Den Abend zuvor hatte die „Teufels-Partei" ihre Yamsfelder verwüstet, wobei auf beiden Seiten einige Eingeborne verwundet worden waren, und da man fürchtete, daß sie ihren Angriff bis auf die Stadt Nukualofa ausdehnen würden, so waren die meisten Krieger die Nacht über unter Waffen geblieben.

Man führte uns durch all dieses bunte Gewirre zu der Hütte des Tubou oder König Josiah; hier wurden wir der Majestät vorgestellt, mit der ich einen Händedruck wechselte. Er saß auf einer Matte, eine Plattingkugel drehend, die er gemacht hatte, und diese Beschäftigung setzte er die meiste Zeit über fort. Er schien, dem Aeußern nach zu schließen, etwa 60 Jahre alt; er ist groß von Gestalt, aber sehr gebückt durch das Alter; er hat ein schönes, edles Gesicht, wird jedoch als ein sehr schwacher alter Mann geschildert, der sonst zu allem taugt, nur nicht

zum Regieren; ferner als sehr häuslich, als ein Mann der seine Familie zärtlich liebt, der sich aber um die Regierungsgeschäfte nur wenig kümmert, vorausgesetzt daß seine Kinder und Enkel um ihn sind, um mit ihnen spielen zu können, womit er seine meiste Zeit hinbringt. Man hatte von den Wohnungen der Missionäre Stühle für uns herbeigeschafft, und diese wurden nun in der Hütte aufgestellt, deren Wände offen waren, so daß man alles was draußen vorging genau sehen konnte. König Josiah befand sich mit seinen nächsten Verwandten und den vornehmsten Häuptlingen, im ganzen zehn Personen, in der Hütte, und dazu kamen noch die Missionäre und wir selbst. Die Krieger standen außen in kleinen Gruppen herum und bildeten in ihren grotesken Bekleidungen ein anziehendes Bild.

Wir waren alle bereit, mußten aber noch einige Minuten auf König Georg warten. Als er erschien, konnte ich ihn nur bewundern; er ist über sechs Fuß groß, ungemein wohl und athletisch gebaut; seine Glieder sind gerundet und voll; seine Züge regelmäßig und männlich, mit einem schönen, offenen Ausdruck und verständigem Gesichte, was alles einen äußerst vortheilhaften Eindruck machte. Die einzige Kleidung, welche er trug, war eine breite, weiße Tapa oder Gnato, in losen Falten um seine Lenden gegürtet und von da herabfallend, während die Arme und der Nacken ganz frei waren. Er zog aller Augen auf sich, denn wie er sich näherte, zeigte jede Bewegung, daß er gewohnt sey zu befehlen. Mit würdevoller Bescheidenheit nahm er seinen Sitz außerhalb der Hütte und schien viel mehr einen Zuhörer als ein thätiges Mitglied unserer Rathsversammlung abgeben zu wollen. Dieß wurde mir nachher von Hrn. Tucker dahin erklärt, daß König Georg noch nicht als ein eingeborner Häuptling von Tonga betrachtet werde und, trotz seiner Macht, hier und in Vavao seinen Sitz unter dem gemeinen Volk nehmen müsse. Da ich ihn als den regierenden Häuptling de facto kannte, so bat ich augenblicklich, daß er in die Hütte zugelassen werde. Man hieß ihn demzufolge hereinkommen, was er auch that, indem er sich in respectvoller Entfernung vom König niedersetzte, dem er überhaupt große und ausgezeichnete Ehrerbietung erwies.

Hr. Rabone, der zweite Missionär, war der Dolmetscher, und die Unterhaltung oder das Gespräch wurde mit gedämpfter Stimme geführt. Die allen diesen Insulanern gemeine Eigenthümlichkeit der bildlichen Sprache war bei König Georg besonders bemerkbar. Sie begannen damit, mir ihr Vergnügen auszudrücken mich zu sehen, zur Zeit wo sie gerade im Begriff seyen in den Krieg zu ziehen und alles in großer Verwirrung sey. Ich schlug mich zum Vermittler zwischen den beiden Parteien vor. Jede Partei sollte zehn Häuptlinge auswählen und diese unter meiner Leitung und meinem Schutze zusammenkommen, um alle Streitigkeiten zwischen ihnen beizulegen. Die Zusammenkunft sollte auf neutralem Boden, auf der Insel Pangai-Moutu, stattfinden, die etwa in der Mitte zwischen der heidnischen Festung Moa und zwischen Nukualofa liegt. Ich bot mich ferner an entweder selbst nach der heidnischen Festung zu gehen oder Officiere hin zu senden, um dort denselben Antrag zu stellen. Dieß alles schien ihnen wohl zu gefallen, aber als Antwort darauf fragte König Georg einfach: „Werden sie je wieder zurückkehren?"

Nach einer kurzen Besprechung willigten sie endlich in meine Vorschläge. Ich ergriff sodann die Gelegenheit sie in milden Ausdrücken darüber zu tadeln, daß sie ihren Leuten erlaubten bei einer solchen Veranlassung sich in den Kriegsgewändern und mit so vielen kriegerischen Zurüstungen zu versammeln, indem ich ihnen sagte, daß nur der Glaube an eine durchaus friedliche Stimmung mich veranlaßt habe diese Versammlung zusammenzuberufen. Die Sache schloß damit, daß sie alles meinem Gutdünken überließen und mich versicherten, mit meiner Entscheidung zufrieden zu seyn. Während der halben Stunde welche die Versammlung währte, schien die außen harrende Menge wie an den Boden gefesselt, so ängstlich erwartete sie den Erfolg. Da König Josiah (der wie es scheint äußerst leicht schläfrig wird) jetzt einzunicken begann, so hielt ich es für Zeit die Versammlung aufzuheben, was denn auch geschah.

Nun entstand ein allgemeiner Lärmen und Verwirrung; alles gerieth in Bewegung: das ganz Dorf, Weiber und Kinder mit eingeschlossen, welche außer ihren Waffen und Kriegswerkzeugen noch Körbe, Hauen, Stöcke u. s. w. trugen, lief den Yamsfeldern zu, da man einen Kampf mit den Heiden erwartete.

Es war ein ungemein reizender Anblick sie so in ihrem kriegerischen Schmuck, gemalt, gegürtet, in Haufen von 15 bis 20 Köpfen durch die lieblichen Cocosnuß-Haine eilen zu sehen — eine der schönsten Menschenracen, die man sich nur immer denken kann, denn an Symmetrie und Grazie übertreffen sie die Bewohner aller übrigen Inseln, welche wir seither besucht hatten, weit. Zu jeder Schlacht verändern sie ihren kriegerischen Schmuck, um sich zu verstellen und von dem Feinde nicht erkannt zu werden.

Da ich die eigentliche Ursache des Krieges gerne erfahren hätte, so stellte ich so viele Fragen als ich konnte, und überzeugte mich dadurch, daß es großentheils ein religiöser Zwist war, der seinen Ursprung in dem großen Eifer der Missionäre zur Verbreitung des Evangeliums und zur Bekehrung der Heiden hatte. Dazu gesellte sich der Wunsch des Königs Georg oder Taufaahau, der bereits Herr von Hapai und Vavao ist, sich in den Besitz aller Eilande dieser Gruppe zu setzen. Etwa drei Jahre vor unserer Ankunft war in Tonga ein Krieg ähnlicher Art ausgebrochen, in welchem die hart bedrängte christliche Partei die Hülfe des Königs Georg anrief, der auch kam, sie unterstützte und ihre Feinde schlug. Hr. Rabone, der bereits oben erwähnte Missionär, wohnte in Hihifo, einer an dem westlichen Ende der Insel gelegenen Stadt oder Festung, wo er eine kleine Anzahl Eingeborner bekehrte, die von dem Ata, so heißt der Vorstand des Districts, den Befehl erhielten den District zu verlassen. Sie weigerten sich dessen, da sie versicherten, daß ihr Land ihnen allein gehöre und sie deßhalb bleiben würden. Um dieselbe Zeit däuchte es Hrn. Rabone gut eine ihrer heiligen Tauben zu schießen, was das Volk gegen ihn erbitterte; denn hätte ein Eingeborner eine solche That begangen, so wäre er todt geschlagen worden, und Rabone gestand noch, daß er wohl wisse, welchen Aberglauben sie für diesen Vogel hegen. In Folge hievon war Hr. Rabone genöthigt sich nach Nukualofa zu begeben. Die Heiden beklagten sich auch darüber, daß die christliche Partei ihre Tempel entweiht, ihre Sitten gebrochen und ihre Vergnügungen gestört habe, daß dieselbe dahin strebe ihnen ihre Lebensgenüsse zu rauben und ihnen in Form von Tabu's Gesetze durch ihren König aufzuzwingen; daß sie selbst das Tabakrauchen verbiete, ein unschuldiges Vergnügen, an welches die

Eingebornen schon seit lange gewöhnt seyen und woran sie einen großen Genuß fänden, das aber nun durch einen königl. Befehl der christlichen Partei verboten sey, und wie jede andere Uebertretung des Gesetzes streng gestraft werde. Die Heiden sagten nun, daß sie dieß nicht länger ertragen könnten, daß sie entschlossen seyen sich zu widersetzen und weitere Ausbreitung des Christenthums zu hindern.

Die Eingebornen, welche dem Heidenthum entsagt und sich der christlichen Partei angeschlossen hatten, sahen, daß sie nicht in Hihifo bleiben durften, zogen sich auf eine kleine Entfernung zurück und bauten sich eine kleine Festung, welche der Ata am Ende blokirte. Die christliche Partei schickte nun nach Nukualofa um Hülfe, und sandte, nachdem man die Ansicht der Missionäre und ihrer Anhänger eingeholt hatte, eine Botschaft an König Georg, der mit einer starken Macht aus Hapai und Vavao zu ihrer Unterstützung herbeikam. Bei seiner Ankunft erfolgte eine lange Conferenz, in welcher der Ata den Wunsch aussprach über den Frieden zu unterhandeln und zu diesem Ende vorschlug, daß eine Besprechung in seinem Fort stattfinden solle.

König Georg willigte ein und begab sich nach der kleinen christlichen Festung in der Nähe von Hihifo, wo, wie man sagt, ein Ueberläufer aus Hihifo zu ihm gekommen sey, der ihm berichtet, daß der einzige Zweck, warum man ihn zu einer Besprechung eingeladen, der sey, ihn und seine Häuptlinge zu ermorden. Diese Angabe soll auch noch von anderer Seite her Bestätigung gefunden haben, allein doch nicht in der Art, daß man die Sache als bewiesen hätte ansehen können. König Georg beschloß aber die Feste Hihifo sogleich zu berennen und zu stürmen, und nahm, um die Macht seiner Feinde zu theilen, zu einer eigenthümlichen List seine Zuflucht. Er ließ alle seine Leute, welche Freunde oder Bekannte in Hihifo hatten, und deren waren es viele, gegen die Wälle vorgehen, durch diese ihre Verwandten, Freunde oder Bekannte anrufen und ihnen Sicherheit versprechen, wenn sie übergingen! Dieß hatte den gewünschten Erfolg, und viele Personen, welche einen großen Theil der Besatzung bildeten, sprangen über den Wall und vereinigten sich mit den Belagerern, der Rest, dadurch geschwächt und muthlos gemacht, ergab sich. So endigte der Streit für diesesmal, da die übrigen Heiden noch

keinen Antheil an der Sache genommen hatten, obgleich sie völlig bereit gewesen seyn sollen, die Feindseligkeiten gleichfalls zu beginnen. König Georg schiffte sich nun wieder ein, um mit seinen Kriegern nach Haus zurückzukehren.

Den nachfolgenden Bericht über den Entschluß, welchen er dort faßte, erhielt Hr. Tucker von König Georg selbst, und es ging deutlich daraus hervor, daß er seine Besitzungen zu vergrößern suche, indem er denselben die Insel Tonga beifüge. „Hier dachte er nach über den Gegenstand seiner Reise und den wehrlosen Zustand des Königs Josiah oder Tubou, und war von dessen und der Missionäre gefährlicher Lage so sehr ergriffen, daß er beschloß nach Nukualofa zurückzukehren und dort so lange zu bleiben, bis die Heiden gänzlich überwältigt seyen." In Folge davon fanden wir ihn denn hier angesiedelt und im Begriff sich eine feste Stadt zu bauen, während ihm täglich neue Verstärkungen von Vavao und Hapai zukamen. In der That ließ sein ganzes Benehmen keinen Augenblick über seine eigentlichen Absichten so wie daran zweifeln, daß er und die Missionäre einander gegenseitig in ihren Planen unterstützten. Ich äußerte meinen Verdacht bezüglich des Ehrgeizes des Königs Georg gegen die Missionäre, und wie leicht dadurch jede Aussöhnung und friedliche Ausgleichung mit den Heiden verhindert werden dürfte, war aber im höchsten Grade überrascht und erstaunt über die Gleichgültigkeit, mit welcher Hr. Rabone von dem Krieg sprach. Er wünschte augenscheinlich weit mehr dessen Fortdauer als dessen Beendigung, da er ihn als ein Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums betrachtete. Ich hörte mit großem Bedauern solche Ansichten, und hatte nun wenig Hoffnung mehr den Frieden vermitteln zu können, da solche unchristliche Ansichten da herrschten, wo man sie am wenigsten hätte erwarten sollen.

Nach vorhergegangener Berathung wurde Elisa Anna Tubou als der geeignetste Friedensbote auserwählt, ja als die einzige Person, welche dieß ohne Gefahr thun könne. Sie ist die Tochter Faatu's, des heidnischen Häuptlings von Moa, einer der größten heidnischen Festungen, und an einen Häuptling der christlichen Partei verheurathet. Sie ist ein schönes, gescheidt aussehendes Weib mit gesundem Verstand und richtigen Ansichten,

und nahm sehr lebhaften Antheil an den Verhandlungen. Sie wurde mit einem schriftlichen Vorschlag zu einer Zusammenkunft abgesendet, und sollte am folgenden Tag zurückkehren. Sie wird die heilige Tochter genannt, und kann überall hingehen, ohne das Mindeste befürchten zu dürfen.

Nachdem die Berathung vorüber war, ging ich mit Hrn. Tucker nach dem Missionshaus durch die Stadt (wenn man sie so nennen darf), welche aus lauter kleinen Hütten besteht und mit einem aus Weiden geflochtenen Gehege eingefaßt ist. Die Missionshäuser befinden sich außerhalb der Umfassung. Das Ganze besteht aus etwa 600 Häusern, die, soweit wir durch ein kurzes Hineinblicken in einige wenige schließen konnten, nicht sehr reinlich sind. Die Bauart der Häuser ist ganz wie bei den Samoanern, nur sind die Wände aus Flechtwerk, das man aus dem biegsamen Zuckerrohr macht. Die Wohnungen der Missionäre gleichen ziemlich denen der bessern Sorte und stehen in einer Einhegung; der einzige bemerkbare Unterschied ist, daß sie Glasfenster haben. Gleich den übrigen hatten auch sie keinen Estrich, und über die Erde waren bloß Matten gebreitet.

Mrs. Tucker, an der wir eine sehr verständige Frau fanden, bewillkommte uns freundlich. Sie war eine Zeit lang oberste Lehrerin der ältern und jüngern Personen gewesen, und ich kann die ganz unerwarteten Fortschritte einiger ihrer Schüler in der englischen Sprache bezeugen. Ihr und ihrem Manne bin ich sehr verpflichtet für die Beantwortung meiner vielen Fragen über den Zustand der Dinge auf den Inseln, die Beschäftigung und den Charakter der Eingebornen, ihre Kriege, Sitten und Gewohnheiten. Sie schienen unermüdlich in ihren Bemühungen zum Besten der Eingebornen; so haben sie unter andern versucht verschiedene Pflanzen und Früchte einzuführen; man sah Kohl, Rüben und Senf; Ananas und Purpuräpfel, welche wohl gedeihen; Orangen wurden gepflanzt, kamen aber nicht fort, weil sie von einem Insect beschädigt werden, das seine Larve in der Frucht zurückläßt und so deren Abfallen vor der gehörigen Reife veranlaßt. Man muß übrigens alle Früchte vor der Zeitigung pflücken, da sie, wenn man sie völlig reifen läßt, gewöhnlich von den Ameisen zerstört werden.

König Georg baut seine Stadt ganz in der Nähe, gerade außerhalb der Befestigung des Königs Josiah; es ist eine Einfriedung von 400 Quadratyards. Das Gehege besteht aus dichtem Flechtwerk; dieß gibt eine festere Wehre als man glauben sollte. Es ist etwa acht Fuß hoch, nach oben zu abgestutzt und gewährt neu einen recht hübschen Anblick. Die Art, wie die Stadt angelegt ist, macht Taufaahau's Absichten vollends klar. Die Gänge durchkreuzen das Viereck in der Diagonale, die Gatter sind an den Ecken und im Mittelpunkte befindet sich ein zu einer Capelle bestimmter freier Raum.

Die Häuser der Stadt des Königs Josiah oder Tubou stehen fast alle innerhalb der Festung. Dieselbe besteht aus einem hohen Erdwall, auf dessen Spitze sich ein Gehege aus Flechtwerk erhebt; auf der äußern Seite des Walls befindet sich ein zwölf Fuß breiter und fünf Fuß tiefer Graben. Es führen drei große Thorwege hindurch, welche sehr schmale Eingänge, so daß nur zwei Personen neben einander gehen können, bilden und aus dicken, fest in dem Boden eingerammten Cocosnußpfosten bestehen. Diese Eingänge sind ungefähr fünfzehn Fuß lang, und um sie gegen einen Angriff sicher zu stellen ist die Vorrichtung getroffen, daß man sie mit Erde ausfüllen kann. Es sind ferner eine Anzahl hohler Stämme schief in dem Wall angebracht, welche als Schießscharten dienen, von denen aus man auf den angreifenden Feind feuert. Diese Löcher sind jedoch nur für Musketen zu benützen und sind erst eingeführt, seit die Eingebornen den Gebrauch der Feuerwaffen kennen. Das Haus des Königs Georg ist nahe dabei; es war ursprünglich in Hihifo als Capelle gebaut worden. Der Häuptling dieses Platzes gab es dem Taufaahau, es wurde in drei Theile getheilt und in Canoes nach Nukualofa gebracht. Der König war, als ich ihm einen Besuch abstatten wollte, nicht zu Haus, allein Hr. Tucker sagte mir ich möchte nur eintreten. Das Gebäude ist nicht groß; es wird durch Tapadecken in drei Abtheilungen geschieden und war zum Theil mit Geräthschaften versehen. Ich bemerkte viele Flaschen und Becher auf einem Brett, die erstern wie es schien wohl gefüllt mit Branntwein. Doch fand ich keine Gelegenheit mich von dem wirklichen Inhalt der Gefäße zu überzeugen. Es waren viele Dienstmädchen der Königin gegenwärtig, welche das Haus

zu ihrem Empfang hergerichtet hatten; sie wurde nämlich stündlich von Hapai erwartet, und man erklärte sie für das schönste Weib auf der ganzen Insel-Gruppe. Die neue Stadt vergrößert sich reißend; es herrscht große Regelmäßigkeit, und alles ist so eingerichtet, daß jeder Kriegsgenossenschaft mit ihren Familien ein besonderes Quartier zum Bauen angewiesen wird; sie sind zum Theil schon darauf vorbereitet, und es haben viele von ihnen ihre Häuser geradezu mitgebracht. Diese sehen sehr schlecht aus, obwohl sie in der Wirklichkeit äußerst bequem sind; es ist wahrhaft erstaunend, wie schnell dieselben gebaut werden. Die Umfriedung und gegen fünfzig Häuser wurden in drei Tagen vollendet und zwölf Mann bringen ein Haus in wenig mehr als einem Tag fertig. Die Häuser sind durchschnittlich 15 bis 20 Fuß groß, etwa 15 Fuß hoch bis zum First, und von runder oder elliptischer Form. Die Geräthschaften der Eingebornen bestehen in ihren Kriegswerkzeugen, einer Ava-Schale, einer Kiste oder Schachtel für ihre Sachen von Werth und einigen Matten, die theils als Bodentücher, theils als Decken dienen. Die letztern sind ungefähr zwei Fuß breit, sehr hübsch, und zum Theil reich verziert. Sie besitzen eine sehr große Menge Tapa-Tuch, in das sie sich Nachts wickeln, um sich gegen die Stiche der Muskitos zu schützen, deren es auf ihrer Insel eine Unzahl gibt. Die neue Stadt liegt sehr malerisch in einem Brodfrucht- und Cocosnuß-Wäldchen, das ihr beständigen Schatten gibt, während sie zugleich auch offen genug liegt, um die frische Luft zuzulassen.

Am 26 segelte ich, meinem Versprechen gemäß, nach der Insel Pangai-Moutu, um dem Orte nahe zu seyn, wo die zwei feindlichen Parteien zusammen kommen sollten und um sie beide vor einem Verrath zu schützen, den sie gegenseitig zu fürchten schienen. Pangai-Moutu ist etwa $3\frac{1}{2}$ Meile von Nukualofa entfernt, und wird jetzt als neutraler Boden betrachtet. Der Ankergrund ist daselbst gut und sicher. Unser Bote, Anna Elisa Tubou, kehrte zurück und gab mir die Versicherung, daß die Heiden zu einer Zusammenkunft willig seyen, daß sie den Frieden wünschen, in dem ruhigen Genusse ihrer Ländereien und Götter bleiben und mit der neuen Religion nichts zu schaffen haben wollen. Sie ließen mich fragen, ob ich sie, wenn sie kämen, vollkommen schützen würde, worauf ich ihnen dieß in den stärksten Ausdrücken versichern ließ. Meine Hoffnungen auf

Vermittlung des Friedens und auf Versöhnung begann übrigens schwächer zu werden, denn es war augenscheinlich, daß König Georg und seine Rathgeber, oder vielmehr die ganze christliche Partei, die Fortsetzung des Kriegs wünschten, entweder um die Heiden zur Annahme des Christenthums zu zwingen oder um sie völlig auszurotten, wozu sie vermöge der Anzahl ihrer Krieger die Macht zu haben glaubten. Außerdem bemerkte ich, daß die Missionäre meinen Bemühungen entgegen arbeiteten, indem sie, während die Verhandlungen noch schwebend waren, Kriegsrüstungen gestatteten.

Am 28 kehrte unser Boot von Moa zurück und brachte einen alten blinden Häuptling, Namens Mufa, mit. Anstatt des Faatu kam dessen Weib in Begleitung von vier geringern Häuptlingen, welche abgesandt waren, um der Berathung beizuwohnen. Die Frau des Faatu ,ist ein großes fettes Weib. Er wollte selbst kommen, allein die Häuptlinge und das Volk verhinderten ihn nach dem Boot zu gehen, da sie fürchteten, er möchte als Geisel, zurückbehalten werden, und sie erhoben (dem Berichte des Officiers zufolge) ein solches Geschrei, daß er nachgeben mußte.

Mufa ist der Großvater Taufaahau's und man maß ihm einigen Einfluß auf diesen bei. Aus allen was wir sahen, überzeugten wir uns, daß die Heiden Frieden wünschen, wenigstens das Volk von Moa. Ich befahl sie mit allen zu ihrer Bequemlichkeit nöthigen Dingen zu versehen, und versicherte sie meines vollen Schutzes und einer ungefährdeten Rückkehr. Da sie sich an Bord des Schiffes schlecht befanden, so ließ ich am Ufer ein Zelt für sie aufschlagen, und versah sie mit Reis und Syrup, so wie mit ihren gewöhnlichen Nahrungsmitteln, die in Yams, Taro u. s. w. bestehen. Da ich es für rathsam hielt daß Faatu selbst erscheine, so schickte ich noch einmal ein Boot nach ihm ab. Das Volk von Moa, obgleich heidnisch, hat keinen thätigen Antheil an den letzten Kriegen genommen, die sich größtentheils nur auf Bea und Houma beschränkten; und obwohl die Moaner mit den letztern enger verbunden sind, so haben sie doch stets einen Verkehr mit Nukualofa unterhalten.

Man kann sich wohl in die Gefühle der Heiden hineindenken, welche das heilige Tonga bewohnen und seither stets von den Bewohnern der übrigen Eilande, die den Göttern hier

Gaben darbringen mußten, als höhere Menschen betrachtet wurden, wenn sie von denen, auf welche sie immer mit Verachtung herabgeblickt haben, einen Versuch zu ihrer Unterjochung und zum Umsturz alles dessen, was ihnen seither heilig war, machen sahen. Man kann sich recht leicht denken, wie sie jeder Neuerung in ihren socialen Zuständen und in ihren Gesetzen widerstreben, und da sie sich seit undenklichen Zeiten als das herrschende Volk der ganzen Gruppe, mit Einschluß von Wallis, Hoorn, der Traitors und Kappels Inseln anerkannt sahen, so ist es nicht zu verwundern, sie als abgesagte Feinde aller religiösen Ein- und Uebergriffe zu finden. Ihr Verdruß wurde überdieß noch vermehrt durch die Opposition, welche sie bei der letzten Erwählung des Königs von Tonga (Tuli Kanakabolo) erfuhren; Tubou, der Bruder seines Vorgängers, wurde von ihnen nämlich bei der Wahl dessen Sohn Mumui vorgezogen, weil sie ihn ihrer Partei günstig und der christlichen abgeneigt glaubten; Mumui dagegen wurde von den Missionären als Candidat aufgestellt, er spricht ziemlich gut englisch und ist der erste Schulmeister der Missionäre. Hr. Tucker sagte mir, daß Mumui jetzt als der Sohn Tubou's betrachtet werde und das Recht zur Nachfolge habe, für welche, nach Tubou's Tod, Faatu und Taufaahau gleichfalls Bewerber sind.

In Tonga herrscht die seltsame Sitte, daß kein Mitglied der königl. Familie je den Titel eines Amtes erhält, denn wenn sie dieß thun, so entsagen sie rechtskräftig ihrem Anspruche auf das Königthum. Der Tui Kanakabolo hat das Recht Amtstitel aufzuheben. In einer Hinsicht kann die Regierung als eine Art Familienverbindung angesehen werden, denn die Personen, welche Titel und Würden haben, reden einander mit den Namen Vater, Sohn, Oheim und Großvater an, ohne irgend eine Rücksicht auf den wirklichen Grad ihrer Verwandtschaft. Die Titel bestehen gewöhnlich in dem Namen des Districts über welchen der Häuptling gebietet und von dem er die Einkünfte bezieht, mit „Tui" davor, einem Wort das gleichbedeutend mit Herr ist. Dieß ist jedoch nicht immer der Fall, denn andere haben wieder besondere Titel, wie Lavaka, der König von Bea, einer der erbittertsten Feinde der Christen, und der entschlossen ist eher zu sterben als sich ihnen zu unterwerfen; sodann auch Ata, Takafauna und

Vara, der große Häuptling von Houma. Der letztere war seit kurzem abgesetzt, hat aber bei den Heiden noch den Titel.

Schadrach oder Mumui, wie er auch genannt wird, ist ein gutes Exemplar von einem Tongesen. Ich sah ihn bei Hrn. Tucker, wo er mir vorgestellt wurde, und ich muß gestehen daß ich nicht wenig erstaunt war, als er mich in erträglich gutem Englisch anredete, mich nach Neuigkeiten fragte, und was in Europa vorgefallen sey. Es mag lächerlich erscheinen von einem halbnackten Wilden nach solchen Dingen gefragt zu werden, aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit einigen Ereignissen, welche in den letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren stattgefunden hatten, ziemlich vertraut schien. Er ist einer von den eifrigsten Bekehrten der Missionäre, und ich glaube, daß Mrs. Tucker das Verdienst gebührt ihn unterrichtet zu haben. Er hat die ganze Last der einzigen aus 300 Zöglingen bestehenden Schule auf sich, die, was Ordnung und Regelmäßigkeit anbelangt, denen unsers Landes gleich kommt, wenn nicht gar sie übertrifft. Herr Tucker glaubt dieß hauptsächlich dem Umstand zuschreiben zu müssen, daß er ein großer Häuptling ist, vor welchem man eine tiefe Ehrfurcht hegt. Mumui's Gesicht zeugt von viel Verstand, aber seine Gestalt ist nicht sehr ebenmäßig. Er mag etwa dreißig Jahre zählen.

Am Morgen des 29 wurde mir berichtet, daß Mufa, der alte blinde Häuptling, und sein Gefährte fort seyen, ohne ihre Absicht vorher kund zu geben, aber nicht ohne die ihnen verabreichten Lebensmittel theils gegessen, theils mitgenommen zu haben. Dieser schnelle Aufbruch hatte, wie ich später erfuhr, seine Ursache darin, daß sie die Nachricht erhalten hatten, das Volk von Bea habe einen zweiten Angriff auf die Yamsfelder der Christen gemacht und vieles mitgenommen. Deßhalb fürchteten sie, man möchte Wiedervergeltung üben und sie vielleicht gefangen nehmen.

An diesem Tage besuchten mich die Könige mit einer Anzahl von Häuptlingen und Männern aus dem Volke in einem großen Canoe, dem größten was wir während unserer Reise gesehen; es war 100 Fuß lang und doppelt; es bestand nämlich aus zwei verschiedenartig gestalteten und durch ein quer über beide gelegtes Verdeck verbundenen Canoes; auf dem Verdeck war ein kleines Haus aufgerichtet: vor demselben befand sich eine kleine acht Fuß

im Geviert haltende Plattform mit einem Geländer zu beiden Seiten; der etwa 30 Fuß hohe Mast wird von Tauen gehalten und hatte eine lange Segelstange, an welcher sich ein großes Matten-Segel befand.

Die Tongesen wissen ihre Canoes äußerst geschickt zu führen, und sie segeln weit geschwinder bei dem Wind als vor demselben. Das Canoe näherte sich langsam auf der ruhigen See, indem alle Männer eine Melodie sangen, bei der sie vollkommen Tact hielten und die sehr hübsch lautete. Dazu singen sie irgend welche Worte, gewöhnlich aber solche, welche auf das vorhabende Geschäft oder Vergnügen Bezug haben, und obgleich man die Melodie und den Baß besonders deutlich hört, so werden doch alle vier Stimmen im vollkommensten Einklang gesungen. Aus dem Umstand, daß Tenor und Baß abwechselnd einzelne Tacte allein singen und dann gegenseitig einfallen, möchte es scheinen, daß sie die Musik auf ihre eigene rohe Weise cultiviren, die einen zwar wilden aber durchaus nicht unangenehmen Effect macht; dazu halten die Ruderer den Tact.

Diese Musik hat viele Aehnlichkeit mit der auf der Samoa-Gruppe, und hier wie dort ist es Sitte bei jeder Beschäftigung zu singen. Man kann daher annehmen, daß der Gesang ihnen eigenthümlich ist, denn die Tongesen sind noch niemals fremde Musik gelehrt worden. Die Missionäre selbst singen nicht. Die Weiber auf diesen Eilanden haben gewöhnlich sehr musikalische Stimmen, die eine ebenso hohe Lage haben wie bei den europischen Frauen; die Stimmen der Männer sind eine volle Octave tiefer, rund und voll; sie fassen alle die Melodien sehr leicht auf. Hr. Drayton bemerkt, daß er nicht einen einzigen Ton in der weichen Tonart, weder beim Singen noch beim Sprechen, gehört habe. Musik möchte bei diesem Volke mit vielem Erfolg cultivirt werden, denn sie haben ungemein großes Vergnügen beim Hören derselben und legen großen Eifer an den Tag sie zu lernen. Man konnte sie jedoch nur mit großer Mühe zum Singen bewegen, da der Zustand des Landes und die Furcht vor den Missionären oder der Befehl des Königs es verbot.

Da die Eingebornen mich auf der Insel Pangai-Moutu mit Beobachtungen beschäftigt fanden, so kamen sie ans Ufer. Ich empfing sie in meinem Zelte und erkundigte mich alsbald, ob sie

zu der Conferenz kämen; auch fragten sie, wo ihre Gegner seyen? Da ich recht wohl wußte, daß sie am Tag zuvor absichtlich nicht gekommen, sondern zum Kampf ausgezogen waren, anstatt der Verabredung gemäß sich bei der Versammlung einzufinden, und daß sie recht wohl um die Rückkehr der Häuptlinge von Moa wußten, so trug ich Sorge ihnen zu beweisen, daß ich mich durch eine solche List nicht täuschen lasse. Als sie dieß einsahen, zeigten sie Lust darüber zu lachen. Da jedoch die Häuptlinge und Krieger (im ganzen über hundert) alle bewaffnet waren, so warf ich ihnen ihren Mangel an Zutrauen vor und sagte ihnen, wie schlecht sich dieß mit dem christlichen Glauben vereinige und daß sie zuerst eine diesem entsprechende Gesinnung an den Tag legen müßten, ehe das weiße Volk etwas auf ihr Christenthum halte. Dann nahm ich die beiden Könige mit mir an Bord des Schiffes und ließ ihr Canoe nachfolgen.

Sie blieben hier etwas über eine Stunde und nahmen das Frühstück mit mir ein. Ihr Benehmen dabei gewährte mir viel Spaß; sie aßen von allen Gerichten, die auf den Tisch kamen, nach Herzenslust, und stopften sich zuletzt, mit fast unköniglichem Appetit, mit Mandeln und Rosinen voll. Sodann baten sie um die Erlaubniß ihren Weibern etwas mitnehmen zu dürfen, was sie in die Ecken ihrer Tapas knüpften. Bevor sie das Schiff verließen, überreichte ich dem König Georg (im Namen der Regierung) eine hübsche Vogelflinte und dem König Josiah einen rothseidenen Sonnenschirm, der ihn sehr freute. Ihre Majestäten waren beide nackt, mit Ausnahme der Tapas um die Lenden, und es war ein überaus komischer Anblick, wie sie sich vergeblich abmühten Messer und Gabel eben so zu gebrauchen wie wir. Sie verließen das Schiff in hoher Freude über die Geschenke und den Besuch, bestiegen das Canoe und fuhren nach Nukualofa, wobei alle wieder in denselben Gesang einstimmten. Das Canoe sah nur wenig über den Wasserspiegel heraus und erschien gleich einer schwimmenden Masse menschlicher Wesen.

So endeten meine Hoffnungen, die gewünschte Vereinigung zwischen den beiden Parteien herbeizuführen. Die Heiden wurden von der christlichen Partei und den Missionären als eine Horde grausamer Wilden, als lügnerisch, verrätherisch und heim-

tückisch dargestellt; allein man scheint ihnen diese Eigenschaften nur darum beizulegen, weil sie nicht auf die Predigten hören wollen, und eben deßhalb behauptet man auch sie mit Strenge behandeln und zum Nachgeben zwingen zu müssen. Bei solchen Gesinnungen war es vergebliche Hoffnung eine Versöhnung bewirken zu wollen, und hätte ich dieselben früher bemerkt, so würde ich den Versuch gar nicht gemacht haben. Ich muß hier bemerken, daß alles was ich zu beobachten Gelegenheit hatte mir den Eindruck machte, als ob die Heiden gutmüthig und friedlich, so wie auch ernstlich gewillt seyen den Streitigkeiten ein Ende zu machen.

Mehrere Officiere besuchten Moa. Um an dasselbe heranzukommen, fährt man durch eine breite seichte Lagune, die man bei hohem Wasserstand passiren muß, da die Durchfahrt sonst sehr schwierig ist. Die Stadt oder das Dorf liegt etwas erhaben und ist von einem Graben umgeben, der nur geringe Tiefe hat, da man bald auf den Korallenfelsen stößt, der nicht ausgehauen ist. Die Verschanzung besteht aus Erde und Baumstämmen, und über diesen aus einem Weidengeheg, wie in Nukualofa; an den Pforten ist der Graben unterbrochen, wodurch schmale und niedere Eingänge gebildet werden. An der innern Seite fand man ein Wachhaus und eine Schildwache; auch ist innerhalb der Verschanzung noch eine hohe und wohlgebaute Einfriedung und weiter hinein kommen noch besondere abgeschlossene Befestigungen vor. Die Officiere wurden in das Haus des ersten Häuptlings Faatu geführt, der sie sehr artig und gütig aufnahm, und an dem sie einen würdigen und höflichen Mann fanden. In seinem Hause standen mehrere Tonga-Trommeln, die ihnen als Sitze angeboten wurden. Die Eingebornen waren in großer Anzahl und von jedem Alter und Geschlecht versammelt. Für die Lebensmittel, deren wir bedurften, entspann sich ein lebhafter Handel, und obgleich Faatu keinen thätigen Antheil daran nahm, so geschah doch augenscheinlich alles unter seiner Oberaufsicht.

Die Missionäre waren so gütig mir folgende Angaben über den Glauben der auf dieser Insel-Gruppe wohnenden Heiden mitzutheilen. Sie verehren viele Götter, denen sie unbegrenzte Gewalt über die Menschen zuschreiben, und welche die Götter

von Bulotu oder „Atua faka Bulotu" genannt werden, die sie für unsterblich halten; einige derselben sind von dieser Welt und werden Atua genannt.

Sie glauben ferner, daß alles Böse von gewissen Göttern verhängt wird, die Atua Banuu heißen; daß die Seelen aller Häuptlinge zu Bulotu gehen, aber die des gemeinen Volks auf dieser Welt bleiben und sich von Ameisen und Eidechsen nähren; daß die Insel Bulotu's nicht weit entfernt ist, obgleich sie ihre eigentliche Lage nicht zu bestimmen suchen; daß Götter sowohl als Göttinnen Tonga vor etwa dreißig Jahren besucht haben, wo sie sodann Ava in ihren Tempeln tranken und sich mit Tonga-Häuptlingen vermählten; daß die höhern Gottheiten oder die von Bulotu Lüge, Diebstahl, Ehebruch, Mord u. s. w. nicht als Verbrechen, sondern als Dinge von dieser Welt betrachten, welche den niedrigeren Göttern überlassen werden und welche ihre höheren Naturen nicht berühren. Das einzige Verbrechen gegen die höhern Götter ist Gotteslästerung, entweder durch Beraubung der Tempel oder durch unpassenden Gebrauch der Opfer begangen. Sie nennen ihren ältesten Gott Maui und sagen, daß er die Welt oder die Inseln mit einer Angel und einer Angelschnur aus der See herausgezogen habe. Die erste Insel, die er herauszog, nannte er Ata, die nächste war Tonga mit ihrer ganzen Gruppe von Eilanden; dann kam Lofanga mit den übrigen Hapai-Inseln, und zuletzt die Vavao-Gruppe. Nachdem er sein Werk beendigt hatte, kam er nach Tonga und schlug da seine Wohnung auf. In diesen Tagen war der Himmel so nahe bei der Erde, daß die Menschen kriechen mußten. Eines Tages, erzählten sie, sey Maui einem alten Weib begegnet, welche Wasser in einer Cocosnußschale trug. Er begehrte zu trinken, allein sie verweigerte ihm dieß so lange, bis er verspreche, den Himmel weiter weg zu bringen, was er that indem er ihn in die Höhe schob, wo er seither immer geblieben ist. Dem Maui wird auch der Ursprung des so äußerst nützlichen Baumes, Toa (Eisenholz, (Casuarina) genannt, zugeschrieben, der vordem den Himmel erreichte und es dem Gott Etumatubua möglich machte auf die Erde herniederzusteigen. Maui hatte zwei Söhne, von denen der älteste Maui Atalonga, der jüngere Kijikiji hieß; von wem er sie aber gehabt habe, weiß man nicht. Kijikiji erhielt einiges Feuer von der Erde, und er lehrte die Menschen ihre Speisen

kochen, was sie gut fanden, und von diesem Tage an werden die Speisen, welche man vorher roh aß, gekocht. Um das Feuer zu erhalten, befahl ihm Kijikiji in gewisse Bäume zu gehen, von wo es nun durch Reibung erhalten wird. Weiter sagen sie, daß, so lange der alte Maui auf der Erde war, das einzige Licht, welches er gab, dem des Mondes glich, und daß es weder Tag noch Nacht gab; daß Maui und seine beiden Söhne unter der Erde leben, wo er die meiste Zeit über schläft; daß er, wenn er sich umwendet, Erdbeben verursacht, die sie „Mofueke" nennen. Maui wird gegenwärtig von keinen Stamme verehrt, und weder geliebt noch gefürchtet.

Tangaloa, ihr zweiter Gott, wird für fast eben so alt gehalten wie Maui, und steht ihm an Würde gleich. Er wohnt in den Himmeln, welche die Tongesen für sehr zahlreich halten. Hikuleo ist der Gott der Geister, und der Zeit nach der dritte; er wohnt in einer Höhle auf der Insel. Bulotu zeichnet sich durch einen langen Schweif aus, was ihn hindert aus der Höhle zu gehen, in der er wohnt. In dieser Höhle schmaust und lebt er mit den Weibern, von denen er viele Kinder hat; er besitzt absolute Gewalt über alle und sie müssen alle zu ihm gehen. Er ist ein Wesen ohne Liebe oder Gutmüthigkeit; zu ihm gehen die Geister der Häuptlinge und Matoboles, werden seine Diener, müssen seinen Willen thun und ihm in allem zu Diensten seyn. Er gebraucht sie selbst zum Anfertigen von Gehegen oder als Riegel zu seinen Thüren, und sie glauben, daß sein Haus und alle Geräthe in demselben aus Geistern des Volks bestehen, die ohne Anfhören zu diesem Zwecke dienen müssen. Sie beten niemals zu Bulotu, außer wenn ein Sacrilegium an den Opfern begangen wird, die sie ihm darbringen, und bei diesen Gelegenheiten opfern sie stets einen Menschen. Ferner rufen sie ihn an, wenn der Tui Tonga krank ist, und es hängt von dem regierenden Tui Kanakabolo ab, ob ein Menschenopfer dargebracht werden soll oder nicht. Niemand sonst als Götter können je aus Bulotu hervorgehen. Dieser Gott hat seinen Geist-Tempel, wo alle ihre den Göttern dargebrachten werthvollen Geschenke niedergelegt werden. Die Missionäre zeigten mir einige große sehr hübsch geschnitzte Wallfischzähne, welche sie in dem erst kürzlich von der Christen-Partei zerstörten Tempel gefunden hatten.

Wir sahen hier drei Eingeborne von der Insel Rotuma, welche eine Zeitlang in Tonga gewesen waren; einer derselben sollte ein hoher Häuptling seyn; ein anderer war ein alter Mann, gleichfalls ein Häuptling, und eine Art Mentor des erstern; er sprach ein wenig englisch und war ganz blind, was er erst seit seiner Abwesenheit von der Heimathinsel geworden. Der alte Mann schien große Achtsamkeit auf seinen Zögling zu haben und drückte den Wunsch aus, von Tonga fortzugehen. Als Grund für diesen seinen Wunsch gab er mir an, daß „hier zu viel Kampf sey; es wäre dieß nicht gut für den jungen Häuptling, der König werden solle." Er sagte mir auch, daß es seit vielen Jahren keinen Krieg mehr auf seiner Insel gegeben habe. Die Bewohner von Rotuma sind auch bei den Wallfischfängern und den übrigen Seefahrern als die friedlichsten unter diesen polynesischen Inselbewohnern bekannt, und die Wallfischfänger versammeln sich hier gewöhnlich, weil sie nicht in Gefahr sind von den Eingebornen belästigt zu werden. Er erzählte, daß gegenwärtig viele Insulaner an Bord von Wallfischfängern abwesend seyen, wo sie guten Lohn erhielten, und später mit ihren Ersparnissen nach Haus zurückkehren; Rotuma schilderte er als sehr stark bevölkert. Derjenige, welcher als ein hoher Häuptling bezeichnet wurde, war ein angenehmer, hübscher junger Mann, mit einem bescheidenen und sanften Wesen.

Die Bewohner von Tonga haben in ihren Sitten, Gewohnheiten, in ihrem Aussehen und ihrer äußern Erscheinung im allgemeinen eine so große Aehnlichkeit mit den Samoanern, daß wir sehr überrascht davon waren. In der That bemerkte ich auch, indem ich über Samoa schrieb, daß viele Dinge von Tonga herrührten, namentlich ihre Tapa, welche von den Lenden abwärts geht und Siapo heißt. Die beiden Racen stimmen auch darin überein, daß sie keine Kopfbedeckung haben und die Weiber einander sehr ähnlich sehen. Die Missionäre haben es durch einen Befehl des Königs dahin zu bringen gewußt, daß die Weiber sich bis an den Nacken mit dem Pareu bekleiden; allein dieß geschieht gewöhnlich nur vor den Missionären, denn wir sahen sie häufig in ihrer ursprünglichen Tracht.

Der Farbe nach sind die Tongesen etwas heller als die Samoaner, und die kleinen Kindern sind fast, wenn nicht ganz

weiß. Man läßt die beiden Geschlechter in dem Zustande der Natur herumgehen, das Haar ganz kurz abgeschoren, mit Ausnahme einer kleinen gekräuselten Locke über jedem Ohr. Diese Sitte herrscht auch, wie wir früher schon erwähnten, unter den Samoanern. In der That ist die Aehnlichkeit in der äußern Erscheinung der Kinder auf diesen beiden Gruppen so groß, daß man sie leicht mit einander verwechseln kann. Man wird selten in irgend einem Theil der Welt mehr schöne Menschen finden wie hier; sie sind ein klein wenig heller als die Bewohner der übrigen Eilande, und ihre Gesichter gleichen im allgemeinen denen der Europäer; sie sind groß und wohlgewachsen und ihre Muskeln gehörig entwickelt. Wir hatten Gelegenheit ihre physische Bildung mit der verschiedener anderer Eingebornen, und namentlich mit der eines Bewohners von Erromago zu vergleichen. Die Züge des letztern näherten sich mehr, als wir je seither bemerkt, denen der Neger. Sein Haar war wollig, sein Gesicht vorstehend und seine Lippen dick, seine Nase dagegen nicht besonders breit; er hatte kleine, tiefliegende Augen und einen angenehmen Gesichtsausdruck; sein Gesicht war hübsch und verständig und seine Wange schmal; er hatte schlanke Glieder und starke Waden. *)

Wir fanden hier auch einige Fidschi-Insulaner; zwischen Tonga und den windwärts gelegenen Inseln der Fidschi-Gruppe besteht überhaupt ein sehr lebendiger Verkehr, in Folge, wie man sagt, der kriegerischen Gewohnheiten, welche die Tongesen angenommen haben. Das Volk von Fidschi verliert durch den Vergleich mit dem von Tonga; denn die letztern haben weit längere Gesichter, ihre Farbe ist heller, und ihr Haar fein und glatt, das der Fidschi-Insulaner dagegen gekräuselt. Die Weiber der Tonga-Gruppe zeichnen sich durch ihre Schönheit aus.

Die Bewohner von Tonga sind, nach den Berichten der Missionäre, arbeitsam und verständig; zwischen Mann und Weib herrscht große Zuneigung, und sie lieben auch ihre Kinder sehr.

*) Als eine der Eigenthümlichkeiten dieses Eingebornen von Erromago wurde angeführt, daß er sich nicht, wie die Tongesen, Nachts in Tapa einhülle, sondern sich gewöhnlich in den Sand eingrabe, um sich so vor vor den Musquitos zu schützen.

Wir erstaunten über die Menge derselben, welche der Scene einen Charakter ausnehmender Fröhlichkeit und Lieblichkeit geben, wenn sie in Gruppen vertheilt spielen und alle Arten von Possen treiben. So viel wir bemerken konnten, lieben die Tongesen das Vergnügen sehr, und besonders ist das Tabakrauchen eine Leidenschaft bei ihnen. Sie bauen die Pflanze selbst; das Blatt wird sehr fein geschnitten und dann in ein Pandanusblatt gewickelt, so daß es eine Cigarre gibt. Der christlichen Partei ist das Rauchen nicht erlaubt, obgleich sie große Quantitäten Ava zu sich nehmen, das aus Piper mythisticum gemacht wird und eine weit berauschendere und verderblichere Wirkung hat als der Tabak. Ein so seltsames Verbot des einen bei dem freien Gebrauch des andern veranlaßte mich Hrn. Tucker um den Grund hievon zu fragen, und warum sie, wenn sie die Macht hätten den Genuß des einen zu verbieten, sie nicht lieber das schädlichere untersagten? Die einzige Antwort, welche ich darauf erhielt, war, daß es eine große Betrübniß verursachen würde, wenn man ihre Avacirkel aufheben wollte. Ich glaube, daß nur Wenige bei solchen Gelegenheiten aufstehen ohne etwas betäubt zu seyn, aber es geht nicht bis zur Berauschung. Die Art wie die Eingebornen Tabak rauchen, ist eine der angenehmsten ihrer socialen Sitten und zeugt von einer Abwesenheit aller Selbstsucht; es geschieht gerade so wie auf der Samoa-Gruppe, wo eine Person, die eine Pfeife anzündet, selten mehr als zwei Züge thut, da sie augenblicklich in die Runde kreist.

Man kann sie ein kriegerisches Volk nennen, und man darf sagen, daß die Kriegsberathungen, wo Reden gehalten und Ava getrunken wird, das Geschäft ihres Lebens ausmachen.

Die Weiber sollen tugendhaft seyn; ihre Beschäftigung besteht in der Verfertigung von Tapa, Matten, Körben u. s. w., und in häuslichen Arbeiten. Die Männer bestellen das Feld und treiben Fischfang. Die Weiber schmieren ihre Haare mehr mit Kalk und Kalkwasser, als wir je anderswo bemerkten. Diese Sitte macht dieselben roth, aber der Hauptgrund für dieselbe ist sie rein zu halten; von der Geschicklichkeit der Männer sahen wir manche Proben in ihrer Anfertigung von Kisten, Körben und ganz kleinen Canoes.

Am letzten Tage wo ich Nukualofa besuchte, führte mich Hr. Tucker zu der Tamahaa, der Muhme des Tui Tonga, welche als göttlichen Ursprungs betrachtet wird, weßwegen man ihr große Achtung und Ehrerbietung erweist. Man schreibt ihr großen Einfluß auf die Heiden zu, obgleich sie eine Bekehrte und der christlichen Partei günstig gesinnt ist. Als Beweis für die große Ehrfurcht, die man ihr zollt, bemerkte man uns, daß die Eingebornen ihr erst auf eine Entfernung von dreißig bis vierzig Schritt den Rücken zuwenden und niemals in ihrer Gegenwart essen. Sie ist so alt, daß sie sich noch recht gut der Ankunft Cooks erinnern kann, wo sie noch ein Kind war.

Bei einem Besuche, den ich den Missionären machte, fand ich Tubou oder König Josiah, der zu seinem Bilde gesessen und dabei fest eingeschlafen war; da ich einige Erkundigungen von ihm einziehen wollte, so weckte ich ihn auf, indem ich einige Fragen über das königliche Vergnügen der Rattenjagd, welche man in Mariners Tonga-Inseln beschrieben findet, an ihn stellte, und mich bei ihm erkundigte, ob er mir nicht das Vergnügen einer solchen verschaffen könne. Seine Augen glänzten mit einemmale hell auf, und er wurde plötzlich ungemein lebendig, gleichsam als ob die frühern Heldenthaten und Genüsse dieser Jagd wieder vor seine Seele träten. Er bedauerte sehr, daß der gegenwärtige Zustand der Insel und der stets mehr überhand nehmende Krieg ihre Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nehmen, als daß sie sich einer so friedlichen Beschäftigung hingeben könnten. Man hatte mir ihn als einen gewaltigen Nimrod geschildert, und die Lebendigkeit mit welcher er sprach, lieferte einen augenscheinlichen Beweis für diese Behauptung. Er sagte mir, daß jetzt selten mehr eine Jagd stattfinde, daß die Ratten sich deßhalb auch sehr vermehrt hätten und die Grundbesitzer nicht wenig belästigten; — der Krieg schien alle Fähigkeiten seines schwachen Kopfes in Anspruch zu nehmen. Er sagte mir, daß die Heiden im Ganzen 1500 Krieger hätten, daß sie gewöhnlich den Krieg dadurch führen, daß sie die Taro- und Yamsfelder verwüsteten, was meist eine Hungersnoth nicht nur für ihre Feinde, sondern auch für sie selbst zur Folge habe. Er schien sich darüber zu freuen, daß die Heiden den ersten Angriff gemacht, da sie, nach dem auf der Insel herrschenden Glauben, nun gewiß besiegt werden

würden. Weiter versicherte er mich, daß er den Frieden und die Ruhe wünsche, und daß er alles thun werde um dieß zu Stande zu bringen; ich glaube auch, daß es ihm für seine Person Ernst damit war, denn es schien ihm Jedermann das Zeugniß eines schwachköpfigen schläfrigen Gesellen zu geben, und man zollte ihm wenig oder gar keine Ehrfurcht.

Während dieses Besuchs sah ich auch einen berühmten Fidschi-Krieger, der viele Jahre von Tonga abwesend gewesen und bei seiner Rückkehr in diese Kriege verwickelt worden war; man schilderte ihn mir als einen sehr gottlosen Menschen, und wenn dem so ist, so kann ich nur sagen, daß sein Aussehen diese Meinung nicht Lügen strafte; denn selten noch habe ich einen Mann gesehen, in dessen Gesicht sich solche Schlechtigkeit und Frechheit ausgedrückt hätte. Man sagte mir, daß die Heiden seiner Ankunft mit großer Ungeduld entgegengesehen hätten, da sie in ihm einen berühmten Anführer zu erhalten hofften; allein zum allgemeinen Erstaunen schlug er sich zu König Georg, und drückte den Wunsch aus Christ zu werden. Er wurde als solcher angenommen und focht nun gegen die Heiden.

An dem Abend des Tags, wo König Georg das Schiff besucht hatte, hielt er einen Kriegsrath, in welchem er den Häuptlingen und Kriegern die Nothwendigkeit auseinandersetzte, den Krieg mit aller Macht fortzusetzen, und in Folge hievon wurden auch die nöthigen Maßregeln getroffen. Die Versammlung fand in dem seinem Hause entgegengesetzten Malai statt, während er mit seinen zwei Kindern unter der Thüre saß und das zur Kirche gehörende Volk einen Kreis um ihn herum bildete. Bei der Versammlung sah man den bereits erwähnten berühmten Häuptling, den Fidschi-Krieger, vollständig bewaffnet im Hintergrund stehen. Nachdem man in dem Kriegsrath über den Gegenstand hin und her geredet und sich vollständig ausgesprochen hatte, ertheilte König Georg einige Befehle, zu deren Ausführung mehrere Boten abgesendet wurden, worauf die Versammlung mit der wahrhaft primitiven Rede entlassen wurde: „Jeder kann nun heim gehen und seine Yams kochen."

Nachdem die Versammlung auseinander gegangen war, blieben der König und die Häuptlinge noch eine Zeitlang beisammen und beriethen sich, wobei ein Angriff auf die Städte

der Heiden festgesetzt wurde. Am nächsten Morgen sah man aus einigen heidnischen Städten Rauch aufsteigen und man brachte mir bald die Nachricht, daß König Georg um Mitternacht mit 800 Kriegern ausgezogen sey und zwei heidnische Städte verbrannt habe. Obgleich er aber befohlen hatte, daß mit Tagesanbruch weitere 700 Krieger zu ihm stoßen sollten, so verfolgte er die Heiden, welche vor ihm her flohen, dennoch nicht. Bei seiner Rückkehr am Abend hielt er zu Ehren seines Siegs einen Avaschmaus; bei dieser Gelegenheit wurden Lavaka und Ata, oder die Häuptlinge welche diese Titel hatten, durch den König förmlich ihrer Würden entsetzt — eine Politik, welche, wie man glaubte, viel dazu beitragen werde ihnen ihr Volk zu entfremden; allein ich bezweifle einen solchen Erfolg in einem Augenblick, wo die Parteien einen so tödtlichen Haß gegen einander haben.

Die Bevölkerung der Tonga-Inseln beträgt nach den Angaben der Missionäre gegewärtig 18,500 Seelen, nämlich: Eua 200, Hapai 4000, Vavao 4000, Keppel's 1000, Boscawen 1300, Tonga 8000. Die Zahl der Bewohner von Tonga mag sich indeß um 1000 Köpfe höher stellen. Etwa 4500 von den Eingebornen sind Christen, und davon 2500 Mitglieder einer Kirche. Die Jurisdiction des Tui Kanakabolo, oder Herrn von Kanakabolo, erstreckt sich über Uea oder die Wallis-Insel, so wie über verschiedene andere kleine Eilande in der Nachbarschaft. Diese Inselgruppe ist in drei Missionsstationen getheilt, nämlich: Tongatabu, gegründet im Jahre 1829, Hapai, gegründet im Jahre 1829, Vavao, gegründet im Jahre 1830.

Auf jeder dieser Stationen wohnen Missionäre. Die kleineren Eilande stehen unter der Obhut von eingebornen Lehrern, und werden nur gelegentlich von den Missionären besucht, welche dann die Heurathen, Taufen u. s. w. vornehmen. In Vavao ist eine Buchdruckerpresse eingerichtet, welche seit 1832 in Thätigkeit ist. Viele Weiber können nähen und eine große Anzahl Eingeborner auch lesen und schreiben; einigen Wenigen hat man sogar die Anfangsgründe der Arithmetik und Geographie gelehrt. In den Sitten der christlichen Partei ist eine wesentliche Verbesserung eingetreten, dabei aber die Anhänglichkeit des Volkes an seine alten Gebräuche doch so stark, und die Insel

nebstdem von civilisirten Nationen so wenig besucht, daß sie nicht jenen Sporn zur sittlichen Besserung haben, wie andere sie aus den erwähnten Vortheilen ziehen.

Während ich übrigens den eifrigen Bemühungen und dem Wirken dieser Missionäre Gerechtigkeit widerfahren lasse, kann ich nicht umhin zu bemerken, daß mich die religiöse Unduldsamkeit, welche ich bei ihnen fand, unangenehm berührte. Man hätte erwarten sollen, daß bei so frommen Menschen, welche sich für die Sache, der sie sich gewidmet, so vielen Entbehrungen, Gefahren und Opfern unterziehen, die Liebe nicht fehlen würde, und daß sie ohne Unterschied des Glaubens allen, welche in ihre Nähe kommen, hauptsächlich aber solchen, welche ähnliche Pflichten übernommen haben wie sie, freundlich die Hand reichten; allein es kam hier ein Fall von Unduldsamkeit zu meiner Kenntniß, den ich in der That lebhaft bedauerte. An Bord der Currency Laß waren zwei katholische Missionäre, welche sich auf diesem kleinen Fahrzeug von 120 Tonnen fünf Monate lang und davon volle drei Wochen in diesem Hafen befanden, ohne daß sie von den Wesleyanischen Missionären eine Einladung zu ihnen ans Land zu kommen oder irgend eine andere Aufmerksamkeit erwiesen erhalten hätten. Ich kann mir recht wohl denken, daß man Hindernisse in den Weg gelegt haben würde, wenn sie auf dem bereits in Besitz genommenen Gebiet predigen und sich längere Zeit hätten aufhalten wollen, um ihren Glauben zu verbreiten; allein daß man ihnen die gewöhnlichen Höflichkeiten versagte, dieß überraschte mich nicht wenig, und es gereichte mir zur nicht geringen Genugthuung, daß dieser Mangel an Gastfreundschaft seitens der Missionäre bei den Eingebornen zu mehrfachen Bemerkungen Veranlassung gab. Diese können den Unterschied in den Glaubenssätzen der verschiedenen christlichen Secten nicht begreifen, halten sie deßhalb auch alle für Verbreiter desselben Glaubens und wissen sich den Umstand nicht zu erklären, daß sie untereinander weniger höflich sind als mit Nicht-Missionären. Ihren Begriffen nach sind bloß diejenigen Menschen Feinde, welche mit einander kämpfen, was, wie sie wohl wissen, die Missionäre niemals thun. Wüßten die Missionäre, welchen ungünstigen Eindruck eine solche Unduldsamkeit

auf die Gemüther der Eingebornen äußert, sie würden sich nie eine solche zu Schulden kommen lassen.

Die Tongesen sind als äußerst geschickte Schwimmer und waghalsige Schiffer bekannt. Man erzählte mir einen Fall, der sich 1839, das Jahr vor unserer Ankunft, ereignet hatte. Zwei Canoes fuhren von Hapai nach Vavao; unterwegs erhob sich ein starker Wind aus Norden, und blies ihnen gerade entgegen; eines derselben wurde dadurch zurückgetrieben und landete in Ofalanga, einem unbewohnten Eilande dieser Gruppe, das die Eingebornen der Fische, Muscheln, Nüsse u. s. w. halber manchmal besuchen. In dem andern Canoe fiel während der Fahrt ein Mann über Bord; da aber der Wind so stark wehte und das Meer so hoch ging, so war es unmöglich ihn zu retten ohne das Leben aller zu wagen, und man gab ihn deßhalb auf; dieß war gegen 4 Uhr und vom Canoe aus gerade noch das Land sichtbar. Der Mann wandte sich deßhalb Hapai zu und beschloß diese Insel wo möglich zu erreichen; er wußte, daß der Wind von Norden her wehte, und regelte nun seine Richtung danach, daß er den Wind mit seinem rechten und linken Ohr auskundschaftete, in der Absicht um vor demselben zu schwimmen; so schwamm er fort und blieb auf dem Wasser bis der Mond aufging; dann steuerte er nach diesem Gestirn und schwamm so ohne Unterlaß fort bis zum Morgen, wo er in der Nähe des Landes bei einem Korallenriff anlangte. Als er sich aber vom Tode des Ertrinkens beinahe schon errettet sah, wäre er fast die Beute eines großen Haifisches geworden, vor dessen Rachen er sich nur dadurch rettete, daß er mit möglichster Eile das Korallenriff erreichte. Von da aus schwamm er vollends ans Land, das sich als Ofalanga erwies, wohin das erste Canoe getrieben worden war; hier fand ihn das Volk ohnmächtig am Strand und leistete ihm Hülfe. Er kam bald wieder zu sich und erhielt später seine volle Kraft wieder. Dieser Mann ist von Huano auf der Insel Hapai. Das Canoe, aus welchem er gefallen war, kehrte noch vor ihm nach Huano zurück, und als er in seiner Heimath anlangte, fand er, daß die Freunde seinen Tod mit den üblichen Feierlichkeiten betrauert hatten.

Die Insel Tongatabu ist eine Korallenformation und hat gegen Norden zu ausgedehnte Korallenriffe, auch eine Lagune

die sich zehn Meilen weit in das Innere hinein ausdehnt. Der Boden ist hier tiefer als auf irgend einer der Koralleninseln, die wir früher besucht hatten. Die Insel besteht aus einer völligen Ebene, mit Ausnahme einiger wenigen 30 bis 40 Fuß hohen Hügel. Der Boden ist eine reiche und fruchtbare Dammerde und nicht mit Sand untermischt wie auf den übrigen Koralleninseln; deßhalb wohl gleicht auch der Pflanzenwuchs hier nicht ganz dem, welchen wir sonst getroffen haben. Einen üppigeren gibt es nicht. Am Ufer fanden wir einige Stücke Bimsstein, die wahrscheinlich von der Insel Tofua hergeflötzt wurden, welche einen thätigen Vulcan haben soll. Tofua ist die höchste Insel dieser Gruppe und nach ihr kommt Eua. In der äußern Erscheinung von Eua und Tonga ist ein auffallender Unterschied, und die erstere Insel hat im Vergleich nur einen sehr spärlichen Pflanzenwuchs. Obgleich die Vegetation auf Tonga jeder tropischen gleichkommt, so war meine Erwartung doch gespannt durch die übertriebenen Berichte von dem Anbau dieser Insel; aber weit entfernt in derselben einen von dem sorglichsten Anbau zeugenden Garten zu finden, schien sie jetzt völlig vernachläßigt. Die Yamsfelder sind mehr im Innern der Insel und wegen des Krieges konnte man nicht ungefährdet die Gränzen derjenigen Partei überschreiten, welche den nördlichen Theil der Insel oder die Umgebung von Nukualofa in Besitz hat.

Die Eingebornen bauen Yams, Ananas, Bananen, Cocosnüsse, Brodfrucht, Zuckerrohr, Pompelnuß, Citronen und den Ti (spondias dulcis); dem Pandanus wird große Aufmerksamkeit geschenkt; derselbe ist aber auch einer ihrer nützlichsten Bäume, von dem alle ihre Matten gemacht werden; ferner wächst auch einiges Korn und hie und da der Melonenbaum (Papaya) und die Wassermelone. Die Missionäre haben aus Taheiti die süße Orange eingeführt, ferner eine Art von Flaschenbaum (Annona); der Anbau vieler anderer Gewächse wurde, wie man mir sagte, versucht, schlug aber fehl. Ich gab den Missionären verschiedene Sämereien in der Hoffnung dieselben würden gut fortkommen und so den künftigen Besuchern von Vortheil werden. Die Eingebornen kennen die verschiedenen Arten und unterscheiden sie in ihren Anpflanzungen.

Die Pflanzenwelt dieser Insel hat Aehnlichkeit mit der der Samoa-Gruppe. Wir fanden auch eine Art von Muskatnuß, die von allen auf den Samoanischen Inseln ganz verschieden ist. Die Bäume waren voll von Früchten und weit größer; einer hatte anderthalb Fuß im Durchmesser und war vierzig Fuß hoch. Auch hübsches Gesträuch fanden wir. Eine Art Schlingpflanze, welche das Durchkommen zwischen den Bäumen in den Wäldern sehr erschwert, gibt diesem immergrünen Eilande an einzelnen Stellen einen ganz eigenthümlichen Charakter.

Das Klima von Tonga ist feucht und die Hitze drückend, da sie im Schatten oft bis zu 98° steigt. Es regnet häufig; während unseres Aufenthalts war die mittlere Temperatur 79.25°. Die Passatwinde sind durchaus nicht gleichmäßig, und Westwinde wehen zu jeder Jahreszeit; sie haben, wegen ihrer Veränderlichkeit, von den Eingebornen den Namen „närrische Winde" erhalten.

Wir hatten den Zustand, in welchem wir die Insel fanden, sehr zu bedauern, da wir dadurch verhindert wurden alle die Untersuchungen anzustellen, welche zu machen wir beabsichtigt und gehofft hatten; indeß sahen wir genug um uns zu überzeugen, daß Tongatabu nicht der sorgsam angebaute Garten ist, als welchen man es dargestellt hat. Der Feigenbaum, welcher in der Reise der Astrolabe figurirt, und dessen Stamm hundert Fuß im Umfang haben soll, wurde aufgesucht. Wie sehr erstaunten wir aber als wir fanden, daß er gar keinen eigentlichen Stamm hatte, sondern bloß eine Masse verwachsener Wurzeln, durch welche man nach manchen Richtungen hin durchsehen kann und die sich bis zu einer Höhe von achzig bis neunzig Fuß erheben. Wir fanden noch zwei andere Feigenbäume, einen mit lippenförmigen Zweigen und horizontal sich ausbreitenden Armen, einen andern mit einem etwa neun Fuß im Durchmesser haltenden Stamm.

Das Klima kann nicht als gesund angesehen werden. Nachts fällt ein sehr dichter Nebel, und selbst der gesundeste Körper kann denselben in die Länge nicht aushalten. Der Uebergang von der Hitze zur Kälte ist plötzlich und bedeutend, und die Nächte sind häufig so frostig, daß man Bettdecken braucht. Orkane sind auf dieser Gruppe häufig, und kaum vergeht eine

Jahreszeit ohne ein Ereigniß dieser Art; in den Monaten Februar und März kommen sie am häufigsten vor; es gibt aber auch welche im November und December. Die Missionäre haben bis jetzt noch keine Beobachtungen angestellt, noch ein meteorologisches Tagebuch geführt; auf meine Fragen erfuhr ich jedoch, daß die Stürme im Nordwesten aufsteigen, von da aus nach Osten umspringen und im Südosten aufhören. Der Wind nimmt fortwährend zu bis er zum Sturm wird; Häuser werden umgeworfen, Bäume entwurzelt, Schiffe ans Ufer getrieben und Canoes entweder vernichtet oder Hunderte von Meilen weit an andere Inseln verschlagen. Bei solchen Stürmen springt der Wind, wie man beobachtet hat, häufig von einer Himmelsgegend zur entgegengesetzten um, und auf derselben Inselgruppe sind schon während des gleichen Sturmwinds einzelne Bäume nach Süden, andere nach Norden gefallen. Sie sind in ihren Wirkungen örtlich und fallen hauptsächlich auf Hapai und Vavao. Ist der Sturm in Vavao sichtbar, so verschont er gewöhnlich Tonga und so umgekehrt; allein Hapai leidet in beiden Fällen mehr oder weniger Schaden, da es zwischen beiden Plätzen liegt. Ein sehr bedeutender Sturm wüthete im Jahre 1834 auf Lefuka und Hapai. Diese Orkane dauern verschieden von achtzehn bis sechsunddreißig Stunden; sie richten großen Schaden an, indem sie meist die ganze Ernte zerstören, und dann bricht gewöhnlich eine Hungersnoth aus, durch welche viele Menschen umkommen. Die Eingebornen nennen die sehr heftig wüthenden „Afa higa faji," oder den Sturm, welcher die Bananenbäume niederschmettert. Auch Erdbeben sind hier sehr häufig, jedoch ohne daß man von einer zerstörenden Wirkung derselben etwas wüßte.

Die Krankheiten dieses Klima's sind Influenza, Erkältungen, Husten, Auszehrung, Drüsenanschwellung, Durchfall und Wechselfieber; allein nach der großen Anzahl alter Personen zu schließen gehört ein langes Leben durchaus nicht zu den Seltenheiten. Die Lustseuche hat hier nicht dieselben Verheerungen angerichtet wie anderwärts, ohne Zweifel weil, was gute Sitten anbelangt, diese Eingebornen das gerade Gegenstück zu den Bewohnern von Taheiti sind.

Da ich einige Exemplare ihrer Waffen, Geräthe und andere Merkwürdigkeiten zu bekommen wünschte, so begaben sich die Herren Waldron, Hale und Vanderford nach Nukualofa, um dergleichen Einkäufe zu besorgen, zu welchem Zwecke sie eine große Auswahl von Gegenständen zum Austauschen mitnahmen. Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie schwer es hält von den Eingebornen etwas zu erhandeln, und es gehört keine gerine Geduld dazu, so lange zu schachern, bis man den gewünschten Gegenstand erhält; denn wenn man ihnen den verlangten Preis sogleich bezahlt, so betrachten sie dieß als einen schlechten Handel. Durch nichts können sie aber dazu bewogen werden mehrere Gegenstände derselben Art auf einmal wegzugeben; nein, es wird jedes Stück besonders ausgeboten und alle müssen auf diese Weise erschachert werden. Ehe die Eingebornen etwas zum Verkauf bringen, setzen sie sich irgend einen Gegenstand in den Kopf, welchen sie dafür erhalten wollen, und wenn sie denselben nicht erhalten, so nehmen sie ihre Waare wieder mit fort, gleichviel ob dieselbe in einem entsprechenden Werthverhältniß steht oder nicht. Hr. Vanderford, der seit 1810 mehreremals hier war, sagte mir, daß er das Tonga-Volk „noch nie so unverschämt gefunden habe."

Während unseres Aufenthaltes fielen uns die Moskitos sehr beschwerlich, und drei bis vier Nächte lang konnten weder Officiere noch Mannschaft schlafen, was alle im Verein mit der drückenden Hitze und den Mühen des Tages ungemein erschöpfte. Nie noch sah ich Menschen so ermüdet wenn der Tag anbrach; und einige erklärten, daß die Moskitos durch alles hindurch gedrungen seyen, mit Ausnahme ihrer Stiefeln und Hüte. Ihren Angriffen widerstanden selbst die Moskitonetze nicht, und sie fielen so lästig, daß es selbst unmöglich war nächtliche Beobachtungen anzustellen, weßhalb ich auch mit Ungeduld dem Tage unserer Abreise von der Insel entgegen sah.

Nachdem wir am 1 Mai unsere Beobachtungen und Untersuchungen beendigt hatten, wurden die Instrumente eingeschifft und die Boote aufgezogen. Während dieß geschah, ward gemeldet, daß der Porpoise sichtbar werde, und ich wartete demzufolge das Schiff ab. Dasselbe war durch leichte veränderliche Winde aufgehalten worden, und hatte nichts von der Vasquez-

Insel, wohl aber Pylstart's Eiland gesehen. Wir fanden, daß die Bemannung des Porpoise, ebenso wie die unsrigen, von der epidemischen Influenza angegriffen war.

Nachmittags begaben wir uns auf den Ankerplatz bei Nukualofa, wobei der Porpoise und Flying-Fish auf das Riff liefen, das sie wegen der Sonne nicht bemerkt hatten; doch machten sie sich bald wieder flott ohne Schaden gelitten zu haben. Ehe wir uns noch vom Riff entfernt hatten, wurde ein Segel gemeldet, welches sich als der Peacock herausstellte. Nachdem wir uns durch Anrufen beglückwünscht hatten, gab ich das Zeichen zum Ankern, was nahe bei den äußern Riffs, bei einer Tiefe von zehn Faden geschah. Wir waren jetzt wieder einmal beisammen und zwar nur wenige Tage vor der zur Untersuchung der Fidschi-Gruppe festgesetzten Frist.

Der Peacock war, wie man weiß, zu Sydney zurückgelassen worden, um die nöthigen Ausbesserungen vorzunehmen; diese hielten ihn bis zum 30 März zurück, denn es war äußerst schwer Handwerker zu bekommen, und die welche man erhielt, waren mit Ausnahme von zweien ein faules und versoffenes Pack, sie gehörten alle zu der „Trades' Union," und diese Verbindung geht so weit, daß sie unveränderlich selbst die Unwürdigsten unterstützt und mit ihnen gemeinsame Sache macht. Die Arbeitgeber sind vollständig in ihrer Gewalt, und man bekommt in keiner Weise Ersatz für Faulheit oder schlechte Arbeit. Beklagt sich der Arbeitgeber über sie, so verlassen sie alle die Arbeit, weigern sich weiter Hand anzulegen und zwingen ihn auf diese Art nicht selten, daß er sie aus Noth wieder anstellen muß. Am 30 März verließen sie Sydney und kamen am selben Nachmittag an Port Jackson vorüber. Sie hatten anfangs schwachen Wind und kamen nur wenig vorwärts. Etwa 70 Meilen von der Küste, unter $33\frac{1}{2}^0$ S. B., machte sich in der Temperatur des Meeres eine Veränderung von vier Grad bemerkbar, und am 3 April fanden sie, daß sie während des Tags 30 Meilen südlich gekommen waren. Am 5 fiel die Temperatur wieder auf 72^0 bei einer östlichen Strömung. Unter 28^0 S. B. und 157^0 O. L. sah man mehrere englische Schiffe auf Wallfische kreuzen. Am 9 hatte man unter 159^0 43′ O. L. und 26^0 S. B. Gelegenheit die Temperatur der tiefen See zu untersuchen. In einer

Tiefe von 830 Faden unterhalb der Oberfläche hatte sich die Temperatur auf 46° vermindert, während sie auf der Oberfläche 76° hatte; dabei war die Strömung O. g. S., eine halbe Meile in der Stunde. Am nächsten Tag, unter 160 O. L. und 25° 40′ S. B. wurden die Untersuchungen in verschiedener Tiefe wiederholt und ergaben folgendes Resultat: das Wasser stand an der Oberfläche 75°, in 10 Faden Tiefe 70°, in 20 Faden 72°, in 30 Faden 73°, in 40 Faden 71½°, in 50 Faden 72°, in 60 Faden 71½°, in 70 Faden 71½°, in 80 Faden 71½°, in 90 Faden 69½°, in 100 Faden 73°, in 200 Faden 63½°, in 300 Faden 56°, in 400 Faden 52°, in 500 Faden 49°. Die Strömung war nun südsüdwestlich, mit einer halben Meile auf die Stunde.

Am 18 versuchten sie wieder eine Tiefsee-Untersuchung vorzunehmen, und hatten 1900 Faden Leine ausgeworfen; als man sie wieder einziehen wollte, brach sie und es gingen so wenigstens 1700 Faden verloren, nebst dem einzigen selbstregistrirenden Thermometer, den wir auf dem Geschwader noch hatten, was unsern Untersuchungen ein Ziel setzte. Die Insel Eua wurde am 30 April erreicht, und am 1 Mai fuhren sie durch die Riffe und erreichten das Geschwader.

Der gegenwärtige König Josiah ist einer der Söhne des Mumui, der zur Zeit Cook's regierte. Drei von König Josiah's Brüdern sind ihm als Beherrscher von Tonga vorangegangen; diese waren Tugo Aho, Tubou Toa und Tubou Maloki. Der erste regierte nur kurze Zeit, da er von Tubou Ninha, einem Bruder des berühmten Finau, erschlagen wurde. Tubou Ninha wurde später von Tubou Toa ermordet, der über die Hapai-Inseln regierte, während Tubou Maloki den Titel König von Tonga, oder vielmehr Tui Kanakabolo, Herr von Kanakabolo, erhielt, und Vavao von dem jüngern Finau, dem angenommenen Sohne des Finau Ulukalalu, regiert wurde. Dieß war der Zustand der Insel zur Zeit des Besuchs Mariner's oder Togi Umea's. Wenige Monden nach seiner Abreise starb Finau eines natürlichen Todes, worauf ihm sein Oheim Finau Fidschi folgte, dem Toa Omu zur Seite stand. Finau Fidschi ward von Hala Apiapia ermordet, der ihm folgte, allein er sah seinen Ehrgeiz königliche Gewalt zu besitzen noch nicht lange erfüllt,

als er von Paunga, einem vornehmen Häuptling, gleichfalls erschlagen wurde. Nun folgte der Sohn des Finau Ulokalalu, Tubaiji genannt, allein auch er starb schon nach wenigen Jahren, und hatte keinen guten Ruf. Seiner Besitzungen bemächtigte sich alsbald Taufaahau, der gegenwärtige König Georg, damals König von Hapai, der Sohn des Tubou Toa und Enkel des Mumui, und dieser hat nun Aussicht König der ganzen Gruppe zu werden. Der Nachfolger des Tui Kanakabolo, Tubou Maloki, war der gegenwärtige König Josiah oder Tubou. Vor dem Tode des Tubou Maloki war seine Macht noch sehr eingeschränkt worden, da Tonga selbst durch manche bürgerliche Unruhen zerrüttet wurde, und auch sein Nachfolger, König Josiah, legt nicht mehr Thatkraft an den Tag. Man kann sagen, daß sich seine Besitzungen jetzt auf die Stadt Nukualofa beschränken, und ohne die Hülfe des Taufaahau wäre er ohne Zweifel schon ganz aus seinem Königreiche vertrieben worden. Der vorerwähnte Sohn des Tubou Maloki, Mumui, wird fast allgemein als sein Nachfolger betrachtet, obwohl bei einem so mächtigen Mitbewerber wie König Georg die Aussichten nicht sehr günstig sind.

Während wir nach unserer Abreise im Monat August mit der benachbarten Inselgruppe beschäftigt waren, erfuhren wir, daß der Krieg auf Tonga ein ganz anderes Ende genommen hatte als wir vermuthet — die christliche Partei war nämlich vollständig geschlagen, und König Georg mit allen seinen Kriegern genöthigt worden von der Insel fortzufliehen. Capitän Croker von Sr. brittischen Majestät Sloop Favourite interessirte sich bei seiner Ankunft warm für das Gedeihen der Missionssache, und beschloß deßhalb mit den Heiden Unterhandlungen anzuknüpfen; allein da er fand, daß seiner Absicht sich zu große Schwierigkeiten in den Weg stellten, so beschloß er unglücklicherweise die Sachen schnell zu einem Ende zu führen und verlangte, daß die von ihm gestellten Bedingungen von den Heiden in wenigen Stunden angenommen werden sollten. Um seiner Forderung Nachdruck zu geben, hatte er einen großen Theil seiner Mannschaft nebst Officieren ans Land gesetzt und marschirte gegen die Festung Bea, deren Vertheidigern nur eine Stunde Zeit zur Entscheidung gelassen wurde. Seither habe ich erfahren, daß, wenn man ihnen eine längere Bedenkzeit gewährt hätte,

sie in seine Forderungen gewilligt haben würden. Er war pünktlich in Bemessung seiner festgesetzten Frist, und da die Häuptlinge sich zu ergeben weigerten, machte er einen Angriff auf die Festung. Als er gegen das Thor vorrückte, wurde er nebst einigen Officieren niedergeschossen, die Uebrigen erlitten eine völlige Niederlage und mußten sich schleunigst zurückziehen. Nun wurden die Heiden die Angreifer; die christliche Partei mußte sich nebst den Missionären einschiffen und landete später in Vavao; König Georg mußte sich gleichfalls zurückziehen und Nukualofa wurde von den Heiden besetzt. So endete dieser Religionskrieg, und ich muß unbedingt glauben, daß nur der vorschnelle und übergroße Eifer der Missionäre diesen so unglücklichen Erfolg herbeigeführt hat. Daß die Heiden zum Frieden geneigt waren, bin ich vollkommen überzeugt; ein wenig Geduld und Nachsicht, eine Ermunterung des Verkehrs zwischen den beiderseitigen Städten und ein gutes Beispiel würden sicherlich allmählich die gewünschte Wirkung gehabt haben, während eine erzwungene Bekehrung sie nur noch mehr zur Feindschaft und zum Widerstand anreizen mußte.

Der Verkehr zwischen den Fidschi- und Tonga-Insulanern ist in den letzten Jahren sehr lebhaft geworden; die letztern sind jedoch mehr dazu geneigt ihre Heimath zu verlassen als die erstern, und wenn ein Tongese einmal die Fidschi-Gruppe besucht hat und glücklich zurückkehrt, so wird er für einen großen Reisenden angesehen. In Tonga hält man die Fidschi-Insulaner für gebildeter und ihre Ansichten werden mit großer Ehrfurcht vernommen; dieß bemerkt man nicht nur in ihrer Unterhaltung, sondern sie legen es dadurch an den Tag, daß sie ihre Sitten und Gewohnheiten nachahmen, so wie durch die Achtung und Ehrerbietung gegen die Meinung derjenigen, welche diese Gruppe besucht haben oder ihr angehören; von ihnen erhalten sie ihre Canoes, und haben die Kunst gelernt sie zu steuern und zu regieren; und daß sie jetzt wahrscheinlich bessere und kühnere Schiffleute sind, kommt von der Lage ihrer Eilande her, welche einem gefährlichern Meere ausgesetzt sind. Der Verkehr wird mehr und hauptsächlich mit den östlichen Fidschi-Inseln unterhalten; in Lakemba fanden wir sehr viele von ihnen. Als Cook diese Gruppe besuchte, wußte man nur wenig von den Fidschis.

Dreißig Jahre später, während der Zeit wo Mariner auf den Tonga-Inseln wohnte, wurden der Verkehr und die Nachrichten häufiger und bestimmter, und zu der Zeit unseres Besuchs hörten wir von den Dingen, welche auf dieser Gruppe vorgingen, wie von eigenen Angelegenheiten sprechen. Auch fanden wir unter ihnen viele Tongesen, welche sich der Gastfreundschaft ihrer westlichen Nachbarn erfreuten. Die vorherrschenden Winde sind zu Gunsten des Verkehrs auf Seiten der Tongesen, welche einigermaßen darauf rechnen können; und die freundliche Aufnahme welche sie stets fanden, so wie die schmeichelhaften Berichte darüber seitens der Zurückkehrenden machen zum Theil ihre Begierde erklärlich, die Fidschi-Gruppe zu besuchen. In wenigen Jahren wird, durch die Missionäre veranlaßt, der Verkehr zwischen den Gruppen eben so stark seyn, wie gegenwärtig zwischen den Inseln einer einzelnen Gruppe, was sehr viel zur schnellern Civilisation beider beitragen wird.

Kurz vor meiner Abfahrt wünschte ein Matrose Namens Tom Granby nach den Fidschi-Inseln mitgenommen zu werden, und obgleich ich stets eine große Abneigung gegen die auf den verschiedenen Inseln wohnenden Landstreicher hatte, so war doch Tom's Gesicht so einnehmend und seine Bescheidenheit nicht nur, sondern auch seine Geschicklichkeit als Pilot so groß, daß ich mich überzeugt hielt, er sey kein Ausreißer oder Verbrecher; er wohnte, wie er mir sagte, auf der Insel Dvolau. Ich hatte bereits bestimmt, daß diese Insel wegen ihrer centralen Lage, die, wenn der Hafen sich als tauglich erwies, den besten Punkt für die anzustellenden Untersuchungen und Beobachtungen darbot, der erste Ort seyn sollte, wohin das Geschwader segelte. Tom wurde daher an Bord genommen, und blieb die ganze Zeit, so lange wir uns an der Fidschi-Gruppe aufhielten, bei uns. Ich war auch wohl mit ihm zufrieden, mit einem Wort, er strafte sein Gesicht nicht Lügen.

Ende des ersten Theils.

Anhang.

[illegible]

[illegible] große Abneigung gegen die [illegible] verschuldet hatte, als [illegible] und seine Bescheidenheit [illegible]

[illegible]

Instruction an Lieutenant Charles Wilkes.

Im Hinblick auf die wichtigen Interessen unseres bei dem Wallfischfang und andern Unternehmungen in dem großen südlichen Ocean betheiligten Handels hat der Congreß der Vereinigten Staaten durch einen Beschluß vom 18 Mai 1836 die Ermächtigung zur Ausrüstung einer Expedition gegeben, zu dem Zwecke jenes Meer zu erforschen und zu untersuchen, um sowohl über das Vorhandenseyn aller zweifelhaften Eilande und Klippen zu entscheiden, als auch die Lage derjenigen, welche sich in diesem Meere in dem Fahrwasser unserer Schiffe befinden und der Beobachtung wissenschaftlicher Seefahrer entgangen seyn mögen, zu entdecken und genau zu bestimmen. Zur Erreichung dieser Zwecke wurden die Zurüstungen ohne Rücksicht auf den Kostenaufwand getroffen; und der Präsident, welcher großes Vertrauen zu Ihrem Muth, Ihren Fähigkeiten und Ihrem Eifer hegt, hat Ihnen den Befehl über diese Expedition übertragen, indem er von Ihnen verlangt, daß Sie sich den Verpflichtungen dieses Auftrages mit den unter Ihre Befehle gestellten Schiffen unterziehen, bestehend aus den Kriegssloops Vincennes und Peacock, dem Schiff Relief, der Brig Porpoise und den Vorrathsschiffen Sea-Gull und Flying-Fish.

Sobald diese Schiffe in jeder Hinsicht in Bereitschaft gesetzt sind, werden Sie von Norfolk aus in die See stechen und nach Rio Janeiro steuern, die Linie zwischen 18° und 22° W. L. durchschneiden und sich zwischen diesen Meridianen bis etwa 10° S. B. halten, um das Vorhandenseyn gewisser auf den Karten als zweifelhaft bezeichneter Inseln und Klippen zu bestimmen, deren Lage, wenn sie als wirklich existirend gefunden würden, genau

festgestellt zu wissen für die Belange unseres Handels nützlich erscheinen möchte.

In Rio Janeiro werden Sie Ihre Vorräthe ergänzen und dabei hauptsächlich Bedacht darauf nehmen sich in hinreichender Menge mit allen jenen Artikeln zu versehen, welche man für die besten Verhinderungs- und Heilmittel gegen den Scharbock hält. Sie werden die Länge dieses Platzes sowohl als des Caps Frio bestimmen, und darauf entweder ein Schiff absenden oder mit Ihrem ganzen Geschwader abfahren, um eine genaue Untersuchung des Rio Negro anzustellen, welcher in dem südatlantischen Meer etwa unter 41° S. B. liegt, um sich von seinen Hülfsmitteln und seinen Vortheilen für den Handel zu überzeugen.

Nachdem dieß geschehen, werden Sie nach einem sichern Hafen oder Häfen Feuerlands weiter segeln, wo die Mitglieder der wissenschaftlichen Körperschaft vortheilhafte Gelegenheit zur Fortsetzung ihrer Forschungen haben werden. Während Sie die größern Schiffe sicher ankern und die Officiere und Mannschaften ihren respectiven Verrichtungen nachgehen lassen, werden Sie mit der Brig Porpoise und den Vorrathsschiffen weiter segeln, um den südlichen antarktischen Ocean, südlich von der Powell's-Gruppe und zwischen dieser und Sandwich-Land zu untersuchen, dabei der Fahrt von Weddell so genau als möglich folgen und eine hohe südliche Breite zu erreichen suchen, übrigens Sorge dafür tragen, daß Sie nicht genöthigt werden den Winter hier zuzubringen, und sich gegen die Mitte Februar oder Anfang März mit den übrigen Schiffen vereinigen. Die Aufmerksamkeit der inzwischen auf Feuerland zurückgelassenen Officiere wird besonders dahin gerichtet seyn, solche genaue und ins Einzelne gehende Untersuchungen über die Bayen, Häfen, Einfahrten und Meerengen anzustellen, daß die des Capitän King danach berichtigt oder weiter ausgeführt werden und sie für die Zukunft den Wallfischfängern auf ihrer Hin- und Herfahrt dienlich seyn können.

Sie werden sodann, nachdem Sie sich mit den bei Feuerland stationirten Schiffen vereinigt, mit Ihrem gesammten Geschwader westlich und südlich bis zu dem Ne Plus Ultra Cook's, oder bis zu 105° W. L. fahren und nördlich nach Valparaiso zurückkehren, wo sich im März 1839 ein Vorrathsschiff mit Ihnen

vereinigen wird. Von diesem Hafen wieder weiter segelnd, werden Sie Ihren Lauf nach den Schiffer-Inseln richten und sich dabei südlich von Ihrem Abgangspunkte halten, um wo möglich sich über das Vorhandenseyn einiger Inseln und Klippen zu vergewissern, welche auf den Karten als zweifelhaft bezeichnet sind, und wenn sie existiren, sowohl die genaue Lage dieser als auch die aller übrigen zu bestimmen, welche man in dieser wenig besuchten Meeresgegend entdecken könnte. Wenn Sie unter solche Breiten kommen, wo sich Entdeckungen vernünftigerweise voraussehen lassen, so werden Sie Ihre Schiffe so vertheilen, daß dieselben die thunlichst große Fläche des Oceans einnehmen, ohne Gefahr zu laufen einander zu verlieren, und Nachts beilegen, um so zu vermeiden, daß man an keiner Insel oder Klippe vorüberfährt ohne sie zu entdecken.

Es steht zu vermuthen, daß Sie die Schiffer-Inseln ungefähr im Junius 1839 erreichen werden. Sie werden diese Gruppe und ihre Häfen mit aller Sorgfalt und Aufmerksamkeit untersuchen. Wenn es die Zeit erlaubt, so wird es wohl gethan seyn die Gesellschafts-Inseln zu besuchen und Eimeo zu erforschen, das einen brauchbaren Hafen haben soll.

Von den Schiffer-Inseln werden Sie nach den Fidschi-Inseln fahren, die Sie mit besonderer Achtsamkeit untersuchen werden, mit Hinblick auf die Auswahl eines sichern, leicht zugänglichen Hafens, der überhaupt in jeder Beziehung zur Aufnahme der mit dem Wallfischfang und dem allgemeinen Handel in diesen Meeren sich beschäftigenden Schiffe der Vereinigten Staaten geeignet wäre, da es die Absicht der Regierung ist, in Zukunft eines der Geschwader des stillen Oceans in der Nähe dieser Eilande kreuzen zu lassen.

Nachdem die zu diesem Zweck am besten geeignete Insel und und Hafen untersucht sind, werden Sie solche Vorkehrungen zu treffen sich bemühen, daß den künftig hier landenden Schiffen Vorräthe an Früchten, Gemüsen und frischen Lebensmitteln gesichert sind, indem sie den Eingebornen die Arten des Anbaues lehren und sie aufmuntern Schweine in größerer Menge zu ziehen.

Diese Geschäfte werden Sie voraussichtlich bis zum Monat October aufhalten, und wenn Sie dieselben so gut wie möglich besorgt haben, werden Sie nach dem Hafen Sydney steuern, wo

man ähnliche Vorräthe wird erhalten können. Von da aus werden Sie einen zweiten Versuch machen in die antarktische Region vorzudringen südlich von Van Diemen's-Land, und westlich bis zu 45° O. L. oder bis Enderby's-Land, und bei Ihrer Rückkehr Kerguelens-Land oder die Insel Desolation, wie sie jetzt gewöhnlich genannt wird, und wo Sie wahrscheinlich gegen Ende März 1840 eintreffen werden, zum Stelldichein bestimmen.

Von Desolation-Insel werden Sie nach den Sandwich-Inseln segeln, auf welchem Wege es Ihnen, nach den Erkundigungen welche Sie während der Fahrt einziehen können, am besten dünkte.

Dort wird im Monat April 1840 ein Vorrathsschiff der Vereinigten Staaten mit Lebensmittelvorräthen bei Ihnen eintreffen.

Von da werden Sie Ihre Fahrt nach der Nordwestküste Amerika's richten und dabei so viele Forschungen und Untersuchungen anstellen, zuerst der Meeresküsten der Vereinigten Staaten und des Columbia Flusses, und späterhin längs der Küste von Californien mit besonderer Rücksicht auf die Bay von St. Francisco, als Ihnen bis zum Monat October möglich ist.

Dann werden Sie an die Küste Japans segeln, und dabei Ihren Weg an so vielen zweifelhaften Inseln als möglich vorüber nehmen; auch haben Sie Erlaubniß durch die Sangar-Straßen in das japanesische Meer zu fahren, und dort so lange Zeit zu verweilen als sich mit Ihrer rechtzeitigen Ankunft in dem Meer von Sulu oder Mindoro verträgt.

Dieses Meer werden Sie bis ins Einzelne erforschen, um zu erfahren, ob ein sicherer Weg durch dasselbe führt, welcher die Fahrt der von und nach China segelnden Schiffe abkürzen könnte.

Es wird Ihnen eingeschärft diesem Gegenstande Ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen, damit Sie im Stande sind den Seefahrern Instruetionen geben zu können. Es möchte weiter auch räthlich seyn sich über die Neigung der Bewohner dieses Archipels zum Handel, über ihre Erzeugnisse und Hülfsquellen zu vergewissern.

Wenn Sie mit dieser Untersuchung zu Ende sind, so werden Sie nach der Sunda-Straße steuern, durch die Billiton-Straße fahren, diese untersuchen, und von da nach dem Hafen

Singapor gehen, wo Sie wahrscheinlich Anfangs April 1841 ankommen und ein Vorrathsschiff von den Vereinigten Staaten treffen werden.

Wenn dieser Dienst gethan, so werden wahrscheinlich die Zwecke Ihrer Unternehmung erreicht seyn, und Sie demzufolge, nachdem Sie Ihre Vorräthe in Singapor eingenommen, über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach den Vereinigten Staaten zurückkehren, und dabei eine solche Richtung einschlagen, wie sie den Absichten der Expedition am meisten entspricht.

Sollte während Ihres Aufenthalts in den südlichen Breiten die Dysenterie oder eine andere epidemische Krankheit unter dem Schiffsvolk ausbrechen, so haben Sie die Erlaubniß nördlich zu segeln, bis das Unwohlseyn entweder sich verliert oder so gemildert ist, daß Sie Ihr Geschäft wieder aufnehmen können.

Das Departement fühlt nicht die Nothwendigkeit specielle Anordnungen für die Erhaltung der Gesundheit der unter Ihrem Befehle stehenden Mannschaft zu treffen, da es auf Ihre eigene Erfahrung so wie auf die Sorgfalt und Vorsicht der Ihnen beigegebenen Aerzte vertraut, und Sie die Ueberzeugung haben müssen, daß von der Gesundheit Ihrer Mannschaft der Erfolg des Unternehmens abhängt.

Im Verlauf dieser langen, und die Kreuz und die Quer gehenden Reisen werden Sie nothwendigerweise in Lagen kommen, die man nicht vorhersehen kann und in welchen manchmal Ihre eigene Beurtheilung und Klugheit, bei andern die Nothwendigkeit Ihre Führerin seyn muß. Bei wilden Völkern, welche gar keine Kenntniß oder nur unbestimmte Begriffe von den Rechten des Eigenthums besitzen, besteht die gewöhnlichste Ursache einer Collision mit civilisirten Besuchern in dem Verbrechen und der Bestrafung des Diebstahls. Sie werden daher jede nur mögliche Vorsicht gegen diese Gewohnheit anwenden, und sowohl in dem Herbeischaffen der gestohlenen Gegenstände als in der Bestrafung des Missethäters alle die nöthige Mäßigung und Schonung anwenden.

Sie werden nicht gestatten, daß von dem Geschwader aus ein Handel getrieben werde mit den Ländern, die Sie besuchen, sey es civilisirten oder wilden, ausgenommen um nothwendige und merkwürdige Dinge, und zwar nur unter ausdrücklich durch

Sie festgesetzten Bestimmungen, in welchen die Rechte der Eingebornen sorgfältig geachtet und gewahrt werden müssen.

Sie werden weder selbst eingreifen, noch irgend einen muthwilligen Eingriff dulden in die Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche oder Vorurtheile der Bewohner der Länder oder Inseln, welche Sie besuchen werden, noch aber sich in ihre Streitigkeiten mischen, es sey denn als Vermittler; auch keine Handlung der Feindseligkeit begehen, außer zur Selbstvertheidigung oder zu Schutz und Sicherheit des Eigenthums Ihrer Untergebenen oder solcher, welche die Umstände unter Ihren Schutz gestellt haben möchten.

Sie werden allen unter Ihren Befehlen stehenden Officieren und Leuten sorgfältig einprägen gegen die Eingebornen jene Höflichkeit und Artigkeit zu beobachten, welche von allen Classen der Menschheit verstanden wird; ferner weder Anmaßung noch Verachtung an den Tag zu legen und so lange eher ihren guten Willen als ihre Furcht anzurufen, bis es augenscheinlich wird, daß sie nur durch Macht oder Furcht von Gewaltthätigkeiten abgehalten werden können.

Sie werden es bei allen Gelegenheiten vermeiden Officiere und Mannschaft unnöthigerweise am Lande der Gefahr auszusetzen und sie in die Gewalt der Eingebornen zu geben. Verrätherei ist einer der unveränderlichen Charakterzüge der Wilden und Barbaren, und viele von den beklagenswerthen Unglücksfällen, welche frühere Seefahrer betroffen, entstanden aus zu großem Vertrauen auf die Freundschaftsbetheurungen der Wilden oder aus zu dünkelhaftem Selbstvertrauen.

Wie unser Verkehr mit den Eingebornen der Länder, welche Sie besuchen, für die Zukunft sich gestaltet, wird großentheils von dem Eindruck abhängen, welchen der erste Verkehr mit Ihren Schiffen auf deren Gemüther macht.

Es ist die Natur der Wilden sich der Wohlthaten lange zu erinnern und Beleidigungen nie zu vergessen, und Sie werden sich daher die größte Mühe geben überall wohin Sie kommen, einen günstigen Eindruck von Ihrem Land und Ihren Landsleuten zu hinterlassen. Die Expedition hat nicht den Zweck der Eroberung, sondern der Entdeckung. Ihre Absichten sind alle friedlich, nämlich das Reich des Handels und der Wissenschaft auszubreiten, die Gefahren des Oceans zu vermindern und den

künftigen Seefahrern einen Weg zu zeigen, auf welchem sie Gefahren vermeiden und Sicherheit finden können.

Eine Expedition für solche Zwecke, nur der Vertheidigung nicht der Eroberung wegen bewaffnet und mit Dingen sich beschäftigend, bei welchen alle gebildeten Nationen gleichermaßen interessirt sind, hat ein Recht bei der ganzen gebildeten Welt Zuvorkommenheit und Dienstwilligkeit erwarten zu dürfen. Sollte daher unser Land während Ihrer Abwesenheit unglücklicherweise in Krieg verwickelt werden, so werden Sie sich aller und jeder Handlungen der Feindseligkeit enthalten, so wie man auch die vertrauensvolle Hoffnung hegt, daß keine solchen gegen Sie begangen werden. Weit entfernt davon ist es sogar nicht zu bezweifeln, es werden selbst feindliche Nationen Ihre Zwecke achten und Ihnen jede Erleichterung zu deren Erreichung gewähren.

Schließlich werden Sie sich erinnern, daß, obwohl Sie häufig außerhalb der Sphäre des gesellschaftlichen Lebens und des Zwangs der Gesetze geführt werden mögen, die Verbindlichkeiten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit dennoch immer und überall gleich gebieterisch sind in unserm Verkehr mit Menschen und hauptsächlich mit Wilden; daß wir sie suchen, nicht sie uns, und daß, wenn wir Vortheile aus diesem Verkehr zu ziehen hoffen, wir uns auch bestreben sollten Vortheile als Rückersatz zu gewähren.

Obgleich der oberste Zweck der Expedition Beförderung der großen Interessen des Handels und der Schifffahrt ist, so werden Sie doch alle Gelegenheiten, welche nicht unvereinbar sind mit den großen Zwecken Ihrer Unternehmung, wahrnehmen um die Gränzen der Wissenschaft zu erweitern und die Erwerbung von Kenntnissen zu befördern. Zur erfolgreicheren Erreichung dieser Absichten wird ein Verein wissenschaftlicher, unter Ihren Befehl gestellter Männer, bestehend aus folgenden Personen, die Expedition begleiten:

Herr Hale, Philologe.
" Pickering, } Naturforscher.
" Peale, }
" Couthouy, Konchyliologist.
" Dana, Mineralog.
" Rich, Botaniker.

Herr Drayton, } Zeichner.
„ Agate, }
„ Brackenridge, Gärtner.

Die Hydrographie und Geographie der verschiedenen Meere und Länder, welche Sie auf dem in den vorstehenden Instructionen bezeichneten Wege besuchen, wird Ihre besondere Aufmerksamkeit beschäftigen, und alle damit zusammenhängenden Forschungen sowohl als die in Beziehung auf Astronomie, Erdmagnetismus und Meteorologie sind ausschließlich den Officieren des Geschwaders anvertraut, von deren Eifer und Talenten das Departement zuversichtlich solche Erfolge erwartet, daß künftighin Seefahrer das von Ihren Schiffen untersuchte Fahrwasser ohne Furcht und ohne Gefahr beschiffen können.

Man hält in Beziehung auf die Art der Ausführung der wissenschaftlichen Untersuchungen und Versuche, mit deren Vollziehung Sie beauftragt sind, keine speciellen Befehle für nothwendig, noch hat man die Absicht den einzelnen Mitgliedern des Corps jedem seine besondere Dienstleistung vorzuschreiben. Man erwartet, daß alle im Verein zu diesen verwandten Bestrebungen mitwirken werden, deren gleicher Werth und Nutzen auch gleichen Eifer und Fleiß zur Ausbreitung ihrer Gränzen der Wissenschaft und zur Untersuchung ihrer Grundsätze sichern sollen.

Als Führer für Sie und das wissenschaftliche Corps möchte das Departement übrigens Ihre besondere Aufmerksamkeit auf die gelehrten und umfassenden Berichte eines Comité's der amerikanisch-philosophischen Gesellschaft in Philadelphia, auf einen Bericht der ostindischen Marinegesellschaft zu Salem in Massachusetts und auf eine Mittheilung des Naval-Lyceums in New-York aufmerksam machen, welche der Instruction beiliegen und als ein integrirender Bestandtheil derselben zu betrachten sind, insoweit sie mit den obersten Zwecken der Expedition und ihrer gegenwärtigen Organisation übereinstimmen. Sie werden daher den Herren des wissenschaftlichen Corps den freien Gebrauch dieser werthvollen Documente gestatten und ihnen erlauben, die Abschnitte, welche ihnen tauglich scheinen, daraus abzuschreiben.

Der russische Vice-Admiral Krusenstern hat dem Departement ein Memorandum bezüglich der Zwecke der Expedition, so wie die besten Karten seines Atlas des stillen Oceans mit Er-

läuterungen in drei Bänden eingereicht. Diese sind Ihrer Sorge gleichfalls anvertraut; und man zweifelt nicht, daß die freundlichen Mittheilungen dieses ausgezeichneten Seefahres wesentlich zu dem Erfolge eines Unternehmens beitragen werden, an welchem er so großes Interesse nimmt.

Sie werden verhindern, daß keiner Ihrer Untergebenen irgend Personen, die nicht zur Expedition gehören, Abschriften eines Journals, Karten, Pläne, Memorandums, Listen der gesammelten Gegenstände, Zeichnungen, Malereien oder Nachrichten irgend einer Art mittheile, welche in Beziehung zu den Zwecken oder den Arbeiten der Expedition stehen.

Da es als sehr wichtig angesehen wird, daß kein Tagebuch dieser Reisen, weder theilweise noch vollständig, zur Oeffentlichkeit gelange ohne die Ermächtigung und unter der Aufsicht der Regierung der Vereinigten Staaten, auf deren Kosten diese Expedition unternommen ist, so werden Sie, bevor Sie die Gewässer der Vereinigten Staaten erreichen, von allen unter Ihrem Befehl stehenden Personen die Herausgabe sämmtlicher Journale, Denkschriften, Bemerkungen, Schriften, Zeichnungen, Skizzen und Gemälde sowohl als aller Naturgegenstände, die während Ihrer Abwesenheit von den Vereinigten Staaten gesammelt oder vorbereitet wurden, verlangen.

Wenn Sie sodann genaue Verzeichnisse davon durch zwei Officiere und die Personen, von welchen sie gesammelt oder vorbereitet wurden, haben anfertigen und unterzeichnen lassen, so sollen dieselben durch die genannten Officiere versiegelt und zum beliebigen Gebrauch für die Regierung aufbewahrt werden.

Sie werden die wirksamsten Maßregeln treffen, um alle Gegenstände aus dem Gebiete der Naturgeschichte welche gesammelt werden, gehörig zubereitet aufzubewahren, und sollte sich Ihnen irgendeine Gelegenheit bieten durch ein Kriegsschiff der Vereinigten Staaten Abschriften von Nachrichten oder Duplicate von Species, oder irgend andere Gegenstände, die Sie für so wichtig halten, um vor einer spätern allenfallsigen Gefahr gesichert zu werden, so werden Sie diese Gelegenheit benützen, und so oft als es mit Sicherheit geschehen kann, Einzelnheiten über Ihre Reise und die wichtigsten Ereignisse einsenden, zugleich aber auch alle Mittheilungen seitens der der Expedition zugetheilten

Personen, bezüglich auf Entdeckungen oder irgendwelche mit dem Fortschreiten Ihres Unternehmens in Verbindung stehende Umstände, ausgenommen an dieses Departement, streng verhindern.

Man glaubt, daß es für die Officiere unter Ihrem Befehl keines besondern Raths oder Befehls vom Departement aus bedarf. Eingedenk, wie sie ohne Zweifel seyn werden, daß das Unternehmen, zu dessen Vollführung sie mitzuwirken bestimmt sind, ein solches ist, das nothwendigerweise die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt auf sich zieht, und daß die Ehre und die Interessen ihres Vaterlandes bei ihren Erfolgen gleichermaßen betheiligt sind, zweifelt man keinen Augenblick, daß sie bei dieser wie bei allen andern Gelegenheiten sich so betragen werden, daß dadurch der Ruf, welchen unsere Marine sowohl im In- als im Auslande so gerechterweise erworben hat, vermehrt werde.

Mit den besten Wünschen für den Erfolg der Unternehmung und für Ihre und Ihrer Gefährten glückliche Heimkehr

bin ich sehr achtungsvoll

(Gezeichnet) J. K. Paulding.

Memorandum für den Befehlshaber der Expedition zur Untersuchung der Südsee von Admiral Krusenstern.

Bemerkung. Das Sternchen nach der Zahl bei einigen dieser Artikel bezeichnet, daß die Inseln u. s. w. von der Expedition untersucht worden sind.

I. Ich habe in dem Supplement-Band meiner hydrographischen Memoiren (S. 19, 96 und 113) verschiedene Inseln bemerkt, deren Existenz keinem Zweifel unterworfen zu seyn scheint, deren Lage jedoch nicht ganz genau bestimmt ist. Es ist sehr zu wünschen, daß alle diese Eilande besucht und ihre Lage festgesetzt werde. In Hinsicht auf die Inseln zweifelhafter Existenz, deren Namen ich angeführt habe, gibt es gewiß keine andere Art sich von ihrem Vorhandenseyn zu überzeugen, als indem man sie aufsucht und die Länge und Breite der wirklich gefundenen mit der größten Genauigkeit bestimmt. Dadurch wird eine große Anzahl dieser imaginären Inseln von den Karten verschwinden.

II. Capitän Bligh entdeckte im Jahre 1789, nördlich von den Neu-Hebriden, eine Inselgruppe, die er Banks Inseln nannte; und Capitän Wilson einen andern Inselhaufen, nördlich von den Santa-Cruz-Inseln, die er Duff's Gruppe nannte. Da man seither weder sie, noch die Banks Inseln gesehen hat, so würde es wohl gethan seyn sie noch einmal zu untersuchen.

III. Die Santa-Cruz-Inseln. In meiner zu der Karte dieser Inseln gehörenden Denkschrift habe ich die Lage von Carteret's Swallow-Insel besprochen und meine Ansicht ausgedrückt, daß die im Jahre 1797 von Capitän Wilson gesehenen Inseln eins sind mit der Swallow-Insel. Capitän Freycinet

ist derselben Meinung, und durch eine neue Untersuchung der Wilson's-Insel hat diese Hypothese auch Bestätigung gefunden. Es bleibt daher auch kein Zweifel, daß Byron's Swallow-Insel gar nicht existirt; allein da sie noch fortwährend auf einigen der neuesten Karten aufgeführt ist, so wäre es gut, wenn ihr Nicht-vorhandenseyn auch von der amerikanischen Expedition dargethan würde.

IV. Die Salomons-Inseln. Diese Inseln sind zum Theil von d'Urville und Shortland, zum Theil von d'Entrecasteaux besucht worden, und mehrere englische Schiffe sind zu verschiedenen Zeiten durch sie hindurchgesegelt; allein eine vollständige Untersuchung aller diesen großen Archipel bildenden Eilande fehlt noch. Es ist in der That sehr seltsam, daß von all den Seefahrern, welche in der letzten Zeit den stillen Ocean besucht haben, keiner eine systematische Durchforschung dieser Inseln versucht hat, mit Ausnahme von d'Entrecasteaux, der wenigstens längs der südlichen Inseln hinsegelte, in der Richtung von Ost nach West, und so die Hydrographie derselben wesentlich verbesserte. Ich habe im Jahre 1827 eine Karte dieser Inseln (systematische Karte des Archipels der Salomons-Inseln) veröffentlicht, und zu diesem Zweck alle Materialien welche man zu jener Zeit haben konnte, und von denen manche in offenbarem Widerspruch mit einander waren, gesammelt, suchte sie zu vereinigen und die zu diesem Archipel gehörigen Inseln nach meinem besten Wissen zu verzeichnen. Durch die erste Untersuchung dieser Inseln wird man finden, ob einige meiner Combinationen wohl begründet waren oder nicht. Da die Salomons-Inseln den größten und am wenigsten gekannten Archipel in dem stillen Weltmeer bilden, so verdienen sie ohne Zweifel ebenso vollständig untersucht zu werden, wie Gruppen der Gesellschafts-, Freundschafts- und anderer Inseln. Obwohl schon zehn Jahre seit Veröffentlichung meiner Karte verflossen sind, so geschah doch seit dieser Zeit nichts für die Hydrographie dieser Inseln, um mich in den Stand zu setzen in der zweiten Ausgabe dieser Karte (1836) etwas zu verbessern, ausgenommen in Beziehung auf eine letzthin entdeckte Inselgruppe nördlich von den Salomons-Inseln.

V. Neu-Caledonien. Eine gefährliche Klippe nordwärts von Neu-Caledonien ist in der letzten Zeit durch das Schiff Petrie entdeckt worden; die Lage derselben sollte ganz genau bestimmt werden.

VI. Loyalty-Inseln. Capitän d'Urville war der erste der die Loyalty-Inseln untersuchte; allein da er bloß auf der Nordseite derselben hinsegelte, so wäre es zu wünschen, daß auch die südliche Seite untersucht würde.

VII. Die Fidschi-Inseln. Capitän d'Urville hat viel gethan, um uns eine genauere Karte dieser Inseln zu geben, da er einen großen Theil derselben untersucht hat, aber noch hat er viele zu diesem Archipel gehörige Eilande undurchforscht gelassen. In meiner Supplement-Denkschrift zu der Karte dieser Inseln habe ich versucht Capitän d'Urville's Forschungen mit den vor ihm gemachten zu vereinigen, und demzufolge nach allen zu meiner Kenntniß gekommenen Angaben eine neue Karte der Fidschi-Inseln (von Capitän d'Urville Viti-Inseln genannt) angefertigt. Demnach kann die Karte nicht sehr genau seyn, aber immerhin noch Dienste leisten, bis eine neue vollständige Untersuchung über dieselben angestellt ist.

VIII. Neu-Irland. Es ist zu verwundern, daß beinahe zwei Jahrhunderte vergingen, ohne daß die nördlich von Neu-Irland gelegenen Inseln — zuerst gesehen von Tasman und seither von Dampier und Bougainville — untersucht worden sind, so daß wir von denselben gegenwärtig ebensowenig wissen als wir vor 150 Jahren von ihnen wußten. Es bleibt also übrig eine vollständige Untersuchung aller dieser Inseln anzustellen. Was die nahe bei ihnen gelegenen, von Maurell gesehenen Inseln betrifft, so ist es nicht wahrscheinlich, daß es dieselben sind, wie man vermuthet hat. Dieß ist ein Grund weiter, warum sie mit der größten Genauigkeit erforscht werden sollten.

IX. Admiralitäts-Inseln. Es ist sehr zu wünschen, daß die von Maurell gesehenen Inseln, östlich von der großen Admiralitäts-Insel, erforscht werden, da man weiß, daß Maurell's Bericht über seine Entdeckungen den Seekartenverfertiger nicht befriedigt.

X. Neu-Britannien. Admiral d'Entrecasteaux hat mit seiner gewohnten Genauigkeit die längs der Nordküste von Neu-

Britannien gelegenen Inseln gesehen und bestimmt, allein es war ihm nicht möglich die Küste selbst zu beschreiben, da er sie nur in der Entfernung und in einzelnen Theilen gar nicht gesehen hat.

XI. * Die niedern Inseln. Capitän Hagemeister, von der russischen Marine, entdeckte im Jahre 1830 eine Insel westlich von den König-Georgs-Inseln. Diese Insel kann keine andere seyn als Schouten's Waterlandt. Capitän Wilson segelte zwischen zwei Inseln hin, die er zu den König-Georgs-Inseln rechnete. Die meisten Seefahrer waren derselben Ansicht, obwohl zwischen den von Wilson gesehenen Inseln und der König-Georg's-Gruppe ein Längenunterschied von mehr als einem Grad ist. Capitän Duperrey (eine ausgezeichnete Autorität, wie jeder Hydrograph gerne zugestehen wird) ist anderer Meinung; er behauptet, daß die beiden Inseln, zwischen welchen Wilson durchsegelte, nicht zu den König-Georgs-Inseln gehören, sondern westlich von denselben liegen. Er glaubt, daß das von Capitän Hagemeister gesehene Eiland, das ich für Waterlandt halte, eine von den beiden Inseln ist, und daß Capitän Hagemeister die andere nicht gesehen hat. Zur Widerlegung der Hypothese des Capitän Duperrey müßte die zweite Insel, welche, seiner Angabe zufolge, Capitän Hagemeister nicht gesehen hat, westlich von Capitän Hagemeisters Insel aufgesucht werden; wenn sie wirklich existirt, so kann die Entfernung nicht mehr als 15 oder 20 Meilen betragen.

XII. * Commodore Byron's Disappointment-Inseln sind seit ihrer ersten Entdeckung im Jahre 1765 nicht mehr besucht worden. Ich habe versucht ihre Länge auf 140° 42′ W. zu bestimmen; allein da dieß nur ein annäherndes Verhältniß ist, so sollten sie untersucht, wenigstens wieder besucht werden.

XIII. * Aus meinen Memoiren und dem Supplement werden Sie ersehen, daß ein Unterschied von 27′ zwischen Capitän Bellinghausens und Capitän Kotzebue's Längenangabe über die Westspitze der Prinz-Wales-Insel *) und der westlich

*) Auf einigen Karten heißt sie Deans-Insel; auf der meinigen aber Vlighen-Insel.

davon gelegenen Eilande *) ist. Was mag die Ursache dieses Unterschieds seyn, da doch die beiden Seefahrer weder vorher noch nachher mehr als drei Minuten von einander abweichen? Entweder ist die Länge der Vlighen-Insel von Capitän Kotzebue zu hoch geschätzt worden, oder hat sich in die Längebestimmung des Einen oder Andern ein Irrthum eingeschlichen. Da beide ausgezeichnete Beobachter sind, so wäre es wünschenswerth diesen Punkt durch genaue und sorgfältige Untersuchung aller östlich und westlich von der Vlighen-Insel gelegenen Eilande festzusetzen und die Breite der die verschiedenen Inseln von einander scheidenden Canäle sowohl als die richtige Länge der Vlighen- oder Prinz-Wales-Insel mit der größten Genauigkeit zu bestimmen; der Irrthum wird höchst wahrscheinlich in der Länge dieser Insel gefunden werden.

XIV. * In der Längenbestimmung der Insel Clermont de Tonnerre besteht zwischen dem Capitän Duperrey und Capitän Beechey ein Unterschied von 17′. Ueber das anliegende Eiland Serle dagegen besteht fast gar keine Differenz. Derselbe Unterschied von 17′ existirt dann aber wieder in der Länge von Prinz William Henry, von welcher Capitän Beechey bewiesen hat, daß sie eine und dieselbe ist mit Capitän Duperrey's Insel Lortingo; bei der Mollu-Insel stimmen die Capitäns Duperrey und Beechey wieder vollkommen mit einander überein. Es würde sich der Mühe lohnen die Ursachen solcher Anomalien zu untersuchen.

XV. * Capitän Beechey ist der Meinung, daß Capitän Duperrey's Insel Clermont de Tonnerre eine und dieselbe ist mit der Insel Minerva. Capitän Duperrey dagegen behauptet, die Insel Minerva sey keine andere als die Serle-Insel. Ich bin der letztern Ansicht; doch hängt bei der Lösung dieses Räthsels sehr viel von der Entfernung zwischen den Inseln Clermont de Tonnerre und Serle ab, die auf Duperrey's Karte weit geringer ist als auf der des Capitäns Beechey.

XVI. * In der letzten Zeit hat man eine Insel von ziemlich großem Umfang mit Namen Raraka entdeckt. Man würde

---

*) Von Capitän Porter Gamble, von Capitän Kotzebue Krusenstern-Insel genannt.

wohl thun sie zu untersuchen, da die Nachrichten welche man über sie hat, durchaus nicht befriedigend sind. Sie soll unter 16° 3′ S. B. und 145° 0′ W. L. liegen.

XVII. * Ich habe auf meiner Karte der niedern Inseln verschiedene Eilande bezeichnet, deren Lage sehr zweifelhaft ist; so z. B. die Bunyer's-Gruppe des Turnbull, die Insel Britomart, die von Quiros entdeckten Inseln und noch verschiedene andere. Es wäre nun nöthig, um etwas Gewisses über ihre Existenz und genaue Lage zu erfahren, sie aufzusuchen und eine genaue Untersuchung derselben anzustellen.

XVIII. * Die Inseln von San Bernardo und die Danger-Inseln. Mendana entdeckte eine Insel-Gruppe, die er San Bernardo nannte. Diese Eilande wurden auch von den Capitäns Freycinet und Bellinghausen gesehen. Unfern von ihnen entdeckte auch Byron eine kleine Gruppe, die er Danger-Inseln (Inseln der Gefahr) nannte. Trotz eines Unterschieds von einem halben Grad hat man diese beiden Gruppen doch als eine und dieselbe betrachtet, und es nicht für unmöglich gehalten, daß sich in Byrons Längenbestimmungen ein typographischer Fehler eingeschlichen haben möchte; übrigens hat noch keiner der Seefahrer, welche diese Gegend passirten, je eine zweite Gruppe gefunden, die ihnen nicht hätte entgehen können, wenn sie wirklich existirte. Capitän Duperrey, der, wie bereits oben erwähnt, als eine hohe Autorität gilt in allem was die Südsee anbelangt, ist indeß anderer Meinung und behauptet daß Byron's Danger-Insel wirklich vorhanden sey. Um diese Frage zu erledigen ist es nöthig unter dem Meridian der San Bernardo-Inseln, wie derselbe von Capitän Bellinghausen festgestellt ist, diese Danger-Inseln in der ihnen von Byron beigelegten Länge, so wie die Felsenkette von der er spricht, und die seiner Angabe zufolge östlich davon liegt, aufzusuchen. Dieß ist seither noch nicht geschehen, und es wäre daher sehr wünschenswerth, daß es geschehe, damit über diesen Gegenstand nicht der leiseste Zweifel mehr übrig bleibe.

XIX. * Die Mariannen-Inseln. Auf Capitän Freycinet's Karte sieht man, südlich von der Insel Assumption, Felsen mit Namen Marie. Felsen mit demselben Namen sah aber La Perouse auch nördlich von der Assumption-Insel. Im Falle

nun die Expedition ihre Forschungen bis zur nördlichen Halbkugel ausdehnen sollte, so würde dieser zweifelhafte Punkt beigelegt.

XX. * Die Carolinen-Inseln. Diese Inseln sind von Capitän Duperrey und Capitän Lütke so genau untersucht worden, daß in Beziehung auf sie wenig zu thun mehr übrig geblieben ist. Ich will hier übrigens einige Inseln bezeichnen, die mit großer Genauigkeit bestimmt werden müssen: 1) die von Capitän Morell mit dem Namen Fasolis bezeichnete Insel ist höchst wahrscheinlich eine und dieselbe mit Capitän Lütke's Faroilep, allein ein Unterschied von 21′ Breite macht dieß zweifelhaft. 2) Die Insel Lydia auf Capitän Duperrey's Karte. Man weiß nicht von wem sie entdeckt noch von wem ihre Lage bestimmt worden ist. 3) Ich habe versucht in meiner Supplement-Denkschrift zu den Carolinen-Inseln darzuthun, daß die Inseln Bordelaire, Fame, Campbell und St. Augustin alle ein und dieselbe sind. Diese Hypothese muß aber erst bewiesen werden. 4) Die Monteverde-Inseln sollten untersucht werden; was die Capitäne Monteverde und Morell, die einzigen Seefahrer welche sie gesehen, von ihnen gesagt haben, ist nicht befriedigend genug. 5) Wir sehen auf Capitän Duperrey's Karte der Carolinen-Inseln verschiedene Eilande, von denen wir wenig mehr wissen als die Namen, nämlich: Bumkay, Duekin u. s. w., und deren Existenz und Lage noch festzustellen. 6) Die Insel Arrecifos wurde, so weit meine Kenntniß reicht, nur von dem Schiff Providence im Jahre 1811 gesehen; da man von ihr nicht viel weiß, so ist zu wünschen, daß sie untersucht würde.

XXI. * Die Gilbert-Insel. Am Schlusse meines Supplement-Bandes habe ich bemerkt, was zu thun übrig bleibt, um eine vollkommene Kenntniß der zu diesem Archipel gehörigen Inseln zu bekommen.

Bemerkung. Unabhängig von der amerikanischen Untersuchungs-Expedition sollen zu gleicher Zeit noch drei andere in die Südsee abgeschickt werden: zwei englische und eine französische. Viele von diesen Inseln werden deßhalb von allen Expeditionen besucht werden, und es ist zu fürchten, daß ihre von den verschiedenen Astronomen der Expeditionen bestimmten Längen nicht so genau übereinstimmen als zu wünschen wäre. Diesem Uebelstand wird vielleicht dadurch vorgebeugt, daß sie ihre astronomischen

Beobachtungen auf die Längen solcher Plätze zurückführen, welche durch absolute astronomische Beobachtungen mit der größten Genauigkeit bestimmt sind und die höchst wahrscheinlich von den Schiffen der Expedition besucht werden. Die Lagen welche wir in der Südsee haben, sind Point Venus, unter 149° 29′ 17″ W. L., bestimmt durch den Lauf der Venus durch die Sonnenscheibe; der Hafen Honolulu, auf der Insel Daho, durch die Bedeckung verschiedener Sterne, unter 202° 10′ Länge; und der Hafen Jackson, Sydney Cove, unter 151° 17′ O. L. durch eine Sonnenfinsterniß. Im nördlichen Theil des stillen Weltmeers mag das Ost-Cap unter 190° 16′ 10″ als ein *fest*bestimmter Punkt betrachtet werden, obgleich derselbe nicht durch absolute astronomische Beobachtungen festgestellt ist. In Beziehung auf die Küste von Süd-Amerika scheint mir Talcahuana, dessen Länge von Capitän Beechey zu 72° 56′ 59″ W. festgestellt wurde, ein wohl bestimmter Punkt zu seyn. Capitän Duperrey ist nicht dieser Meinung, und es bleibt somit noch festzustellen, ob die Länge von Talcahuana oder Valparaiso unter 71° 33′ 34″ W. den Vorzug verdient.

St. Petersburg, den 26 Januar 1837.

Krusenstern.

Staats-
Bibliothek
Bambergs

Augsburg, Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilkes, Charles

Die Entdeckungsexpedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842 nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt

Bd.: 1

Stuttgart [u.a.] 1848

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.439(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449774-0